

# Universitätsbibliothek Wuppertal

## Grundfragen der Homerkritik

Cauer, Paul

Leipzig, 1909

Erstes Buch - Textkritik und Sprachwissenschaft

---

**Nutzungsrichtlinien** Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-3067](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-3067)

uchung mit  
marschieren  
ndatz. Nur  
das erste von  
ge geschehen;  
tan, um die

beider keines  
auf besch  
glücken kön  
er dem andern  
gerade sich  
die dadurch  
Die Wissen  
ihrer Zweig  
über und hin  
ist der Zweck,  
dem ich darin  
und entweder  
sche, will ich  
ischen schein  
die Weg  
her geführte

Erstes Buch.

Textkritik und Sprachwissenschaft.

Hierher Buch  
Textil- und Farbwissenschaften

Wo der Herstellung eines Textes wissenschaftliche Arbeit gewidmet wird, da ist immer das natürliche Ziel, ihn so zu drucken, wie der Verfasser selbst ihn niedergeschrieben hat. Für Schriftsteller der neueren Zeit läßt sich das mit ziemlicher Vollkommenheit erreichen; aber auch für alte und älteste schwebt es doch als Aufgabe vor, die überall den entscheidenden Maßstab abgibt, und deren Lösung eigentlich nur durch tatsächliche Schwierigkeiten oder praktische Rücksichten beeinträchtigt wird. Bei Homer ist es prinzipiell unmöglich die Aufgabe so zu fassen. Die Person des Dichters selbst ist in Dunkel gehüllt. Und wenn wir darauf verzichten es zu durchdringen und in unbestimmter Mehrzahl von den Verfassern sprechen, so bleibt doch die Frage: haben sie überhaupt geschrieben, oder war es ihnen genug zu sinnen und zu sagen? Irgend einmal sind ja die beiden Epen aufgeschrieben worden: waren die, welche das taten, selbständige Dichter oder nur die Ordner des Überkommenen? Und was war auf sie gekommen: schon unsere Ilias und Odyssee in ihren Hauptteilen, oder zerstreute Elemente älterer Poesie, aus denen etwas Zusammenhängendes erst geschaffen werden mußte? Im Grunde ist das eben jene Frage, ob die Dichter geschrieben haben, nur in anderer Wendung. Sie wird uns später um ihrer selbst willen beschäftigen. Hier sollte sie nur daran erinnern helfen, daß die Aufgabe der Textkritik bei Homer nicht nur schwer zu lösen sondern fast noch schwerer zu stellen ist. Wir werden uns nicht wundern dürfen, wenn sie im Laufe der Untersuchung ihren Platz und ihre Gestalt ändert.

---

## Erstes Kapitel.

### Handschriften.

Für die Befestigung und Verbesserung der unentbehrlichen Grundlage, die alle Arten von Homerkritik in der handschriftlichen Überlieferung suchen müssen, haben die letzten Jahrzehnte Bedeutendes geleistet. Auf Arthur Ludwicks kritische Ausgabe der Odyssee ist neuerdings die der Ilias gefolgt. Unabhängig von ihm haben in England Walter Leaf und, in dessen Sinne weiter arbeitend, T. W. Allen die Handschriften der Ilias nach neuen Gesichtspunkten untereinander verglichen und zu gruppieren gesucht und haben damit, neben manchem Gewinn im einzelnen, die allgemeine Frage nach der Geschichte des Homertextes der Lösung ein gutes Stück näher gebracht. Endlich sind durch die Papyrusfunde unsere bisherigen Ansichten über diese Geschichte aufs schwerste erschüttert und, obwohl bald eine ruhigere Auffassung Platz griff, doch dauernd auf eine neue Grundlage gestellt worden, auf deren Verbreiterung und Befestigung wir noch hoffen dürfen.

Ludwicks Odyssee erschien 1889 und 1894; auf dem Titel stand: *Recensuit et selecta lectionis varietate instruxit A. L.* Der Herausgeber hatte einen Teil der von La Roche (1867) benutzten Hdss. wieder verglichen, außerdem aber mehrere, die bisher unbekannt oder wenig beachtet geblieben waren. Drei von ihnen erklärte er auf Grund sorgfältiger Prüfung, worüber die Praefatio berichtete, für älter als — von den Papyris abgesehen — alle übrigen Odyssee-Hdss.; nach ihnen im wesentlichen hatte er den Text hergestellt<sup>1)</sup>. Es

1) Auf sie bezieht sich die Leydener Dissertation von P. C. Molhuysen, *De tribus Odysseae codicibus antiquissimis* (1896), deren Verfasser alle drei vollständig verglichen hat und manche Nachträge zu Ludwicks Apparat bringt. Allen hat dann für seine soeben (in der Bibliotheca Oxoniensis) erschienene Odyssee-Ausgabe weitere Hdss. in ansehnlicher Zahl herangezogen. In der Praefatio gibt er eine Einteilung aller in 47 Familien,

waren dies: ein Mediceus (Laur. 32, 24) des zehnten Jahrhunderts, ein Laurentianus (52) derselben Zeit und ein Palatinus (45) aus dem Jahre 1201. Danach sah die Varietas lectionis ziemlich anders aus als bei La Roche, der Text selbst war nicht wesentlich geändert. Wenn bis dahin Immanuel Bekkers Ausgabe von 1843 als beste Darstellung des überlieferten Textes gegolten hatte, so zeigte sich jetzt, daß sie dieses Vertrauens in hohem Grade würdig gewesen war.

Die neu herangezogenen Hdss. waren den früher benutzten auch darin ähnlich, daß doch keine von ihnen eine Schreibweise zeigte, die im Druck einfach hätte beibehalten werden können. Im Laurentianus 52 (*F*), derselben Hds., der wir eine so wertvolle Lesart wie das später noch zu würdigende  $\omega\varsigma \epsilon\varphi\alpha\tau'$ ,  $\alpha\upsilon\tau\acute{\alpha}\rho \omicron\iota \alpha\upsilon\tau\iota\varsigma \pi\acute{o}\rho\omicron\nu$  verdanken, ist zwar  $\alpha$  440  $\tau\eta\tau\acute{o}\tau\omicron\iota\varsigma \lambda\epsilon\chi\epsilon\sigma\iota$  in  $\lambda\acute{\epsilon}\chi\epsilon\sigma\iota$ ,  $\gamma$  84  $\delta\iota\omicron\upsilon \text{ } \text{'}\text{Οδυσσέως}$  in  $\text{'}\text{Οδυσσῆος}$  richtig korrigiert; aber  $\alpha$  225 hat dieselbe zweite Hand  $\tau\acute{\iota}\pi\tau\epsilon \delta\acute{\epsilon} \sigma\epsilon \chi\rho\epsilon\acute{\omega}$  in  $\delta\acute{\epsilon} \sigma\epsilon \chi\rho\epsilon\iota\acute{\omega}$ ,  $\sigma$  57  $\tau\acute{o}\upsilon\tau\omega \delta\acute{\epsilon} \mu\epsilon \text{ } \text{'}\text{Ιφι δαμάσση}$  in  $\tau\acute{o}\upsilon\tau\omicron \delta\acute{\epsilon} \mu\epsilon$  verdorben; dicht beieinander stehen  $\sigma$  294  $\epsilon\upsilon\gamma\gamma\acute{\alpha}\mu\pi\tau\omicron\iota\sigma\iota\nu \acute{\alpha}\rho\alpha\rho\upsilon\acute{\iota}\alpha\iota$  und 296  $\eta\lambda\acute{\epsilon}\kappa\tau\rho\iota\varsigma \epsilon\epsilon\rho\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\nu$ . In den 331 Versen des Buches  $\zeta$  hat *F* mehr als 30 unmetrische Schreibungen:  $\acute{\alpha}\nu\acute{\epsilon}\varphi\epsilon\lambda\omicron\varsigma$  45,  $\epsilon\tilde{\rho}\iota\psi\epsilon$  115,  $\delta\omicron\acute{\alpha}\sigma\alpha\tau\omicron$  145;  $\eta\tilde{\epsilon} \varphi\iota\lambda\acute{o}\xi\epsilon\nu\omicron\iota$  124;  $\chi\acute{\alpha}\iota\rho\omicron\upsilon\sigma\iota \delta\acute{\epsilon} \pi\alpha\tau\acute{\eta}\rho$  30,  $\kappa\alpha\tau\acute{\epsilon}\chi\epsilon\upsilon\epsilon\nu \chi\acute{\alpha}\rho\iota\nu$  235;  $\acute{\alpha}\lambda\lambda'$   $\epsilon\gamma\omega\nu \alpha\upsilon\tau\acute{o}\varsigma$  126,  $\pi\acute{\alpha}\rho \delta' \acute{\alpha}\rho' \text{ } \text{'}\text{Οδυσσῆι}$   $\theta\acute{\epsilon}\sigma\alpha\nu$  248,  $\delta\acute{o}\varsigma \delta\acute{\epsilon} \mu\omicron\iota \rho\acute{\alpha}\kappa\omicron\varsigma$  178,  $\mu\iota\nu \lambda\omicron\upsilon\sigma\alpha\sigma\theta\alpha\iota \pi\omicron\tau\alpha\mu\omicron\iota\omicron$  246;  $\Phi\alpha\iota\eta\kappa\omega\nu \acute{\epsilon}\varsigma \pi\acute{o}\lambda\iota\nu \text{ } \text{'}\text{Ιμεν}$  (sic) 298. Diese Beispiele mögen genügen. Ludwich hat in den meisten Fällen die dem Metrum entsprechende Form oder Wortverbindung hergestellt:  $\acute{\alpha}\lambda\lambda' \acute{\alpha}\gamma' \epsilon\gamma\omega\nu \alpha\upsilon\tau\acute{o}\varsigma$  126,  $\delta\acute{o}\varsigma \delta\acute{\epsilon} \rho\acute{\alpha}\kappa\omicron\varsigma$  178,  $\lambda\omicron\upsilon\sigma\theta\alpha\iota$  246,  $\Phi\alpha\iota\eta\kappa\omega\nu \text{ } \text{'}\text{Ιμεν}$   $\acute{\epsilon}\varsigma \pi\acute{o}\lambda\iota\nu$  298 usw., wobei er sich in der Regel auf das übereinstimmende Zeugnis der übrigen Hdss. oder doch der besten unter ihnen stützen konnte. Immer ging das nicht an:  $\varphi\iota\lambda\acute{o}\xi\epsilon\nu\omicron\iota$  124 haben die meisten und besten,  $\chi\acute{\alpha}\iota\rho\omicron\upsilon\sigma\iota \delta\acute{\epsilon}$  30 gar alle Hdss. Doch lassen wir die übrigen und begnügen uns für jetzt festzustellen, daß eine der ältesten und wertvollsten Urkunden der Odyssee an metrischen Anstößen reich ist, also, wenn danach ein lesbarer Text gedruckt werden soll, der emendierenden Hand des Herausgebers bedarf.

Für die Ilias steht es etwas anders; ganz ohne Fehler dieser Art ist jedoch auch der Venetus *A* nicht. Nur ein paar Proben:

in deren keiner mehr als eine der 5 teils bei La Roche teils bei Ludwich bevorzugten Hdss. erscheint. Eine Darlegung des gegenseitigen Verhältnisses und des Wertes der angesetzten Gruppen kündigt er für später an.

Πηλέως υίε Π 24, τοῦ γ' ἰθὺς βέλος πέτετ(ο) Υ 99, ἀπ' ὀφθαλμῶν ἐκέδασ' ἀχλὺν Υ 344, τεταρπόμεθα Ψ 10 (anders 98), ὅτι τάχιστα Ψ 11 (anders 403), Βορέη als Versanfang Ψ 195, παρὲξ ἐλάσσησθα Ψ 344, μέγα (für μέλαν) δέ ἐ κῶμα Ψ 693, οὐτ' Ὀδυσσεύς Ψ 119, αὐτ' ἔριψε Ψ 842 (anders 845), μύσαν ὕσσ' ὑπὸ βλεφάρουσιν Ω 637. Man muß auch Αἴαν Ἰδομενεῦ τε Ψ 493 als unmetrisch rechnen; denn wenn hier vom Schreiber Länge des *a* ausdrücklich markiert ist, so geht daraus nur hervor, daß er selbst sich des Anstoßes bewußt war, ebenso wie in der zu Ψ 697 (κάρη βάλλονθ' ἐτέρωσε) beigeschriebenen Variante βάλλονθ'. Nicht immer war eine Korrektur glücklich. Α 333 steht δοῦρὶ κλυτὸς Διομήδης mit übergeschriebenem *ει*, aber K 230 δοῦρὶ κλειτὸς Μενέλαος mit übergeschriebenem *υ*. Δ 542 war die ursprüngliche Lesart des Venetus χειρὸς ἐλοῦσ' ἀτάρ βελέων; daraus hat der Korrektor gemacht ἐλοῦσα αὐτάρ, also nicht bemerkt, daß seine beiden Verbesserungen einander aufheben. Der Syrische Palimpsest hat Ὀδυσσεύς statt Ὀδυσσεύς Ψ 709. 719, 755, aber ποσί statt ποσσί Ψ 749, Ἀχιλῆος statt Ἀχιλλῆος Ω 309. — Das sind bekannte Erscheinungen, an die hier nur kurz erinnert werden sollte; sie zeigen, daß man auch der besten Überlieferung gegenüber nicht ganz ohne metrische Korrekturen auskommt und daß im Grunde nur über das Maß solcher Korrekturen gestritten wird.

Als beste Überlieferung erweist sich der Venetus *A* durch die Korrektheit des eigenen Textes; wertvoller ist er durch den Reichtum an Nachrichten über die Textkritik der Alten. Daß beide Vorzüge innerlich zusammenhängen, möchte man annehmen; der Tatbestand spricht aber dagegen. Ludwich hat gezeigt (AHT. I 134—146), daß Text und Scholien in dieser Handschrift ursprünglich gar nicht zusammengehörten, vielmehr Randbemerkungen und beigeschriebene Varianten oft einen andern Text voraussetzen, als den dem sie jetzt beigeschrieben sind, und daß dieser letztere weit davon entfernt ist, selber die aristarchische Rezension darzustellen. Unter 104 Stellen im ersten Gesange der Ilias, für welche Aristarchs Lesart überliefert ist oder erschlossen werden kann, sind 32, an denen der Venetus *A* im eignen Texte diese Lesart nicht hat (AHT. II 177 ff.). Und unter den 72 Fällen, in denen er zu Aristarch stimmt, kommt es nur einmal vor, daß er mit dieser Übereinstimmung unter den Hdss. allein steht (A 241 τότε); in allen übrigen Fällen gibt es mehrere — meistens ist es die große Mehrzahl, oft die Gesamtheit —, die Aristarchs Lesart ebenfalls

in ihrem Texte haben. Man darf also schließen: wenn von der venezianischen Hds. nur der Text, ohne alle Scholien und beigefügten Varianten, erhalten wäre, so würden wir in ihr zwar eine brauchbare Vulgata, doch keinen Anhalt haben, um der alexandrinischen Textgestalt näher zu kommen.

Walter Leaf<sup>2)</sup> war es, der diesen Schluß zog, und aus ihm die Frage ableitete: gibt es andere Urkunden, die uns in dieser Beziehung bessere Dienste leisten? Er ging auf zwei untereinander nahe verwandte Codices zurück, deren hervorragenden Wert zuerst C. A. J. Hoffmann behauptet und begründet hatte<sup>3)</sup>, Lipsiensis 1275 und Vindobonensis 5, beide aus dem 14. Jhdt., und verglich sie mit denjenigen beiden, die in La Roches Apparat nächst A den ersten Platz einnehmen, Laurentianus 32, 3 (C) und Laurentianus 32, 45 (D), beide aus dem 11. Jhdt. Um einen sicheren Maßstab für die Schätzung einer Hds. zu gewinnen, suchte er jedesmal festzustellen, wie viele unter den ihr eigentümlichen Lesarten auf alte Überlieferung zurückgingen. Und hierfür gab es mehrere Anhaltspunkte. Eine Lesart konnte (1) durch Didymos oder Aristonikos als alt bezeugt sein, und zwar entweder so, daß sie einem der drei großen Alexandriner zugeschrieben war (1 a), oder so, daß sie nur irgendwie von Didymos oder Aristonikos erwähnt war (1 b); sie konnte aber auch auf andere Weise als alt erkennbar sein (2), indem sie z. B. mit ἐν ἄλλῳ oder γράφεται im Venetus A beige-schrieben war oder in einem Grammatikerzitat bei Eustathios vorkam. An dritte Stelle kamen dann Lesarten, die, an sich brauchbar, einer Hds. eigentümlich, sonst aber nicht bezeugt waren. Nach dieser Methode gewann Leaf in bezug auf 1 und 2 folgendes Bild:

	1 a	1 b	2	zusammen
C	2	3	2	7
D	10	5	13	28
Vind. 5 u. Lips.	42	12	37	91

Die Inferiorität von C, der Vorzug der beiden von Hoffmann empfohlenen Hdss. sprang in die Augen. Leaf hatte gewiß recht: die bisherige Überschätzung der Hds. C beruhte darauf, daß sie einen leidlich korrekten, bequem benutzbaren Durchschnittstext

2) Leaf, The manuscripts of the Iliad, Journal of Philology 18 (1889) S. 184 ff. und 20 (1892) S. 237 ff.

3) Hoffmann, Das 21. und 22. Buch der Ilias, nach Hdss. und Scholien herausgegeben. Clausthal 1864.

*Falsche Fragestellung*



darstellt, während jene beiden durch eine Menge von Fehlern ent- stellt sind, zwischen denen man das Gute erst mühsam heraus- suchen muß. Aber diese Mühe lohnt sich denn doch. Wenn ein Text unter den Lesarten, die er mit keinem andern gemein hat, so viele nachweislich alte enthält, so ist die Vermutung berechtigt, daß auch unter den übrigen ihm eigentümlichen Lesarten manche altüberlieferte versteckt sein werden. Dieser Gedanke trägt weiter: mit der von Leaf angegebenen Betrachtungsweise ist ein Mittel gewonnen, um überhaupt die Ilias-Hdss. auf ihren Wert und auf ihre gegenseitigen Beziehungen zu prüfen.

Leaf selbst hat die Arbeit noch ein Stück gefördert. Er hat für sich alle Stellen gesammelt, an denen in den Scholien oder bei Eustathios eine alte Variante bezeugt ist — »rund 2000« —, und hat auf diese Stellen hin mehrere Hdss. durchgesehen, wobei besonders zwei Pariser (Grec 1805 und Supplément grec 144) als wertvoll anerkannt wurden. In großem Umfang hat dann Allen die Aufgabe ergriffen und hat 79 italienische Hdss. der Ilias nach der Leafschen Methode durchforscht und zu gruppieren gesucht<sup>4</sup>). Abgesehen von wenigen, die sich durch ungewöhnliche Selbständig- keit oder ungewöhnliche Kontamination der Einordnung entzogen, glaubt er 15 Familien unterscheiden zu können, und vermutet daß auch die außeritalienischen Hdss. unter eine oder die andere dieser Familien fallen werden. Insbesondere gilt ihm das (S. 112) von jenen beiden, Lipsiensis 1275 und Vindobonensis 5, die der von ihm angenommenen Familie *h* nahe stehen und wesentlich dazu beitragen können, deren gemeinsamen Charakter zu erkennen. Diese Gruppe — der Allen aus Italien 8 Hdss. zurechnet, unter ihnen als älteste einen Marcianus (458) des 12. oder 13. Jahr- hundert, mit  $\Xi$  419 beginnend — überragt auch hier, wie früher bei Leaf, alle andern an altem Besitz; im einzelnen sind natürlich die Zahlen etwas verändert, da Allen eine viel größere Menge von Hdss. in die Vergleichung hereingezogen hat, so daß manche Lesart, die früher isoliert erschien, jetzt in mehreren Exemplaren auftritt. Auch in der Klassifizierung der Lesarten hat Allen etwas geändert, indem er die Kolonnen *1 a* und *1 b* zusammenfaßte und in Kolonne *2* als altbezeugt auch solche Lesarten rechnete, die in

<sup>4</sup>) T. W. Allen, The text of the Iliad, Class. Rev. XIII (1899) p. 110—116. Daran schließen sich weitere höchst wertvolle Aufsätze von ihm in dem- selben und in den folgenden Bänden der gleichen Zeitschrift.

einem Papyrus sich finden. Danach hatte die Familie *h* unter 184 ihr eigentümlichen Lesarten 49, die von Didymos und Aristonikos erwähnt werden, und 7, die durch die Randscholien in *A*, durch Eustathios oder einen Papyrus als alt erwiesen sind (etwas anders später; s. S. 24). Die vier an Wert zunächst stehenden Familien hatten zwar von der zweiten Art durchschnittlich ebensoviel, von der ersten aber, also Lesarten die als Bestandteile ältester kritischer Wissenschaft gesichert sind, zusammen nur 12, gegen 49 in *h*. Wir dürfen hoffen, daß auch unter den übrigen für *h* charakteristischen Lesarten, die durch kein Parallelzeugnis äußerlich gestützt sind, Brauchbares und Gutes sich finden werde.

Dieser Hoffnung widerspricht Arthur Ludwich, der aus den Vorarbeiten seiner eignen Ilias-Ausgabe heraus »Beiträge zur homerischen Handschriftenkunde« veröffentlicht hat<sup>5</sup>). Er rühmt die Verdienste der beiden Engländer, findet aber Allens Einteilung vorläufig nicht überzeugend und hegt namentlich Zweifel gegen die praktische Verwendbarkeit von *h*, weil in dieser Gruppe »die nichtsnutzigen Fehler und abscheulichsten Interpolationen« in einer Üppigkeit wuchern, daß man »sich immer erst durch einen Wust »von offenkundigen Nichtsnutzigkeiten hindurchquälen müsse, ehe »man auf ein Goldkörnchen stoße, dessen Echtheit unbestreitbar »sei«. Von schlimmen Fehlern und Auswüchsen in *h* gibt Ludwich (S. 77—79) Proben — die sich leicht würden vermehren lassen<sup>6</sup>) —, durch die gezeigt werden soll, »daß oft hinter dem scheinbaren »Reichtum die sicheren Spuren des Verfalls und der Fäulnis zutage »treten«. So ist es freilich. Aber daraus folgt doch nur, daß es schwer ist den Archetypus von *h* wiederherzustellen; der Wert dieser Urhandschrift bleibt unberührt. Daß er bedeutend gewesen

5) In einer Festschrift für C. F. W. Müller, enthalten im 27. Supplementbande von Fleckeisens Jahrbüchern (1900) S. 31—81.

6) Abschwächungen des Ausdrucks wie θανόντας für δαμέντας Π 420, πόνος für φόνος Τ 214 (die umgekehrte Vertauschung Φ 137) wird niemand bevorzugen. Eine Uniform wie ἴδοιε P 684, ein unsinniges ψαύειν für παύειν Φ 294 verraten den gedankenlosen Abschreiber. Oft erkennt man, was ihn vom Richtigen abgelenkt hat; z. B. die Erinnerung an eine geläufige Wortverbindung O 522, daß er ἐνὶ προμάχοισι μιγῆναι schrieb für δαμῆναι, oder P 346, wo aus dem ἀρηίφιλος Λυκομήδης ein Μενέλαος wurde, weil dieser Name neben demselben Epitheton geläufiger ist, — oder die äußere Gestalt eines benachbarten Wortes: Ἐκτορα δῆώσαντα statt δηώσαντε X 248, Γλάκεια neben Θάλεια für Γλάκη τε Σ 39.

sein muß, ist durch die ungewöhnliche Menge alter Grammatiker-Lesarten, die sie allein in den Text aufgenommen hatte, ein für allemal bewiesen. Welche sonst noch von den für *h* charakteristischen, d. h. sonst nirgends oder nur versprengt vorkommenden Varianten echt erscheinen und Vertrauen verdienen,\* muß in jedem einzelnen Falle sorgfältig geprüft werden; die bloße Tatsache, daß eine Lesart in *h* erhalten ist, spricht noch nicht für sie. Wer sich also streng eine »Rekonstruktion des bestbeglaubigten Textes« zur Aufgabe gemacht hat, muß auf die Benutzung von *h* verzichten; wer aber darüber hinaus den Text zu emendieren wünscht und sich vor »inneren Gründen« nicht fürchtet, für den bietet *h* eine unverächtliche Fundgrube. Welche Stellung Ludwig selbst zu dieser Alternative eingenommen hat, soll später (Kap. 4) geprüft werden; jetzt mögen ein paar Beispiele anschaulich machen, was sich aus *h* gewinnen läßt.

Einen ersten Anhalt für unser Urteil geben gewisse Lesarten, über deren Ablehnung allerdings kein Zweifel sein kann. Σόν τε δού' ἐρχομένω — καί τε πρό θ τοῦ ἐνόησεν (K 224), dafür hat *h* ἐρχομένω, weil dem Schreiber die eigentümlich homerische Satzfügung nicht vertraut war. Für νηῶν ἐκφορόντο (T 360) setzte er aus gleichem Grunde ἐκ νηῶν ἐφέροντο, für δεινὰ δ' ὁμοκλήσας προσέφη im Nachsatze (Π 706) δεινὸν ὁμοκλήσας. Wo Achill vom Strome bedrängt wird, Φ 244 f., ὣθει δ' ἐν σάκεϊ πίπτων ῥόος· οὐδὲ πόδεςσιν εἶχε στηρίζασθαι, θ δὲ πετελέην ἔλε χερσίν, gab der Subjektswechsel und gleich danach das scheinbar neu einführende θ δέ Anstoß; der Urheber von *h* glich beides aus und schrieb εἶα für εἶχε. Ω 392 ἐπὶ νῆας (statt ἐπὶ νηυσίν) ἐλάσσας zeigt den nach späterer Denkgewohnheit korrekteren Kasus, I 354 ἴκωιντο (für ἴκωνεν), N 329 ἀφίκοιτο (für ἀφίκοντο), K 239 μηδ' εἰ βασιλεύτερος εἶη (für ἐστίν) eine Vorliebe für den obliquen Modus in der Satzfügung. Wenn von denen, die an die Arbeit gehen, H 417 f. gesagt wird: τοὶ δ' ὠπλίζοντο μάλ' ὦκα, ἀμφοτέρον, νέκυάς τ' ἀγέμεν, ἕτεροι δὲ μεθ' ὕλην, so ist die Ungleichmäßigkeit ἀμφοτέρον . . . ἕτεροι δὲ der homerischen Rede-weise ebenso natürlich, wie sie dem Regelbewußtsein eines Pedanten widerstrebt: *h* hat ἀμφοτέροι. Umgekehrt ist Z 264 (ἀνδρὶ δὲ κεχηῶτι μένος μέγα οἴνος ἀέξει), P 21 f. (σοῦς κάπρου δλοόφρονος, οὐ τε μέγιστος θυμὸς ἐνὶ στήθεσσι πέρι σθένει βλεμεαίνει) das charakteristisch anschauliche Adjektiv durch das alltägliche Adverb ersetzt: μάλα ἀέξει, μάλιστα βλεμεαίνει. Fast in der gesamten

Überlieferung lautet I 73: *πᾶσά τοι ἔσθ' ὑποδείξη, πολέεσσι δ' ἀνάσσεις*; Aristarch schrieb *πολέσιν γὰρ ἀνάσσεις* in seinen beiden Ausgaben, wie Didymos bezeugt, der verständig bemerkt: *ἔχει δέ τι Ὀμηρικὸν καὶ ἡ διὰ τοῦ "δέ"*. Durch *γὰρ* wird das Verhältnis der Begründung deutlicher, und so steht in *h*. Dagegen Z 447 (*εἶ γὰρ ἐγὼ τόδε οἶδα κτλ.*) hat der Halbdenker, wer immer für *h* die Verantwortung trägt, den kausalen Zusammenhang nicht verstanden<sup>7)</sup>, und ihn beseitigt: *εἶ μὲν ἐγὼ τόδε οἶδα*. Zur Unzeit, klug war er auch I 558, meinte, ein Mann, der die Braut dem Gotte streitig zu machen wagte, müsse mehr durch Schönheit als durch Stärke sich ausgezeichnet haben, und schrieb *κάλλιστος* für *κάρτιστος*.

Reichlich sind, wie wir sehen, die Proben dafür, daß in *h* der Ausdruck ins Ebene und nüchtern Verständige gezogen ist; auch *χεῖρε* statt *χεῖρα* N 783, *ἐγγριμφοίεις* statt *ἐγγριμφας* Ψ 334 gehören dazu. Wenn im Gegensatz hierzu *h* dann und wann einen Ausdruck bietet, der grammatisch oder stilistisch vom Gewöhnlichen abweicht, so ist alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß er nicht gemacht sondern aus älterem Bestande übernommen sein wird. Ξ 382 lautet in der großen Mehrzahl der Hdss.: *ἔσθλα μὲν ἔσθλος ἔδουε, χέρεια δὲ χείρονα δόσκεν*. Niemand würde daran Anstoß nehmen. Wenn wir aber in *h* lesen: *χέρεια δὲ χείρονα*, so empfinden wir sofort, daß das unmittelbare Übergehen von der Person des einen zu der des andern der Sprache Homers viel gemäßer ist als ein strenger Parallelismus; Leaf hat deshalb recht getan, in seiner Ausgabe so zu drucken. *Οὔτε ποτ' ἀντεφέροντο μάχη* (E 701), *συμφερόμεσθα μάχη* (A 736) sind wieder an sich ganz in Ordnung. Doch *h* u. a. haben an beiden Stellen den Akkusativ; so muß gefragt werden: welcher Kasus macht in dieser Verbindung den Eindruck des Ursprünglichen? welcher läßt sich psychologisch aus den Gedanken oder der der Gedankenarmut eines Abschreibers besser erklären? Die Antwort kann kaum zweifelhaft sein: *μάχη* ist abgeschliffen, *μάχην* als Objekt kraftvoll vorgestellt. — *Εἰ μὲν δὴ μ' ἐθέλεις τελέσαι τάφον Ἐκτορι δίφ, ὧδε κέ μοι ῥέζων, Ἀχιλεῦ, κεχαρισμένα θείης*: so sagt Priamos Ω 660 f. Mehrere Gruppen von Hdss.,

7) Ganz auf der Hand liegt der Sinn auch nicht, ist jedoch, wenn man Ton und Gebärde hinzudenkt, wohl zu empfinden: »Ich kämpfe (nur) für meines Vaters und meine Ehre; denn daß der Sieg uns versagt bleibt, weiß ich.«

unter ihnen *h*, bieten *ῥέξας*, und legen uns damit wieder eine ähnliche Frage vor. In welcher Richtung ist ein Abirren in der Überlieferung leichter zu verstehen? Nach dem Typus *λάθε βιώσας* ist griechisch gedacht *ῥέξας θείης*; das Partizip enthält nichts von dem Begriff der Vorzeitigkeit. Wie schwer es uns heute fällt, das feine Element der Aktionsart<sup>8)</sup> in den Formen des Aoriststammes zu empfinden, wissen wir aus Erfahrung; die durchgedrungene Variante *ῥέζων* scheint anzuzeigen, daß schon im späteren Altertum die Auffassung der Zeitformen sich vergrößert hatte. Nun haben wir umgekehrt M 104 (*Σαρπηδὼν δ' ἠγήσατ' ἀγακλειτῶν ἐπικούρων*) den Aorist, wo wir das Imperfekt erwarten, weil es in den vorangehenden Gliedern derselben Beschreibung durchweg gebraucht ist: *εἶπετο* 91, *ἤρχε* 93, *ἦν* 95, *ἤρχεν* 98. Wenn hier in *h* *ἠγεῖτο* steht, so sieht das zunächst wie eine syntaktische Korrektur aus, und dann wäre der Text von *h* wieder, wie in den zu Anfang besprochenen Fällen, der spätere. Aber *ἠγεῖτο ἀγακλειτῶν* gibt den Hiatus in der trochäischen Cäsur des dritten Fußes; Ahrens und Nauck haben gezeigt, daß dieser berechtigt war, doch aus Unverstand vielfach von Grammatikern und Abschreibern getilgt worden ist, indem sie Flexionsformen änderten, Flickwörtchen einsetzten<sup>9)</sup>. So werden wir Nauck zustimmen, wenn er auch an unserer Stelle *ἠγεῖτο* für das Bessere und Echte hielt. — Kasus und Numeri von *ἕκαστος*, wo es in der Apposition steht, sind in den Hdss. oft verwechselt, worüber ich früher (Fleckeisens Jahrb. 125 [1882] S. 241 ff.) einige Beobachtungen und Vermutungen mitgeteilt habe. Nur genaue Besinnung auf den sachlichen und logischen Zusammenhang kann jedesmal entscheiden. Danach habe ich I 87 f., wo von den sieben Feldwachen erzählt wird — *καὶ δὲ μέσον τάφρου καὶ τεύχεος ἕξον ἰόντες ἔνθα δὲ πῦρ κήαντο, τίθεντο δὲ δόρπα ἕκαστος* — den Plural gefordert und in meiner Ausgabe geschrieben; dasselbe hätte Σ 299 geschehen sollen, wo das vorhergehende *ἐν τελέεσσι* deutlich die Gliederung nicht in Personen sondern in Gruppen von Personen gibt. In *h* findet die Änderung an beiden Stellen auch eine äußere Stütze.

8) Vgl. hierüber die grundlegende Untersuchung von Gustav Herbig, »Aktionsart und Zeitstufe«, Idgm. Forschungen 6 (1898) S. 157—269. Danach ist *λάθε βιώσας* u. ä. erklärt in meiner »Grammatica militans«<sup>2</sup> S. 98.

9) Ahrens in seinen Homerischen Exkursen, Philol. 6 (1851) S. 11—27; jetzt Kl. Schr. I S. 123 ff. Nauck, Krit. Bem. VIII, BPT. 26 (1880) S. 210—219.

Auch in bezug auf die Wortwahl bietet *h* manchmal etwas minder Gewöhnliches, das eben dadurch den Eindruck der Echtheit macht, so daß es durch den geläufigeren Ausdruck der übrigen Hdss. korrigiert zu sein scheint. So könnte ἐξ θάλαμον κατεδύσσο Ω 494 das Ursprüngliche sein statt κατεβήσσο. In diesem Falle wäre freilich mit der Änderung nichts gewonnen. Aber διαπρὸ αἰχμῆ ἰεμένη ῥῆξ' ὀστέον (M 184 f.) ist anschaulicher als das stereotype αἰχμῆ χαλκείῃ; obendrein steht eben dieses Beiwort im vorhergehenden Verse an derselben Stelle, so daß man leicht sieht, wie es von da hier eingedrungen ist. Ὀρινομένους ὑπὸ καπνοῦ ist nicht so treffend und charakteristisch gesagt wie ἀτυζομένους; so haben Θ 183 alle Hdss., I 243 nur einige, zu denen (nach Monro und Allen) die von *h* gehören. — Wie Priamos sieht, daß der geliebte Sohn dem gefährlichen Feinde stand halten will, ῥωξεν δ' ὁ γέρων, κεφαλὴν δ' ἔγε κόψατο χερσὶν ὑψόσ' ἀνασχόμενος; so pflegt hier (X 33 f.) gelesen zu werden. In *h* heißt es λάξσο χερσίν; das ist an sich schwächer; aber es malt rührender die Bestürzung des Greises, und läßt Spielraum zu einer Steigerung am Schluß der Rede: ἤ ῥ' ὁ γέρων, πολιὰς δ' ἄρ' ἀνὰ τρίχας ἔλκετο χερσὶ τίλλων ἐκ κεφαλῆς (77 f.). Daß Abschreibern κεφαλὴν λάξσο ungewohnt vorkam, zeigt die Erklärung ἤψατο, die in einer Handschrift (Marc. IX 2) in den Text gedrungen ist; so könnte (trotz Ψ 686) auch die Vulgata dem Wunsche zu helfen entsprungen sein.

Solches Bestreben braucht nicht immer zu etwas Verkehrtem geführt zu haben; innerhalb einer Sprache, die so viel Konventionelles enthält wie die homerische, konnte es auch dem Abschreiber einmal gelingen, durch leichte Änderung einen gefälligen Wechsel, vielleicht gar einen charakteristischen Zug hervorzubringen. Was H 186 in *h* steht φέρων ἀν' ἔμιλον Ἀχαιῶν, klingt weniger steif als die herrschende Lesart, die den Ausgang von 183 wiederholt, φέρων ἀν' ἔμιλον ἀπάντη. Aber wer möchte entscheiden, ob durch unbewußtes Zurückgleiten des Auges die Wiederholung oder durch wählerische Rücksicht die Abwechslung entstanden sei, ob Ἀχαιῶν oder ἀπάντη der Dichter gesagt habe? — Meriones heißt Π 649 δουρικλοτός, N 266 πεπνομένος in demselben Formelverse (τὸν δ' αὖ . . . ἀντίον ἤδδα); da er in Π das Wort nimmt, um dem Amas gegenüber seine Kraft im Speerkampf zu rühmen, in N, um einen Vorwurf zurückzuweisen, den er aus den Worten des befreundeten Führers Idomeneus herauszuhören meint, so sind beide

Epitheta gut an ihrem Platze. Aber wie N 254? Da kommt er, sich eine Lanze zu holen. Vortrefflich wäre *δουρικλυτός*, nach *h*, weniger lebendig<sup>10)</sup> *πεπνυμένος* nach den übrigen, zu denen ein Papyrus gehört. Das Bessere kann das Ursprüngliche sein; aber es kann auch anders gegangen sein. — Menelaos schilt N 620 ff. in längerer Rede die Troer, die ihm durch Entführung seiner Gemahlin schweren Schimpf angetan haben und jetzt die Schiffe der Achäer zu verbrennen trachten; während es sogar im Genusse — Schlaf, Liebe, Tanz und Gesang — für Menschen eine Grenze der Sättigung gibt, sind die Troer unersättlich im Kampfe. Dieser Gedanke bildet den Anfang wie den Schluß der Rede (621. 639). Wenn in solchem Zusammenhang mit dem Zorne des Zeus gedroht wird, *ξενίου, ὅς τέ ποτ' ὕμμι διαφθέρσει πόλιν αὐτήν* (625), so ist der Sinn deutlich: die frechen Angreifer sollen selbst ins Unglück gestürzt werden. Demgegenüber erscheint *πόλιν αἰπήν*, mit üblichem Beiwort, nichtssagend. Aber so haben *A* und die weitaus meisten Hdss., nur wenige, darunter die wichtigste der *h*-Familie (Lips. 1275), *αὐτήν*. Und diesmal ist es mir doch sehr wahrscheinlich, daß der sinnreichere Wortlaut vom Dichter herrührt, das geläufige Epitheton einem Abschreiber aus der Feder lief. Wir müßten sonst den Urheber von *h* für einen Mann halten, der auf Grund eindringender psychologischer Betrachtung in selbständigen Konjekturen glücklich war; und das würde zu der Vorliebe für das Gewöhnliche nicht stimmen, die wir vorher bei ihm kennen gelernt haben.

Auf Grund psychologischer Erwägung möchte ich noch an zwei Stellen die Form des Gedankens, die in *h* überliefert ist, als die ursprüngliche in Anspruch nehmen. Achill schließt sein Gebet für Patroklos mit dem Wunsche (Π 246 ff.): *αὐτὰρ ἐπεὶ κ' ἀπὸ ναῦσι μάχην ἐνοπήν τε δίηται, ἀσκηθῆς μοι ἔπειτα θοάς ἐπὶ νῆας ἴκοιτο τεύχεσσι τε ξὺν πᾶσι καὶ ἀγχεμάχοις ἐτάροισιν*. Wenn einige, unter ihnen *h* und der Syrische Palimpsest, *ἰκέσθω* schreiben, so könnte das ja willkürliche oder unwillkürliche Vergrößerung sein. Aber wir wissen durch Aristoteles (Poet. p. 1456<sup>b</sup>, 15 f.), daß Protagoras an *μῆνιν ἄειδε θεά* Anstoß nahm, weil der Dichter im

10) Darauf hat Karl Franke hingewiesen: De nominum propriorum epithetis Homericis (Greifswalder Dissert. 1887) S. 28. Durch diese treffliche Arbeit ist die hier angewandte Betrachtungsweise zuerst angeregt worden.

Gebete den Imperativ anstatt des Wunschmodus angewandt habe; einen Versuch, dies zu rechtfertigen (*κατὰ τὴν ποιητικὴν ἢ τοὶ ἄδειαν ἢ συνήθειαν*), haben die Scholien (*A*) zu *A* 4 erhalten. Dieses Bedenken hat also die alten Erklärer beschäftigt. Nun ist die zweite Person des Imperativs in Gebeten ganz gebräuchlich<sup>11)</sup>; in dritter steht — außer *ἐχέτω* *Γ* 282, das von anderer Art ist — naturgemäß der Optativ: *τίσειαν* *A* 42 im Gebete des Priesters, *ῥέοι* *Γ* 300 in einer Verwünschung derer, die den Vertrag etwa brechen sollten (*ὀππότεροι πλημύειαν*), *εἴποι, χαρείη* *Z* 479. 484 in Hektors Worten, sogar nach vorhergehendem *ὄστε* (476). Aber in all diesen Fällen ist die Stimmung anders, als da wo Achill den Freund in den Kampf sendet: der Sohn der Göttin ist gewöhnt, daß Zeus ihn hört (236 f.); und vollends jetzt ist er sich bewußt etwas zu leisten (239 f.), und meint dafür auch etwas fordern zu können. Die Vermutung ist wohl nicht zu kühn, daß das kraftvolle *ίέσθω* vom Dichter beabsichtigt war und auf Grund undichterischer Bedenklichkeit in *ίκοιτο* korrigiert worden ist. — Priamos klagt über die gefallenen Söhne (*Ω* 498 ff.): *τῶν μὲν πολλῶν θεοῦρος Ἄρης ὑπὸ γούνατ' ἔλυσεν· ὃς δέ μοι οἶος ἔην, εἴρυτο δὲ ἄστῳ καὶ αὐτούς, τὸν σὺ πρόφην κτεῖνας ἀμυνόμενον περὶ πάτρης*. Wenn dem in *h* u. a. *καὶ αὐτός* gegenübersteht, so scheint auf den ersten Blick die Vulgata den besseren, ja ein *ipse quoque*, »ebenfalls«, überhaupt keinen rechten Sinn zu geben. Aber »selbständig« geht leicht in den Begriff »allein« über; und so wird *αὐτός* von Homer wirklich gebraucht: *ἔχει δέ τε κίονας αὐτός* *α* 53; *Τυδείδης δ' αὐτός περ ἐὼν προμάχοισιν ἐμίχθη* *Θ* 99. Das ist etwas ganz anderes: »Der mein einziger war und auch allein die Stadt beschirmte.« Leaf hatte vollkommen recht: einen so vortrefflichen Gedanken möchte man selbst durch Konjekturen, wenn es darauf ankäme, herstellen. Für den Wert der Überlieferung, der wir ihn verdanken, legt er — *καὶ αὐτός* — das wirksamste Zeugnis ab.

11) Und zwar nicht bloß bei Anrufung der Musen, sondern in wirklichen Gebeten innerhalb der Erzählung: *ὄς* z. B. *ζ* 327. *Γ* 322. *E* 448, *κοίμησον* *Π* 524, *ῥπασσον* *H* 205, *πέμψον* *K* 464. *Ω* 310. Aus diesem Grunde kann ich der feinsinnigen Deutung, die Adolf Roemer (Zur Kritik und Exegese von Homer, Euripides, Aristophanes und den alten Erklärern derselben, in den Abhandlungen der K. Bayer. Akad. I. Kl. XXII. Bd. III. Abt. [1904] S. 579 ff.) für die Formel *ἄειδε, ἔννεπε* gegeben hat, doch nicht ganz zustimmen.



Um so weniger ist es zu verstehen, daß Allen und Monro dem Beispiele Leafs nicht gefolgt sind und doch  $\alpha\tau\omicron\upsilon\acute{\sigma}$  gedruckt haben. Ja, was soll man dazu sagen, daß sie an keiner der hier herausgehobenen Stellen die Lesart von  $h$  in den Text gesetzt haben? Geben sie damit nicht denen nach, welche den Gebrauchswert dieses Zweiges der Überlieferung für sehr gering halten? Niemand kann doch hoffen, für eine gewonnene Einsicht andere zu gewinnen, wenn er sich nicht selber entschließt nach ihr zu handeln. Solche Entschlossenheit würde auch für die Lösung der allerdings noch wichtigeren theoretischen Frage etwas genützt haben: wie kommt es, daß jene alten Varianten und diese guten Lesarten sich im Texte gewisser Hdss. erhalten haben? wo liegt der Ursprung dieser Familie? — Leaf hielt es für möglich, daß  $h$  der Abkömmling einer alten, vielleicht voraristarchischen Ausgabe sei (Journ. of Philol. 18 [1890] p. 204). Da wäre es doch seltsam, daß sich von dieser Ausgabe sonst keine Spur und keine Erwähnung erhalten hätte. Auch ist die Menge der bewahrten alexandrinischen Lesarten, so sehr  $h$  damit andre Gruppen von Hdss. überragt, doch an sich nur gering; man würde nicht verstehen, wie in einer aus ältester Quelle direkt abgeleiteten Textgestalt gerade diese paar versprengten Reste des früheren Bestandes übrig geblieben sein sollten. Dieses Bedenken spricht freilich auch gegen die zweite mögliche Annahme: daß  $h$  auf die Textesrezension eines späteren zurückgehe, der, ähnlich wie der Verfasser des Viermänner-Kommentars, Ausgewähltes aus alter grammatischer Wissenschaft für sich oder seine Leser nutzbar machen wollte. Die tatsächliche Planlosigkeit der Auswahl bliebe wieder unbegreiflich. Allen, der diese Gründe sorgfältig abwog, meinte die Art, wie das alexandrinische Element im Texte von  $h$  erscheint, nur aus dem Wirken des Zufalls erklären zu können. So ist er zu einer dritten Hypothese gelangt: irgendein früher Abschreiber hätte Varianten am Rande notiert; ein späterer oder mehrere spätere hätten hier und da, ohne bewußtes Prinzip, nur etwa durch die äußere Form der Randbemerkung veranlaßt, diese als Korrektur genommen und in ihrer eigenen Abschrift verwertet; so sei allmählich eine kleine, scheinbar willkürliche Auswahl alter Lesarten in den Text gedrungen (Class. Rev. 14 [1900] p. 290 f.).

In  $h$  finden sich nach Allens letzter Zählung 221 charakteristische Lesarten, unter ihnen 71 (statt 56), die alten Varianten

entsprechen (vgl. oben S. 17). Diese lassen sich nach der aufgestellten Theorie erklären, die übrigen — mehr als zwei Drittel der Gesamtzahl — zunächst nicht. Wie wir gesehen haben sind unter ihnen einige vortrefflich, so daß sie den Stempel der Ursprünglichkeit an sich zu tragen scheinen und gleicher Herkunft wie jene 71 sein sein könnten; andre deuteten auf nüchtern verstandesmäßige Überarbeitung hin, also auf ein bewußtes Eingreifen. Im ganzen glaube ich deshalb, daß für die Sonderstellung von *h* die rechte Erklärung erst noch gefunden werden muß und daß, wenn sie gefunden werden sollte, einen wesentlichen Anteil daran haben wird die Vorstellung von persönlicher Sinnesart und Arbeitsweise des oder der Menschen, die hier gewirkt haben. Eine Untersuchung dieser Frage kann aber nur unternommen werden auf Grund einer vollständigen Kollation aller in Betracht kommenden Hdss.; vielleicht hat Allen eine solche bereits in Händen. Möglich wäre es ja auch, daß durch eine überraschende Entdeckung uns ein Originalstück einer mit dem Archetypus von *h* verwandten Textgestalt beschert würde. Die Papyrusfunde, so gering an Umfang die einzelnen Stücke meistens auch sind, haben uns schon manche unverhoffte Aufklärung gebracht, freilich auch manches neue Rätsel aufgegeben.

Einzelne Papyrus-Hdss. bieten einen Text, der in seinem Bestand an Versen von der herrschenden Überlieferung aufs stärkste abweicht; die Frage, wie das zu erklären sei, soll uns im folgenden Kapitel beschäftigen. Zunächst fassen wir vorzugsweise die weit überwiegende Menge solcher Papyri ins Auge, die sich der Vulgata anschließen, in der Art ihrer Varianten und in manchen einzelnen derselben mit den Hdss. des Mittelalters übereinstimmen und deshalb derjenigen Stufe in der Geschichte des Homertextes zugerechnet werden können, die wir für die Archetypi dieser Hdss. ansetzen müssen<sup>12)</sup>. Von unmittelbarer Verwandtschaft mit *A* oder einer

12) Arthur Ludwich hat im J. 1900 in den »Beiträgen zur homerischen Handschriftenkunde« (Fleckeisens Jahrb. Suppl. 27 S. 34—36) ein genaues bibliographisches Verzeichnis aller auf Homer bezüglichen Papyri zusammengestellt. Für die neueste Zeit geben die Literarischen Übersichten in Wilckens »Archiv für Papyrusforschung« sicheren Anhalt, um die mannigfach zerstreuten Originalpublikationen aufzufinden.

der von Allen angenommenen Familien ist noch nicht viel zutage getreten<sup>13)</sup>.

Auch auf dieser Stufe gibt es in nicht ganz geringer Menge Schreibungen, die, indem sie das Metrum verletzen, Korrektur fordern. Daß ein größeres Stück so annähernd frei davon ist wie die von Hunt im *Journal of Philology* (26 [1899] p. 25—59) mitgeteilten umfangreichen Abschnitte aus N und Ξ, erscheint als Ausnahme. Und doch begegnen auch hier Ξ 255 *πειθεο ἐγω*, 209 *ομοιω[θη]ναι φ[ιλοτητ]ι*, wo noch zwei der ältesten Zeugnisse denselben oder einen ähnlichen Überschuß von Silben bieten. Anderwärts finden sich, um einige Beispiele anzuführen: *εχευαν* für *ἔχεαν* Σ 347, *ικανον μετα* für *ἴκοντο μετά* Γ 264, *δαιε δε οι εκ* für *δαϊέ οί ἐκ* E 4, *αινιτηνεσ* für *Ἐνιῆνεσ* B 749, *ειλασσωμεσθα ανακ[τ]α* A 444, wo unsere Hdss. teils *ἰλασώμεσθα* teils *ἰλασσώμεθ'* haben. Der in unerträglicher Gestalt überlieferte Vers η 89 (*ἀργύροισι δὲ σταθμοὶ ἐν χαλκῷ ἕστασαν οὐδὲν*), den zu ändern sich auch Arthur Ludwich entschlossen hat, zeigt in einem Leipziger Papyrus (III, aus dem 4. Jhdt.; *Blaß Ber. Sächs. Ges. d. Wiss.* 1904 S. 244 f.) eben jene Form und Folge der Wörter. Ob ein bei Z 449 einmal an den Rand geschriebenes *εὐμμελιου* Erklärung zu *[εὐμμελι]ω* sein soll oder Variante, ist nicht sicher (Grenfell and Hunt, *the Oxyrhynchus Papyri III* [1903] p. 84 ff.). Möglich wäre auch das zweite; ein *Vindobonensis* (49) hat *εὐμμελίου* im Texte, obwohl es vor *Πριάμοιο* eine Silbe zu viel ergibt. Auf der andern Seite wird der Vers unvollständig durch Schreibungen wie *εκδυοντο* für *ἐξεδύοντο* Γ 114, *βοωπι ποτνια* Σ 357, was übrigens hier und O 49 auch in A u. a. so geschrieben ist und von Aristophanes gebilligt wurde. Manchmal ist der Fehler von derselben oder einer späteren Hand korrigiert: *τροιηθεν μολοντα* Ω 492 im *Bankesianus* in *τροιηθε* geändert, in *αθηναϊς* ζ 294 die Silbe *ναι* eingeklammert (Fayūm Towns and their Papyri [1900] p. 93), in *ἀμφ οδουσσα* χ 281 das erste σ (*The Oxyrhynchus Pap. III* p. 94 f.); andererseits in *οσομενη*

13) Auf eine Ausnahme hat Allen (*Class. Rev.* 13 [1899] p. 445) hingewiesen. Ein paar andere sind seitdem hinzugekommen. Ein Bruchstück aus Z (*Pap. Ox.* 445; Grenfell a. Hunt, *The Ox. Pap. III* [1903] p. 84 ff.) zeigt in Text und Scholien Verwandtschaft mit dem *Venetus A*; Stücke aus χ und ψ (*Pap. Ox.* 448; ebenda p. 94 ff.) stimmen mit zwei Hdss. (*Vindobonensis* 433 und *Monacensis* 519 B) in bemerkenswerter Weise überein.

Ω 172 ein zweites σ eingeschoben (Kenyon, *Class. Texts from Papyri in the Brit. Mus.* [1891] p. 100 ff.), [ο]νειδειον Φ 393 aus ονειδεον hergestellt (Grenfell and Hunt, *New class. Fragments* [1897] p. 5 ff.). Freilich kommt auch das Umgekehrte vor, daß ein Fehler erst hineinkorrigiert ist: χρυση, wie E 724 der Vers verlangt, in χρυση (Pap. Oxyrh. 760), desgleichen χρυση in χρυση Ω 699 (Pap. Mus. Brit. 128, *Class. Texts* [1891] p. 100 ff.), ähnlich wie an der vorher erwähnten Stelle (χ 281) im Harleianus dem richtigen Ὀδυσῆα noch ein σ überschrieben ist. Im ganzen finden wir — auch abgesehen von stärkeren Proben individueller Nachlässigkeit (The Oxyrhynchus Papyri III p. 91 f., N 58—99) — in den Papyris bestätigt, woran wir uns bei den Pergamenthandschriften erinnert haben: daß die Schreiber, und vermutlich ebenso die Leser, in früheren Zeiten an unmetrischen Silbengruppen weniger Anstoß nahmen als wir tun würden.

Fruchtbarer ist natürlich die Betrachtung der sprachlich guten und in positivem Sinne lehrreichen Lesarten, die wir den Papyris verdanken. Wenn wir, wie billig, den schon früher bekannten Bankesianus mitrechnen, so gibt es jetzt acht Stellen, an denen diese alten Niederschriften eine Konjektur bestätigen, die dem Digma zu liebe gemacht war.

B 213 ζς ῥ' ἔπεα, dafür ζσσ' ἔπεα Pap. Mus. Brit. 126 (Kenyon, *Class. Texts from Papyri in the British Museum* [1891] p. 81 ff.). Der Text, dem 4. oder 5. Jahrhundert n. Chr. angehörig, mit Akzenten und Lesezeichen, war flüchtig und mit manchen Mißverständnissen geschrieben, die dann von einer zweiten Hand nur zum Teil korrigiert worden sind. Dabei ist ζσσ' stehen geblieben; es soll ζς bedeuten, was Bentley gefordert, Bekker<sup>2</sup> (ζς *Fέπεα*) und Nauck geschrieben haben.

B 316 hat derselbe Papyrus τὴν δ' ἐλιξάμενος, unmetrisch geschrieben für τὴν δὲ ἐλιξάμενος, während in allen übrigen Hdss. δ' ἐλελιξάμενος steht. Durch die Lesart des Papyrus wird wieder Bentleys Korrektur bestätigt, welche diesmal auch Bekker<sup>2</sup> und Nauck nicht angenommen hatten; nur Payne Knight war der Entschlossene gewesen.

B 795 ist τῷ μιν εἰσαμένη in allen Hdss. überliefert. Heyne forderte *φεισαμένη*, Bekker<sup>2</sup> schrieb *ἐφεισαμένη*, Nauck τῷ μιν εἰσαμένη. Und so, ohne Vorsilbe, steht es in einem Oxforder Papyrus, den Petrie herausgegeben, Leaf für seine Ausgabe selbst verglichen hat.

Γ 403 οἴσατε δ' ἄρν' wurde von Heyne und Payne Knight durch Tilgung des δ' dem *f* entsprechend geändert. Bekker<sup>2</sup> ist ihnen gefolgt, während Nauck die Korrektur nur unter dem Text erwähnt. Wieder jener Papyrus (Mus. Brit. 126) hat richtig οἴσατε ἄρν'. Eine einzelne dieser Schreibungen könnte man bei der schon erwähnten Flüchtigkeit der Schrift für zufällig halten; drei zusammen, innerhalb weniger hundert Verse, stützen sich gegenseitig.

Z 493 πᾶσιν, ἐμοὶ δὲ μάλιστα, τοὶ Ἰλίῳ ἐγγεγάασιν: statt dessen in einem alten Zitat (Epiktet diss. III 22, 408) μάλιστα δ' ἐμοί, τοί, und so haben nach Hoffmanns Vorgang Bekker<sup>2</sup> und Nauck drucken lassen. Ein Papyrus des zweiten oder dritten Jhdts. n. Chr. (The Oxyrh. Pap. III p. 84 ff., Nr. 445), in dem die Worte ebenso, ohne Kürzung des *οι* vor Ἰλίῳ, gestellt sind, hebt jeden Zweifel an der Richtigkeit der Korrektur.

Ψ 498 — — — — — ὠκέα δ' Ἴρις

ἀράων ἀίουσα μετὰγγελος ἦλθ' ἀνέμοισιν.

Der Ausgang des ersten Verses ist einheitlich so überliefert; um des für Ἴρις angenommenen *f* willen forderte Bentley ὦκα δὲ Ἴρις, und ihm ist Payne Knight gefolgt, während Bekker<sup>2</sup> und Nauck bedenklich blieben. Die Verbindung ὠκέα Ἴρις schien durch Fälle wie O 472, auch B 786. E 368. Λ 495 u. a. gestützt zu werden.

Nachdem jetzt in einem Papyrus des 3. Jhdts. v. Chr. — allerdings einem der interpolierten Stücke, die uns im zweiten Kapitel beschäftigen sollen — die Lesart ΩΚΑΔΕΙΡΙC als überliefert zutage getreten ist, werden wir kaum zweifeln können, daß sie, auch in dem späten vierundzwanzigsten Gesange, die echte ist. Die Berechtigung des *f* im Anlaute des Namens der Göttin hat neuerdings Menrad eingehend begründet: »Über die neuentdeckten Homerfragmente«, Sitzungsber. der Bayer. Akad. phil.-hist. 1897 II S. 328 ff.

Ω 320 διὰ ἄστεος ist aus dem Bankesianus bekannt und seit lange richtig verwertet, gegenüber dem unmetrischen δι' ἄστεος einiger Hdss. und der Vulgata ὑπὲρ ἄστεος. Auf diese Stelle müssen wir in anderem Zusammenhange (Kap. 4) zurückkommen.

γ 372 θάμβος δ' ἔλε πάντας ἰδόντας oder πάντας Ἀχαιοῦς, dafür hat ein Genfer Papyrus (Nicole, Revue de Philol. 18 [1894] p. 402) θάμβησε δὲ λαὸς Ἀχαιῶν. Er bestätigt also diejenige Lesart, durch die ein Anstoß beim *f* vermieden wird. Wenn er sie zugleich modifiziert, so könnte das, was er bietet, auch an sich als das bessere erscheinen; denn die nicht gerade schöne Wieder-

Lgr.-H. Greek P.  
II (1897) n. 4

kehr des ελε innerhalb von zwei Versen (372. 374) wird beseitigt, worauf Blaß, Interpolationen S. 14, rühmend aufmerksam gemacht hat. Es kann aber auch umgekehrt sein und der erste Herausgeber recht haben, daß die Scheu vor Eintönigkeit einem Schreiber Anlaß zur Korrektur gegeben hätte. Nach dem, was Kurt Witte (Singular und Plural [1907] S. 79 f.) über das sekundäre Auftreten des Singulars von λάος bei Homer gelehrt hat, wird man geneigt sein der zweiten Erklärung den Vorzug zu geben.

Zu den im vorstehenden gesammelten Fällen gesellt sich ein ähnlicher aus Hesiods Ἀσπίς, wo in V. 15 Gottfried Hermann statt des Versausganges οὐ γάρ οἱ ἦεν gefordert hatte οὐ δέ οἱ ἦεν, und dieses nun in einem Papyrus aus der Zeit um 400 n. Chr. zu lesen steht (Paris supplém. Grec 1099). Durch das alles wird die sprachgeschichtliche Textkritik, soweit sie darauf ausgeht die Wirkungen des F wiederherzustellen, in erfreulicher Weise gestützt. Das Entsprechende kann man in bezug auf die Behandlung kontrahierter Vokale leider nicht sagen. Außer den schon erwähnten beiden Fällen, in denen das ε von χρυσέη nachträglich eingeschoben ist, findet es sich auch von erster Hand geschrieben in einem kleinen Stück aus dem 3. Jhdt. vor Chr. (Brit. Mus. 689<sup>b</sup>; Grenfell a. Hunt, New classical fragments [1897] p. 5): [χ]ρυσεην Δ 111; und auf demselben Blättchen steht Δ 113 [σα]κεα, in Übereinstimmung mit fast allen Hdss., statt des durch den Vers geforderten σακη. Vollends hart ist die Synzese ἦμος δ' ἑωσφόρος Ψ 226 auf einem Papyrus derselben Zeit, eben jenem, der uns das ὦκα δὲ Ἴρις erhalten hat (ebenda p. 5 ff.; Ludwich, Homervulgata S. 56 ff.). Dagegen ist erwünscht, auf dem Leipziger Papyrus (III) des 4. Jhdts. n. Chr., τηλεθάοντα η 114, allerdings nur als Bestätigung dessen, was an dieser Stelle auch die meisten Hdss. haben. Weiter verdient hervorgehoben zu werden, daß Ω 192, wo κεχάνδει handschriftlich überliefert und auch für Aristarch bezeugt ist, ein Papyrus des 4. Jhdts. vor Chr. (Brit. Mus. 128) das von Fick (in seiner Ausgabe 1886) eingeführte ο in der Stammsilbe hat: [κεχ]ονδει. Wie πέπονθα zu πείσομαι ἔπαθον, so stellt sich κέχονθα zu χεῖσεται σ 17, ἔχαδε Δ 24 u. s., so daß Wackernagel recht hat, wenn er vermutet, daß κεχανότα Ψ 268. δ 96 nur auf einem Textfehler beruhe (BphW. 1891 S. 1476). Derselbe Gelehrte fand durch eben diesen Papyrus Ω 681 seine Forderung (KZ. 28 [1887] 132) von πολαουρούς für πωλαωρούς unterstützt.

Viele werden Κ[λοται]μήστρης willkommen heißen, das A 413 einer der Oxyrhynchus-Papyri (Nr. 748, 3. Jhd. n. Chr.) bietet, das älteste Beispiel dieser Schreibung in griechischen Handschriften, in denen sonst erst im 10. und 11. Jhd. Κλοταιμήστρα neben Κλοταιμνήστρα auftritt. In den besten lateinischen Hdss. freilich ist *Clytaemestra* oder *Clytemestra* die vorherrschende Form; und die attischen Vasen lassen durchweg und zwar in zahlreichen Beispielen das ν weg. So ist die Vermutung entstanden, Κλοταιμήστρα sei der eigentliche und echte Name; und man muß fast fürchten für rückständig zu gelten, wenn man an μν festhält. Auch Paul Kretschmer hat sich, in seiner Untersuchung über den Dialekt der Vaseninschriften<sup>14)</sup>, der neueren Ansicht angeschlossen. Ebenso möglich bleibt doch, daß μν lautlich in der Sprache des täglichen Lebens zu μ geworden wäre, wofür ja andere Beispiele aus dem Griechischen der Vasen vorliegen: Μήσιλ(λ)α, Ἀ[γ]αμέμω[ν]. Die Entscheidung muß von einer anderen Seite her kommen. Papageorgios, der erste entschlossene Vertreter der Schreibung ohne ν, erinnerte an das Epitheton δολόμητις, das Klytämnestra bei Homer einmal hat (λ 422), und an die Worte Agamemmons in der Unterwelt (λ 429): οἶον δὲ καὶ κείνη ἐμήσατο ἔργον ἀεικές. Aber auch Ägisthos heißt in der Odyssee δολόμητις, fünfmal; und der angeführte Vers kann auch ohne etymologische Beziehung sehr wohl verstanden werden. Dagegen hat Bruhn in seinem Kommentar zur Taurischen Iphigenie (1894) hervorgehoben, daß die Königin vom Chor (208) bezeichnet wird als ἁ μναστευθεῖσ' ἐξ Ἑλλάνων, ohne Nennung ihres Namens; daraus ergebe sich klar, daß dem Euripides die Form Κλοταιμνήστρα, nicht Κλοταιμήστρα geläufig gewesen sei. Hier liegt die Sache anders als in dem Verse der Nekyia: der Dichter wollte nicht von einer schon vorher genannten Person etwas erzählen, sondern durch seine Worte den Namen der Person ersetzen. So glaube ich in der Tat, daß durch Bruhns glückliche Beobachtung die Frage entschieden ist, und zwar für Κλοταιμνήστρα.

Dem syntaktischen Gebiete gehört Γ 54 χραῖσμοι an, wie in einem Papyrus aus Oxyrhynchus (Nr. 754) von zweiter Hand statt

14) Kretschmer, Die griechischen Vaseninschriften ihrer Sprache nach untersucht (1894) S. 467. In einer Anzeige dieses Werkes (WkIph. 1895 S. 1165) habe ich die oben vorgetragenen Bedenken zum erstenmal ausgesprochen. In ähnlichem Sinn hat dann Arthur Ludwig (Kritische Miscellen, Königsberger Progr. 1897) zu der Frage Stellung genommen.

χραίσμη hergestellt ist. Den Optativ hatte bisher nur eine Mailänder Hds.; Bekker<sup>2</sup> aber schrieb so, um die konditionale Entsprechung herzustellen: οὐκ ἄν τοι κραίσμοι κίθαρις τά τε δῶρ' Ἀφροδίτης ἢ τε κόμη τό τε εἶδος, ἔτ' ἐν κονίησι μιγείης. Doch an einer ganz ähnlichen Stelle ist der Konjunktiv durch seine längere Form, die der Vers verlangt, gesichert, Λ 386 f.: εἰ μὲν . . . πειρηθείης, οὐκ ἄν τοι κραίσμησι. Auch ρ 540 liegt die gleiche Gedankenverbindung unzweifelhaft vor. Danach sehe ich keinen Grund, von der so gut wie einstimmigen handschriftlichen Überlieferung dem Papyrus zu liebe abzuweichen, um so weniger als auch er ursprünglich den Konjunktiv hatte; die Korrektur kann durch eben die grammatische Erwägung veranlaßt worden sein, die später Bekker anstellte. — Isoliert stand bisher der Gebrauch des Mediums von ἔπω in der Verbindung ἀμφὶ δ' ἄρ' αὐτόν Τρωῆς ἔποντο(ο) Λ 473 f.; deshalb wurde dafür von La Roche u. a., auch von mir, aus Λ 483 das Aktiv eingesetzt. Jetzt bringt ein Papyrus (Oxyrh. 550) zu Λ 563—565 (ὧς τότ' ἔπειτ' Αἴαντα . . . . Τρωῆς ὑπέρθυμοι . . . νόσσοντες . . . αἰὲν ἔποντο) die Variante: ὧς ῥα τότ' ἀμφ' Αἴαντα κτλ., die mit Recht von Blaß gelobt wird. Denn das anschauliche ἀμφ' Αἴαντα . . . . ἔποντο, am Anfang und am Ende einer ausgeführten Schilderung, ist dem homerischen Denken gemäßer als das logisch zusammengehaltene Αἴαντα . . . νόσσοντες . . . ἔποντο. Von hier aus findet dann aber das Medium auch in 474 seine Bestätigung. — Ein Bruchstück (α 81—102) aus dem 2. Jahrhundert v. Chr., das in Bd. II der Tebtunis Papyri erscheinen soll und von Allen für seine Odysseeausgabe schon benutzt werden konnte, hat α 85 ὀτρύνομεν ὅτι τάχιστα, was, verglichen mit Ψ 71 (θάπτε με ὅτι τάχιστα, πόλας Ἀΐδαο περήσω) und den dort zur Erklärung dienenden Stellen Z 340. X 429 f., sehr den Eindruck des Ursprünglichen macht. *aber s. Jerk, Phot. 106*

In bezug auf den Wortgebrauch bieten die Papyri besonders an zwei Stellen interessante Abweichungen. Auf die eine, χ 130 ἀρχου τη[ς] statt ἄρχ' αὐτῆς (Pap. Ox. Nr. 448), hat Blaß hingewiesen: diese Lesart werde allen denen willkommen sein, die das αὐτοῦ attischen Gebrauches aus Homer austreiben wollen (Archiv III [1906] S. 265). In der Tat könnten wir uns freuen, die dem Epos ursprünglich fremde und erst in jüngeren Partien aufkommende Verwendung von αὐτοῦ im Sinne von eius hier beseitigt zu sehen; doch kann ου für αυ in einer wenn schon im ganzen guten Abschrift des 3. Jahrhunderts n. Chr. auch auf



Zufall beruhen. Sollte, wie beim  $\mathcal{F}$ , die Zahl der Beispiele sich mehren, so würde dieser Zweifel gehoben sein. — Wichtiger ist eine andre Variante, in einem Papyrus derselben Zeit, der aus  $\Delta$  größere Stücke bewahrt hat (Mus. Brit. 136; Kenyon, Classical texts from Papyri etc. [1891] p. 93 ff.). In der *Ἐπιπόλησις* schilt Agamemnon,  $\Delta$  338 ff.:

ὦ υἱὸς Πεπεῶο διοτρεφέος βασιλῆος,  
καὶ σὺ, κακοῖσι δόλοισι κεκασμένη, κερδαλέοφρον,  
τίπτε καταπτώσσοντες ἀφέστατε, μίμνετε δ' ἄλλους;

Der Papyrus hat *λόγοισι* für *δόλοισι*, und das sieht wirklich wie etwas Altes und Gutes aus. Der Gedanke wird schärfer, wenn gerade ein Vorzug, die Redegewandtheit, zum Vorwurf gewendet wird. Und daß die Gelehrten des Altertums an dem seltenen *λόγος* bei Homer Anstoß nehmen, wissen wir auch sonst. In der Odyssee zwar (*μαλακοῖσι καὶ αἰμολίοισι λόγοισι α* 56) ist es unbeanstandet geblieben; in der Ilias aber gab es zu *ἔτερπε λόγοις* O 393 die Variante *ἔτερπε λόων*, deren Zweck deutlich ist. So läßt sich vermuten, daß auch  $\Delta$  339 *λόγοισι* das Ursprüngliche war.

Im übrigen wird man nicht allzu bereit sein dürfen, neue Lesarten deshalb zu bevorzugen, weil sie durch einen Papyrus bezeugt sind. Oft sind es wirklich keine Verbesserungen, wie *οὐκ ἀγαθὴ πολυκοιρανίη* B 204 statt des kräftigeren *ἀγαθόν* (Pap. Hibeh Nr. 19), *ἀλλ' ἀκέων* für *ἀλλὰ ἐκών* Z 523 (Pap. Ox. 445), *ἦμαρ* für *ἄλλαρ*  $\Lambda$  823 (Genfer Pap.; Nicole, Revue de philol. 18 [1894] p. 107), *ἐλαύνων* für *ἐλαύνειν*; das erst von zweiter Hand wiederhergestellt ist,  $\Psi$  434 (Mus. Brit. 128). Und auch, wo auf den ersten Blick die Variante etwas Ansprechendes hat, ist Vorsicht geboten. Wenn es  $\Xi$  474 von Antenors Sohne heißt: *αὐτῷ γὰρ κεφαλὴν ἄγχιστα ἔοικεν* (Mus. Brit. 732; Hunt, Journ. of Philol. 26 [1899] p. 25—59), so ist *κεφαλὴν* ja leichter verständlich als das sonst überlieferte *γενεήν*; aber eben deshalb könnte es aus früherer Konjektur in den Text gekommen sein.  $\Lambda$  525 mag *ἐπιμῆξ ἵπποι τε καὶ ἄνδρες* (Pap. Ox. 550) manchem natürlicher erscheinen als *ἵπποι τε καὶ αὐτοί*; und *ἵππους τε καὶ ἀνέρας ἀσπιδιώτας* steht B 554.  $\Pi$  167. Doch auch die Gegenüberstellung von *αὐτοί* ist nicht unerhört (*αὐτῶν τε καὶ ἵππων* B 762); und das Schlichtere kann so gut wie vom Dichter auch vom Abschreiber eingesetzt worden sein. Patroklos hat in seiner Kindheit einen Spielgefährten erschlagen, dann, flüchtig, bei Peleus Aufnahme gefunden. Daran

erinnert die Seele des Verstorbenen im Traum den Achilleus (Ψ 87 f.):  
 ὅτε παῖδα κατέκτανον Ἀμφιδάμαντος νήπιος, οὐκ ἐθέλων, ἀμφ' ἀστρά-  
 γάλοισι χολωθεῖς. Wenn dafür in einigen Hdss. und nun in einem  
 Papyrus (Oxyrh. 447) νήπιον steht, so wird man anerkennen müssen,  
 daß dadurch ein neuer und rührender Zug in den Gedanken hin-  
 einkommt: die Harmlosigkeit des Unglücklichen, der dem Jähzorn  
 des Knaben zum Opfer fiel, während νήπιος neben οὐκ ἐθέλων  
 und nach vorhergehendem με τοῦτόν ἐόντα (85) entbehrlich er-  
 scheint. Anstoß aber gibt es nicht, und so wird man doch viel-  
 leicht vorziehen bei der Vulgata zu bleiben.

Im ganzen ist unser Vertrauen zu dieser, und zwar gerade  
 zu ihrer reinsten Darstellung in *A*, durch die Papyri eher bestärkt  
 als erschüttert worden. Dies gilt auch in bezug auf Athetesen. *Musica*  
 Ludwich hat (Fleckeisens Jahrb., 27. Suppl. S. 79) eine Reihe von  
 Beispielen festgestellt, in denen Verse, die der Venetus entweder  
 überhaupt nicht kennt oder erst von zweiter Hand eingefügt hat,  
 auch in Papyris fehlen: E 42. 57. N 255. 316. Ψ 565. 804.  
 Nicht in all diesen Fällen scheint mir die Auslassung ein Vorzug.  
 Weder E 42 noch E 57 (dieser Vers auch in *A* nachgetragen)  
 machen an sich den Eindruck müßiger Zusätze; vollends Ψ 804  
 ist für den grammatischen Zusammenhang kaum zu entbehren. *also N 316*  
 Immerhin ist es bemerkenswert, daß gerade für Ψ die Abschrift,  
 in der die beiden Verse fehlen, nach Buchstabenform und Schreib-  
 weise dem 4. Jhdt. vor Chr. zugewiesen wird (Brit. Mus. 428;  
 Kenyon, Classical texts from papyri [1894] p. 400 ff.). Wir können  
 also die Textüberlieferung, der *A* zugehört, die Vulgata der mittel-  
 alterlichen Hdss., bis zum Anfang unserer Zeitrechnung und noch  
 darüber hinaus verfolgen. Bis dicht an die Zeit der Alexandriner  
 kommen wir heran. Ist es möglich noch weiter aufwärts zu  
 steigen?

## Zweites Kapitel.

### Die Vulgata.

Wolf glaubte, daß der in unsern Handschriften mit durchschnittlicher Übereinstimmung erhaltene Homertext auf der Rezension des Aristarch beruhe (Proleg. 256 sq.). Von neueren Forschern hat besonders Nauck diese Ansicht festgehalten und lebhaft vertreten. Er erinnerte gern (z. B. praef. Od. I p. X) an Proben der Verehrung, die Aristarch bei späteren Grammatikern genoß, und die stellenweise bis zum Aufgeben des eignen Urteils geführt hat. Zu πετέρυγος B 316 lautet ein Scholion *A* (und fast wörtlich ebenso *T*): »πετέρυγος« παροξυτόνως. και ὁ μὲν κανὼν θέλει προπαροξυτόνως ὡς »δοίδυκος«. ἀλλ' ἐπειδὴ οὕτως δοκεῖ τονίζεσθαι [so *T*; σιζίζειν *A*] τῷ Ἀριστάρχῳ, πειθόμεθα αὐτῷ ὡς πάντοτε ἀρίστῳ γραμματικῷ. Und etwas Ähnliches finden wir, ebenfalls in *A*, zu ψευδέσσι Δ 235 bemerkt. Hier wird erst aus Herodian mitgeteilt, daß Aristarch ψευδέσει las wie σαφέσει, Hermappias dagegen ψεύδει wie τεύχει, weil Homer niemals ψευδής außerhalb der Zusammensetzung (φιλοψευδής, ἀψευδής) gebraucht habe; und dann folgt das Urteil: και μᾶλλον πειστέον Ἀριστάρχῳ ἢ τῷ Ἑρμαππίᾳ, εἰ και δοκεῖ ἀληθεύειν. Das ist ja deutlich und aufrichtig gesprochen; und wenn alle Nachfolger Aristarchs so dachten, dann hat Nauck recht. Aber davon wissen wir nichts; die Person des Grammatikers, dessen Bekenntnis hier vorliegt, ist an beiden Stellen unbekannt. Es ist auch an der ersten nicht etwa Herodian; denn der wußte, weshalb Aristarch πετέρυγος schrieb. Vereinzelte Äußerungen irgendwelcher unverständigen Epitomatoren oder gar eines einzigen dürfen wir doch nicht so verallgemeinern, daß wir um ihretwillen annehmen, Aristarchs Urteil sei für alle Folgezeit maßgebend geblieben. Das tut aber Nauck, wenn er (Mél. Gr.-Rom. III [1868] p. 44) erklärt, die »Verirrungen der aristarchischen

»Kritik« hätten deshalb so viel geschadet, »weil die aristarchische »Festsetzung des homerischen Textes in einem der kritischen »Methode ermangelnden Zeitalter fast kanonisiert wurde«. — Auf der entgegengesetzten Seite steht Arthur Ludwich. Frühere Äußerungen von ihm (AHT. II 198. 211) mußte man so verstehen, daß er dem Aristarch jeden Einfluß auf die Vulgata absprechen wolle. Später hat er die Frage in einem Programm und in einer größeren Monographie<sup>1)</sup> aufs neue behandelt und im Zusammenhange damit sein Urteil etwas modifiziert. Es lautet jetzt dahin (Homervulg. S. 15), daß der Text der homerischen Gedichte »im großen und ganzen un- »geschädigt, aber auch ungeläutert durch das alexandrinische Fege- »feuer hindurchgegangen« sei. — Eine vermittelnde Stellung scheint Wilamowitz einzunehmen, der in der »Einleitung in die griechische Tragödie« (1907 = Herakles I, 1889) auf diesen Punkt zu sprechen kommt. Er handelt dort (S. 138) über die kritische Tätigkeit von Aristophanes und Aristarch und meint, es sei keineswegs ausgemacht, daß ihre »Ausgaben« wirklich ausgegeben wurden; ja das sei »nicht einmal wahrscheinlich, da Aristarchs Ausgaben so »bald verschollen waren. Ἐκδοσις bedeutet bei den Grammatikern »durchaus nur ein Exemplar. Wie sich die Homertexte, die im »Buchhandel waren und blieben, dazu stellen, ist eine ganz andere »Frage. Notorisch ist der Einfluß Aristarchs sehr groß gewesen, »da wir nicht nur viele seiner Lesarten in unsern Hdss. lesen, »sondern auch Verse, die er ausgeworfen hat, verschwunden sind<sup>2)</sup>, »Verse, die er erst eingesetzt hat, sich vorfinden.« — Wer von den dreien hat nun recht? Der Beisatz »notorisch« in Wilamowitz' Worten mahnt zur Vorsicht; und das Einschränkende »im großen und ganzen« bei Ludwich hält den Wunsch rege, wo möglich zu einer etwas bestimmteren Vorstellung zu gelangen. Dies ist um so nötiger, weil sonst die Gefahr besteht, daß im entscheidenden Augenblick die Einschränkung doch wieder vergessen werde, eine Gefahr, der Ludwich selber auch jetzt nicht entgangen ist (Homervulgata S. 46 f.).

1) Über Homerzitate aus der Zeit von Aristarch bis Didymos. Königsberger Vorles.-Verz. Okt. 1897. — Die Homervulgata als voralexandrinisch erwiesen. 1898.

2) Dies nimmt Wilamowitz an für B 558, wovon später die Rede sein wird.

Schon vor den Alexandrinern gab es eine Vulgata des Homer-textes; das beweisen die Stellen, an denen als Quelle einzelner Lesarten ἡ κοινὴ oder αἱ κοιναί oder αἱ δημόδιαι zitiert werden (AHT. I 14 f.). Den Text eines weitverbreiteten Volksbuches zu beeinflussen ist immer schwierig. Aristarch hatte obendrein zahlreiche Gegner und hat mit manchen seiner Doktrinen nicht einmal die allgemeine Billigung der Gelehrten gefunden, geschweige denn die des großen Publikums. Didymos hätte sein Werk, eine Wiederherstellung der aristarchischen Rezension, wohl kaum unternommen und jedenfalls hätte es ihm nicht so viele Mühe gemacht, wenn nicht schon in seiner Zeit Aristarchs Lesarten zu einem guten Teil vergessen gewesen wären. Endlich ist es ja Tatsache, daß keine der vorhandenen Homer-Hdss., auch keine von denen die mit kritischen Zeichen versehen sind, genau den aristarchischen Text bietet. Von den Folgerungen, die sich daraus für die Schätzung und Verwertung unserer Hdss. ergeben, war im ersten Kapitel die Rede. Jetzt kommt es darauf an, durch Vergleichung zu prüfen, ob die voraristarchische Vulgata ebenso oder anders zu der Ausgabe des Alexandriners gestanden habe wie die spätere. Mit großem Fleiß hat Ludwich den Stoff zusammengebracht. Als Repräsentanten der alten Vulgata nahm er die Homerzitate bei Platon, Aristoteles und Äschines, für die nacharistarchische eine gleiche Zahl von Zitaten im Lexikon des Apollonios Sophistes. Bei jenen dreien fand er 30 Zitate, innerhalb deren aristarchische Lesarten bezeugt sind, bei Apollonios ebenso viele auf den ersten 18 Seiten der Bekkerschen Ausgabe. Unter jenen 30 Stellen sind 8 oder 9, für die wir auch Zenodots Lesart kennen<sup>3)</sup>; unter den 30 Beispielen aus Apollonios Sophistes ist das 7mal der Fall. So kann neben Aristarch auch Zenodot an der früheren wie an der späteren Vulgata gemessen werden. Das Ergebnis ist dieses:

Aristarch stimmt mit der älteren Vulgata 49mal, stimmt nicht 44mal.

Zenodot stimmt mit der älteren Vulgata 2mal, stimmt nicht 6- oder 7mal.

Aristarch stimmt mit der jüngeren Vulgata 47mal, stimmt nicht 43mal.

<sup>3)</sup> Zweifelhaft ist A 16, wo die Annahme, daß Zenodot Ἀρπείδος gelesen habe, nur auf Kombination beruht.

Zenodot stimmt mit der jüngeren Vulgata 2mal, stimmt nicht 5mal.

In der Tat ein überraschend klares und einfaches Bild: Zenodots Verhältnis zur späteren Vulgata ist ebenso ungünstig wie das zur früheren, Aristarch steht zu beiden gleich günstig. Oder mit andern Worten: die Vulgata, die nach Aristarch galt, stimmt zwar in der Mehrzahl der Fälle mit seinem Text überein, aber nicht in einer größeren Zahl als die, welche vor ihm gegolten hatte. Damit scheint bewiesen: Aristarchs kritische Tätigkeit ist an der herrschenden Überlieferung des Homertextes spurlos vorübergegangen.

Aber reichte zu einem so kühnen Schluß das Material wirklich aus? Die Zitate bei Platon und Aristoteles mögen als Beispiele der Vulgata ihrer Zeit gelten; Apollonios jedoch war selbst Grammatiker, der hoffentlich über manches seine eignen Ansichten hatte: mit welchem Rechte nehmen wir seinen Homertext als Repräsentanten des zu seiner Zeit herrschenden? Und weiter, dürfen wir diesen Text der heutigen Vulgata gleichsetzen? — Unter den 13 Stellen, an denen Apollonios von Aristarch abweicht, sind nur 7, an denen alle unsere Hdss. ebenso von Aristarch abweichen. Für die 6 übrigen Stellen liegt die Sache anders, wie nachstehende Tabelle zeigt.

	Aristarch.	Apollonios.	Unsere Handschriften.
Δ 447	μελαινώων	μελαινάων	μελαινώων drei Hdss., darunter A, die andern μελαινάων.
E 757	καρτερὰ ἔργα	ἔργ' ἀίδηλα	ἔργ' ἀίδηλα zwei, alle übrigen καρτερὰ oder κρατερὰ ἔργα.
I 698	μηδ' ὄφελος	μη ὄφελος	μηδ' ὄφελος oder μη δ' ὄφελος die Mehrzahl, μη ὄφελος A und andre.
O 394	ἀκέσματ'	ἀκήματ'	ἀκέσματ' Lips., die übrigen ἀκήματ'.
Ω 347	αἰσυμητηῆρι	αἰσυητῆρι	αἰσυητῆρι A Syr. Lips. u. a., αἰσυμητηῆρι Gruppe h, Townl. u. a., αἰσυμητηρι Pap. Bankes <sup>2</sup> .
ι 444	περὶ νηυσί	παρὰ νηυσί	geteilt zwischen παρὰ oder παρα und περὶ oder περι.

Hiernach muß man sagen, daß die Gestalt der Überlieferung, die in unsern Hdss. erhalten ist, sich näher an Aristarch anschließt,

als die Ausgabe nach der Apollonios zitierte: Aristarch erscheint im Vordringen begriffen. Aber auch für diesen Schluß, wie vorher für den entgegengesetzten, ist das Material doch zu wenig umfangreich. Ludwich verdient deshalb Dank, daß er die Vergleichung auf eine breitere Grundlage gestellt hat.

In dem bereits (S. 35) erwähnten Programm hat er aus der Zeit von Aristarch bis Didymos von sechs Schriftstellern (Dionysios Thrax, Philodemos von Gadara, Cicero, Nikolaos von Damaskos, Diodorus Siculus, Dionysios von Halikarnaß) alle Homerzitate gesammelt und die Form, in der sie dort überliefert sind, einerseits mit den Lesarten der Alexandriner, soweit solche sich feststellen lassen, andererseits mit der heutigen Vulgata zusammengehalten. Dabei ergibt sich:

Von Zenodot kommen 30 gesicherte Lesarten in Betracht. 28mal weichen die Zitate von ihm ab, 2mal stimmen sie mit ihm überein oder berücksichtigen seine Lesart; unsere Vulgata weicht 25mal von ihm ab, stimmt an zwei anderen Stellen mit ihm überein, in 3 Fällen schwankt sie.

Von Aristarch kommen 76 gesicherte Lesarten in Betracht. 30mal weichen die Zitate von ihm ab, 44mal stimmen sie mit ihm überein, in 2 Fällen schwanken sie; unsere Vulgata weicht 26mal von ihm ab, stimmt 42mal mit ihm überein, in den übrigen Fällen schwankt sie.

Ludwich faßt das Resultat so zusammen: »Wo auch immer die alexandrinischen Kritiker aus äußeren oder inneren Gründen die Vulgata korrigieren zu müssen glaubten, blieben ihre Bestrebungen in der Regel ohne praktischen Erfolg.« Ganz klar ist das wieder nicht: »wo auch immer« und »in der Regel« passen schlecht zueinander. Die Hauptsache aber ist richtig: die Vulgata der Zeit zwischen Aristarch und Didymos steht zu den Alexandrinern ziemlich in demselben Verhältnis wie die heutige; und damit ist bewiesen, daß Didymos und Aristonikos keine erkennbaren Wirkungen in der Textgestalt der gebräuchlichen Homerausgaben hervorgebracht haben.

Eigentlich aber war es nicht dies, worauf es ankam; die wichtigere Frage war: ob Aristarch selber solche Wirkungen ausgeübt habe. Um dies zu beurteilen, müssen wir noch einmal auf die Homerzitate des 4. Jahrhunderts v. Chr. zurückgreifen. Unter 30 waren 11, die von Aristarchs Text abwichen: wie sehen die

Stellen heute in den Hdss. aus? Diese Vergleichung hat Ludwig nicht angestellt, obwohl sie unerlässlich war um den Wert der von ihm gefundenen Zahlenverhältnisse zu kontrollieren. Hier ist die Übersicht<sup>4</sup>):

	Zitate vor Arist.	Aristarch.	Unsere Handschriften.
A 15	ἐλίσσετο	λίσσετο	λίσσετο <i>A</i> und zwei andere, die übrigen ἐλίσσετο.
B 196	διοτρεφέων βασιλῶν	διοτρεφέος βασιλῆος	διοτρεφέων βασιλῶν Gruppe <i>h</i> u. a., διοτρεφέος βασιλῆος <i>A</i> u. a.
H 64	πόντος ὅπ' αὐ- τοῦ	πόντον ὅπ' αὐτῆ	πόντος <i>A</i> u. a., πόντον Lips. u. a. αὐτῆ <i>h</i> u. a., αὐτῆς <i>A</i> u. a.
Θ 108	μήστωρα	μήστωρε	μήστωρα Vindob. 5 u. a., μήστωρε <i>A</i> und die Mehrzahl.
I 340	ὥσπερ δὴ κρα- νέω	ἤ περ δὴ φρο- νέω	ὥσπερ eine Hds., ἤ περ alle andern. κρανέω <i>A</i> u. a., φρονέω Gruppe <i>h</i> u. a.
I 653	φλέξαι	σμούξαι	σμούξαι oder σμούξαι alle, γρ. φλέξαι <i>A</i> .
K 252	παρόψιχεν	παροίχων oder παρόψ- ιχων?	παρόψιχεν wenige; παρόψιχε(ν) die übrigen, darunter <i>A</i> .
T 92	τῆς	τῆ	τῆς viele, τῆ <i>A</i> u. a.
Υ 248	πολυπιδάκου	πολυπίδακος	πολυπίδακος <i>A</i> Lips. und die meisten, πολυπιδάκου andere; γρ. πολυπιδάκου <i>A</i> .
Ψ 77	οὐ γάρ ἔτι	οὐ μὲν γάρ	οὐ μὲν γάρ alle, γρ. οὐ γάρ ἔτι <i>A</i> .
Ω 82	μετ' ἰχθύσι πῆμα	ἐπ' ἰχθύσι κῆρα	ἐπ' ἰχθύσι κῆρα.

Die Sache liegt demnach so: an keiner Stelle ist die voraristarchische Gestalt des Textes einfach herrschend geblieben; an 5 Stellen (Θ 108. I 653. Υ 248. Ψ 77. Ω 82) überwiegt jetzt die aristarchische

4) Die Angaben in der dritten Kolumne sind nach Ludwigs kritischem Apparat und nach den Anmerkungen von Monro und Allen revidiert; daher einige Abweichungen von der vorigen Auflage.



Lesart; die übrigen 6 Stellen schwanken, wobei denn in der Regel A mit Aristarch geht. Auf der anderen Seite ist unter den 49 Stellen, an denen die frühere Vulgata mit Aristarchs Text übereinstimmt, nur eine einzige (I 203: *κέραιρα*), an der einige unserer Hdss. von ihm abweichen: er hat also eigentlich nur Gewinn zu verzeichnen. Ich meine, man kann deutlich sehen, wie die aristarchischen Lesarten allmählich vordringen und Terrain gewinnen.

Dieses Resultat läßt sich nun noch von einer andern Seite her prüfen. Ludwich hat (AHT. I 13) die Stellen gesammelt, an denen in den Scholien Lesarten der *κοινά* oder *δημώδεις*, also der älteren Vulgata, in ausgesprochenem oder stillschweigend verstandenem Gegensatz zu Aristarch angeführt werden. 25 sind es<sup>5)</sup>; und allerdings zeigen in der Mehrzahl von ihnen auch unsere Hdss., entweder alle oder die meisten von ihnen, eben die Lesart, die Aristarch verwarf. Aber wir haben doch auch Beispiele des Gegenteils:

	Vulgata vor Arist.	Aristarch.	Unsere Handschriften.
N 289	οὐ κεν	οὐκ ἄν	οὐ κεν zwei Hdss. (auch <i>h?</i> ), die übrigen οὐκ ἄν.
X 478	ἐνὶ οἴκῳ	(κατὰ δῶμα)	κατὰ δῶμα fast alle, ἐνὶ οἴκῳ eine Hds.
Ω 7	ἔργα	(ἄλγεα)	ἄλγεα.
Ω 214	οὐ τι	(οὐ ἐ)	οὐ τι Pap. Bankes, sonst οὐ ἐ.
ε 34	ἡματι εἰκοστῷ	(ἡματί κ' εἰ- κοστῷ)	ἡματί κ' (γ' zwei Hdss.) εἰ- κοστῷ.

5) Die Zahl würde um 4 größer sein, wenn es feststünde, was allerdings wahrscheinlich ist und seit Spitzner wohl allgemein angenommen wird, daß N 613 *ἀφίκοντο* in der *κοινή* stand, während Aristarch *ἐφίκοντο* vorzog, was auch unsre Handschriften haben. Dies wäre dann ein achter Fall, in dem die Vulgata zugunsten Aristarchs aufgegeben worden ist. Übrigens ist die Auseinandersetzung des Eustathios zu dieser Stelle (p. 949, 59) in der gewöhnlichen Interpunktion nicht verständlich; es muß so gelesen werden: τὸ δὲ >ἀλλήλων ἐφίκοντο< ἀντὶ τοῦ καθίκοντο καὶ ἕψαντο, οἷα τῆς ἐπὶ προθέσεως ἀντὶ τῆς κατὰ ἐπὶ ἐναντιώσεως κειμένης καὶ ἐνταῦθα (εἰ δὲ γράφεται >ἀφίκοντο<, λείπει ἢ κατὰ πρόθεσιν), καὶ δηλοῖ ὡς ἑμοῦ κατ' ἀλλήλων ὄρησαν. Dieser letzte kleine Satz bezieht sich auf die Form *ἐφίκοντο*, nicht auf *ἀφίκοντο*, das ja gerade deshalb zurückgewiesen wird, weil darin der Begriff *κατὰ* nicht ausgedrückt sei. — Der Townleyanus hat, wie Maaß angibt, im Text *ἐφίκοντο* und dazu die Bemerkung: *λείπει ἢ κατὰ*. Beides stimmt nicht zusammen. Vermutlich stand in der Ilias-Handschrift, aus der die Scholien des Townleyanus stammen, *ἀφίκοντο*.

ε	217	εἰς ὅπα	εἰς ἅντα	εἰς ἅντα.
λ	74	κακκεῖται	κακκῆται	κακκῆται fast alle, κακκεῖται eine Hds.

Bei den Lesarten der mittleren Kolumne, die ich eingeklammert habe, ist nicht mit ausdrücklichen Worten bezeugt, daß sie die des Aristarch gewesen seien; Ludwig schließt dies aber gewiß mit Recht aus der Art, wie Didymos die Abweichung des Vulgärtextes erwähnt. Wir haben also 7 Stellen, an denen die Lesart der älteren Vulgata zurückgetreten, die Aristarchs in den Hdss. zur Herrschaft gekommen ist, und zwar in zwei Fällen ausnahmslos, in den übrigen mit ganz geringer Einschränkung. Durch dieses Ergebnis wird das vorige nur bestätigt: die Übereinstimmung der Vulgata mit Aristarchs Lesarten ist nach seiner Zeit größer als vor seiner Zeit; wir sehen, daß er Einfluß auf sie geübt hat.

Nachdem diese Vergleichen hier zum ersten Male veröffentlicht worden waren, hat die letzte von ihnen auf eigene Hand auch Allen angestellt<sup>6</sup>). Da er nur die Ilias behandelt, andererseits den Vertretern der alten Vulgata auch diejenigen Ausgaben zugerechnet hat, die in den Scholien als minderwertig (*αἱ εἰκαιότεραι, τὰ φαυλότερα*) bezeichnet werden, so kommt er zu anderen Zahlen, nach denen sich auch das Verhältnis etwas ändert. Nach meiner Zählung ist in 72 von 400 Fällen die antike Vulgata in der modernen erhalten, nach Allen in 60 von 400 Fällen. Bei dem geringen Umfang des Materials ist die Prozentrechnung hier an sich von zweifelhaftem Werte. Wir begnügen uns zu sagen, daß in überwiegenderem Grade sich der gebräuchliche Homertext vom Altertum durchs Mittelalter hindurch behauptet hat, während in einer Minderzahl von Fällen Lesarten der Grammatiker — Zenodot, Aristophanes, Aristarch — eingedrungen sind<sup>7</sup>). Doch wie ist das gekommen? Hat irgend jemand eine Ausgabe veranstaltet, in der eine Auswahl solcher Lesarten dem Text eingefügt wurde? oder hat es mehrere solche Rezensionen gegeben? Gegen beides spricht die geringe Zahl der aufgenommenen Varianten, und die Unmöglichkeit in

6) Allen, The ancient and modern vulgate of Homer. *Class. Rev.* 13 (1899) p. 334 ff. Fortgesetzt in dem späteren Aufsatz *The text of the Iliad*, ebenda 14 (1900) p. 384 ff.

7) Welchen Anteil jeder der drei an diesem Erfolge hat, ist von Allen in zwei weiteren Aufsätzen dargelegt worden: *Class. Rev.* 13 (1899) p. 429 ff. und 14 (1900) p. 242 ff.

ihrer Auslese einen Plan zu erkennen. Allen nimmt deshalb auch hier zum Zufall seine Zuflucht und meint, daß die Entwicklung der Vulgata sich in derselben Weise vollzogen habe wie die des Textes von *h*: beigebeschriebene Varianten wurden später von Abschreibern in einzelnen Fällen mißverständlich als Korrekturen angesehen und in den Text gesetzt. Angenommen, dies sei richtig, so bleibt weiter die bei solcher Annahme auffallende Tatsache zu erklären, daß in der Regel alle oder die weitaus meisten unsrer Hdss. in der Aufnahme einer aristarchischen Lesart übereinstimmen. Dies kann doch nicht auch eine Folge des Zufalls sein. Es läßt sich verstehen nur unter der Voraussetzung, daß unsere sämtlichen Handschriften und dazu die große Mehrzahl der bisher bekannt gewordenen Papyri aus einer einzigen Quelle geflossen sind, daß sie alle von einer Ausgabe herkommen, die in der Zeit kurz nach Aristarch sei es geschrieben oder doch damals am Rande mit den Varianten versehen worden ist, von denen eine im wesentlichen gleiche, durch den Zufall bestimmte geringfügige Auswahl nachher durch alle Zweige der Überlieferung sich verbreitet hat.

Allen zieht mit Entschiedenheit den Schluß, der zu dieser Hypothese führt (14 S. 386); und ich bin hier mehr als in bezug auf die Abzweigung von *h* bereit ihm zu folgen. Ja, ich meine eine wenn auch unscheinbare Tatsache hinzufügen zu können, die uns in demselben Sinne zwingt. Gegen Ende von  $\Gamma$ , wo Paris durch Aphrodite dem sicheren Verderben entzogen ist, nun Menelaos  $\theta\eta\rho\iota \epsilon\sigma\iota\kappa\acute{\omega}\varsigma$  in die Scharen der Troer eindringt um ihn zu suchen, da heißt es (454 ff.):

ἀλλ' οὐ τις δόνατο Τρώων κλειτῶν τ' ἐπικούρων  
 δεῖξαι Ἀλέξανδρον τὸτ' ἀρηιφίλῳ Μενελάῳ.  
 οὐ μὲν γὰρ φιλότῃτι γ' ἐκεύθανον, εἴ τις ἴδοιτο·  
 ἴσον γὰρ σφιν πᾶσιν ἀπήχθετο κηρὶ μελαίνῃ.

Der Gedanke ist klar; nur  $\acute{\alpha}\nu$  fehlt in 453 (»aus Liebe würden sie ihn nicht verborgen haben«), und die Form  $\epsilon\kappa\epsilon\acute{\upsilon}\theta\alpha\nu\omicron\nu$  ist unmöglich. Wie zu  $\pi\epsilon\acute{\upsilon}\theta\omicron\mu\alpha\iota$   $\pi\omicron\nu\theta\acute{\alpha}\nu\omicron\mu\alpha\iota$ , zu  $\phi\epsilon\acute{\upsilon}\gamma\omega$   $\phi\upsilon\gamma\gamma\acute{\alpha}\nu\omega$ , zu  $\tau\epsilon\acute{\upsilon}\xi\omicron\mu\alpha\iota$   $\tau\upsilon\gamma\chi\acute{\alpha}\nu\omega$  gehören, so müßte als Nebenform von  $\kappa\epsilon\acute{\upsilon}\theta\omega$   $\kappa\omicron\nu\theta\acute{\alpha}\nu\omega$  gefordert werden — wenn es nicht bei Hesychios ( $\kappa\omicron\nu\theta\acute{\alpha}\nu\epsilon\iota$ :  $\kappa\rho\acute{\upsilon}\pi\tau\epsilon\iota$ ) überliefert wäre. Setzt man es ein, so bleibt doch psychologisch zu fragen, durch welche Ablenkung jemand dazu gebracht worden sein soll, statt einer so natürlichen Form eine

so abnorme zu schreiben; und der logische Mangel, im Ausdrucke der Bedingtheit, bleibt auch. Beidem zugleich wird abgeholfen, wenn wir die Korrektur annehmen, die Heyne im Kommentar empfiehlt, Düntzer allein unter allen Neueren zu würdigen gewußt hat: ἔξευθον ἄν. Aus Versehen hat ein Abschreiber die benachbarten Silben ον und αν vertauscht. Wer an einer so schlagenden, die Erklärung in sich selbst tragenden Verbesserung zweifeln mag, mit dem kann ich nicht streiten. Wer ihr aber zustimmt, der muß, da alle unsere Exemplare den Fehler haben, weiter den Schluß ziehen, daß sie alle von der Niederschrift dessen herkommen, der persönlich diesen Fehler begangen hat. Damit wird er in eine sehr frühe Zeit hinaufgerückt, in der Α und Η sich noch nicht getrennt hatten, wozu es dann stimmt, daß »ἐξεύθανον· ἔχροπτον« sich auch unter den Glossen des Hesychios findet. Ob ein Papyrus einmal eine genauere Zeitgrenze liefern wird, müssen wir abwarten; ein kürzlich veröffentlichter, der ein größeres Stück von Γ enthält, reicht leider nicht bis zu dieser Stelle.

Durch Vergleichung der Homerzitate des 4. Jahrhunderts v. Chr. wie der in Scholien angeführten Lesarten der κοινή konnten wir bis in die Zeit Platons einen einheitlichen Strom der Textüberlieferung zurückverfolgen, der von alexandrinischer Seite zwar erkennbaren, doch mäßigen und bloß durch Zufall vermittelten Einfluß erfahren hat. Bleibt dieses Ergebnis bestehen angesichts des überraschenden Bildes, das uns die ägyptischen Funde von dem Zustande der zur Ptolemäerzeit dort verbreiteten Ausgaben verschafft haben?

Zunächst schien es, als sollten durch das von Mahaffy im J. 1891 mitgeteilte Bruchstück einer sehr alten Ilias-Hds.<sup>8)</sup> alle früheren Ansichten umgestürzt werden. Dieses Stück enthielt, zu

8) On the Flinders Petrie Papyri. With transcription, commentaries and index. Dublin 1891. Ein Faksimile des hier erwähnten Stückes gab Menrad, »Ein neuentdecktes Fragment einer voralexandrinischen Homerausgabe« (Sitzgsber. philos.-philol. und histor. Bayer. Akad. [1891] IV, S. 539—552), in der Beurteilung übereinstimmend mit Ludwig, »Die sogenannte voralexandrinische Ilias«, Königsberger Vorles.-Verz. 1892, S. 8—30. Günstiger urteilte über den Wert der Fayûmer Ilias Eduard Meyer Herm. 27 (1892) S. 363 ff.; aber auch er warnte vor einer Verallgemeinerung des hier vorliegenden Tatbestandes.

beiden Seiten eines Kolumnenzwischenraumes, die Ausgänge der Verse A 502—517 und die Anfänge der Verse 518—537; es fehlte 4 Vers unserer Vulgata, 4 andere zeigten sich die der Vulgata fremd sind, und 2 weitere mußten, nach den erhaltenen Anfangsbuchstaben zu schließen, im vollständigen Text ganz anders gelautet haben als wir sie kennen. Da alle datierbaren Urkunden, die mit diesem Blatte gleichzeitig gefunden waren, der Zeit zwischen 285 und 224 v. Chr. angehörten, so lag die Folgerung nahe, daß es selbst mindestens ebenso alt sei. Und so schien es, daß hier, wenn auch in einem noch so spärlichen Reste, eine Probe derjenigen Gestalt gerettet sei, welche der Text der Ilias vor der gelehrten Bearbeitung durch die Alexandriner gehabt habe. Nicht nur meinte man aus dieser Stichprobe mit Befremden zu sehen, »welche »tiefgreifende Umgestaltung der homerische Text durch die Hand »der alexandrinischen Grammatiker erfahren hat«; man zweifelte auch, ob »Zenodot und seine Nachfolger jene reichere Überlieferung, »wie sie uns diese Probe voralexandrinischer Rezension so über- »raschend enthüllt hatte, mit guten Gründen ignoriert« hätten. Die Auffassung der Skeptiker schien bestätigt zu werden, »daß »die alexandrinische Überlieferung ein durchaus ungenügendes »Fundament unserer Homerforschung« sei. — Aber diese Überschätzung des Neugefundenen hielt nicht lange an. Eine nüchter- nere Auffassung vertrat sogleich Josef Menrad in einem Aufsatz der Münchener Sitzungsberichte; und Arthur Ludwich wies nach, daß die Fayûmer Ilias in bezug auf die unwissenschaftlichen Absenker des Homertextes, die es im Altertum gegeben hat, nichts wesentlich Neues lehre; sie reihe sich nur den längst vorhandenen Zeugnissen dafür an, daß in früherer Zeit Homertexte existierten, die von der Vulgata beträchtlich abwichen. Es sei ungerechtfertigt, das, was ein so degenerierter Text im Vergleich zu unsern Handschriften und den Alexandrinern mehr bietet, ohne weiteres als »reichere Überlieferung« hinzustellen, von der sich losmachend die Alexandriner erst den Vulgärtext geschaffen hätten; dieser habe vor ihnen wie nach ihnen bestanden, in seinen Hauptzügen unverändert.

Welchen Eindruck diese besonnenen Ausführungen gemacht hatten, trat deutlich hervor, als wenige Jahre später ein gleichartiges, doch erheblich umfangreicheres Papyrusfragment, anscheinend dem 2. Jahrhundert v. Chr. angehörend, von Jules Nicole in Genf herausgegeben wurde (Revue de Philologie 18 [1894] p. 104—111).

Hier war von drei Kolumnen die mittlere ziemlich vollständig erhalten, A 810—834. Hermann Diels, der zu denen gehört hatte, die ihr Vertrauen zu den Alexandrinern durch Mahaffys Veröffentlichung erschüttert fühlten, änderte dem neuen Funde gegenüber seine Ansicht. Er besprach ihn, unter Beigabe einer Photographie, in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie (1894, 19; S. 349 ff.) und begründete die Vermutung, daß wir es darin mit dem Abkömmling eines der Rhapsodenexemplare zu tun hätten, die im 6. und 5. Jahrhundert v. Chr. verbreitet gewesen seien. Über den Wert urteilte er: was uns hier greifbar entgegentrete, scheinere »die Verachtung, mit der die Alexandriner jene Überlieferung bei »Seite geschoben haben, zu rechtfertigen«; denn es finde sich auch nicht eine Variante, durch die unser Text bereichert oder verbessert werden könnte.

Es dauerte nicht lange, da wurde das Material abermals vermehrt. Grenfell und Hunt brachten im J. 1897 in einer Sammlung neuer klassischer Fragmente<sup>9)</sup> als kostbarste zwei Proben von Iliastexten: kleine Reste von Θ (217—219. 249—253) und beträchtliche Stücke aus ΦΧΨ, die alle von den kundigen Beurteilern ins 3. Jahrhundert v. Chr. gesetzt wurden. Auch hier zeigte sich, in Varianten und Zusatzversen, dasselbe starke Abweichen von der Vulgata, das man in den beiden andern Papyris der Ptolemäerzeit, ganz im Unterschiede von denen der römischen Periode, kennen gelernt hatte. Ludwig nahm die neue Publikation zum Anlaß, um, indem er ältere Arbeiten wiederholte und erweiterte, in der schon erwähnten Monographie die ganze Frage zu behandeln<sup>10)</sup>. Auf Grund umfassender Vergleichen und sorgfältiger Erwägung suchte er nachzuweisen, daß jene »wildern« Iliastexte, von denen man schon vorher ausreichende Spuren gehabt, doch durch die Papyri ein deutlicheres Bild gewonnen hatte, nicht eine ältere und reichere Überlieferung darstellten, aus der durch einschneidende Wirkung der alexandrinischen Kritik der Vulgärtext unserer Hdss. gemacht worden wäre; sondern alle drei — Vulgata, kritisch bearbeitete Texte, erweiterte oder wilde Texte — seien koordiniert

9) Grenfell and Hunt, *New classical fragments and other Greek and Latin papyri*. Oxford 1897.

10) Ludwig, *Die Homervulgata als voralexandrinisch erwiesen*. 1898. Darin sind die drei Fragmente oder Fragmentgruppen, die bis dahin vorlagen (Dublin, Genf, Oxford) genau abgedruckt und kritisch besprochen.

und seien eine Zeitlang nebeneinander hergegangen, bis zuletzt die Vulgata sich siegreich behauptet habe, indem sie einerseits die interpolierten Texte verdrängte, anderseits von der kritischen Arbeit der Alexandriner nur geringen Einfluß erfuhr.

Diese Ansicht schien wohlbegründet; und in ihrem negativen Teil ist sie unerschüttert geblieben. Seit 1898 sind weitere Homerpapyri aus der Zeit der Ptolemäer, die einen vermehrten Versbestand aufweisen, zum Vorschein gekommen<sup>41)</sup>; und auch hier, wo nicht ganz wenige der Plusverse vollständig zu erkennen sind, bekommen wir in ihnen nichts als Wiederholung oder Nachbildung bekannter Formeln, entbehrliche Verbreiterung gegebener, an sich klarer Gedanken. Um dies anschaulich zu machen, seien aus dem umfangreichsten der neuen Fragmente (Nr. 19) alle vollen oder doch ganz erkennbaren Zusatzverse hier mitgeteilt:

- B 794 [δέγμενος ὀππότε]τε ναῦφιν ἀφορμηθεῖεν Ἀχαιοί  
794 a εἰς πεδίον, Τρώεσσι φόνον κα[ὶ] κῆρα φέροντες].  
sic Γ 283 [ἤμεις δ' ἐν νή]εσσι νεώμεθα κοῦροι Ἀχαιῶ[ν]  
283 a [Ἄργος ἐς ἱππόβοτον κ]αὶ Ἀχαιίδα καλλιγόν[αια].

41) Grenfell and Hunt, The Hibe Papyri. Part. I. London 1906. — Nr. 21 und 22 bringen neue Bruchstücke zu den im J. 1897 veröffentlichten Resten von Θ und von ΦΧΨ. Nr. 19, nach dem Charakter der Schrift »eher der Regierungszeit des Philadelphos als der des Euergetes« zuzurechnen, enthält größere Stücke aus B und Γ. Nr. 20, von den Herausgebern ebenfalls in die Zeit des Philadelphos gesetzt, besteht aus spärlicheren Resten von Γ (zum Teil von denselben Versen wie Nr. 19), Δ und E. Nr. 23, ebenfalls ein geringes Bruchstück, hat doch besonderen Wert durch sein höheres Alter — die Herausgeber sind nach den Buchstabenformen geneigt es noch über 250 v. Chr. hinaufzurücken — und noch mehr dadurch, daß hier zum erstenmal ein erweiterter Text der Odyssee (v 44—68) vorliegt; hinter 54, 55, 58 zeigt er Reste eingeschobener Verse. — Eine Sonderstellung glauben die Herausgeber auch den unter Nr. 20 zusammengefaßten Fragmenten zuweisen zu müssen, weil in ihnen nur ein Plusvers (hinter Δ 69) auftrete, dafür aber drei Verse des gewöhnlichen Textes, Γ 389. Δ 89. E 527, fehlen, von denen der erste formelhaft und unnötig, auch der letzte für den Zusammenhang entbehrlich und vielleicht nach dem Muster von O 622 eingesetzt sei. Für Γ 389 stimme ich dem zu, für E 527 nicht, weil das Gleichnis nach homerischem Brauch einen Abschluß fordert. So vermag ich mir auch die Vermutung nicht anzueignen, die Grenfell und Hunt (S. 69), übrigens mit aller Reserve, aussprechen, daß Nr. 20 ein Überrest einer kritisch revidierten, der Vulgata an Wert überlegenen Ausgabe sei.

- Γ 302 [ὡς ἔφαν εἰ]δ[ι]χόμενοι· μέγα δ' ἔκτοπε μητίετα Ζεὺς  
 302 a [ἐξ Ἰδης βρον]τῶν, ἔπι δὲ στεροπὴν ἐφέηκ[ε]ν.  
 b [θησέμεναι γ]ὰρ ἔμελλεν ἔτ' ἄλγεά τε στοναχάς τε  
 c [Γρωσί τε καὶ] Δαναοῖ[σι] διὰ κρατερὰς ὕσ[μ]ίνας.  
 d [αὐτὰρ ἐπεὶ ῥ' ὄ]μοσέν τε τελεύτησέν [τε] τὸν ὄρα[ον],
- sic 303 [τοῖσι δὲ Δαρδανί]δης Πρίαμος πρὸς μῦθον ἔειπ[εν].  
 sic 304 [κέκλυτέ μευ Τ]ρωῆς καὶ Δάρδανοι ἡδ' [ἐ]πίκ[ουροι],  
 304 a [ἔφρ' εἶπω], τὰ μ[ε] θυ[μ]ός ἐνὶ στήθεσσι ἀν[ώ]γε[ι].
- sic Γ 339 ὡς δ' αὔτως Μενέλαος ἀρήϊα [τεύχε' ἔ]δουεν),  
 339 a ἀσπίδα κα[ὶ] πῆλη]κα φαεινῆ[ν καὶ δύο δοῦρε?]  
 b καὶ καλὰ[ς κνη]μῖδας ἐπισφ[υροῖς ἀραρυίας].  
 c ἀμφὶ δ' ἄ[ρ' ὄ]μοισι[ν] βάλετο ξί[φος ἀργυρό]ηλον).
- Γ 362 πλῆξεν ἐπαίξας κ[ό]ρυθος φάλ[ον ἵ]πποδασείης  
 362 a χαλκείης· δεινὸν [δὲ κόρυς λάκεν, ἀμφὶ δ' ἄρ' αὐτῆ]  
 363 [τριχθὰ τε καὶ τετραχθὰ διατρυφὸν ἔ]πεσε χειρός].
- Γ 366 ἦ τ(έ) ἐφάμη[ν τίσεσθαι ὅ] με πρότερος κάκ' ἔοργεν,]  
 366 a δῖον Ἀλέξα[νδρον Ἐλένης πόσιν ἠ]υκόμοιο].

Die Ergänzung von 362 a haben die Herausgeber nach Blaß gegeben, für 366 keinen Vorschlag gemacht. Der oben eingesetzte Wortlaut ergibt sich mit Wahrscheinlichkeit aus Γ 351; möglich wäre auch ὑπερβασίης ἀλεγεινῆς nach γ 206. Das meiste ist von selbst einleuchtend. Niemand wird behaupten, daß eine in diesem Stil erweiterte Dichtung der, die wir kennen, vorzuziehen sei. Es bleibt also dabei: die Alexandriner verdienen keinen Vorwurf, daß sie einen weniger versreichten Text bewahrt haben; eher würden sie Dank verdienen, wenn sie es gewesen sein sollten, die der Fortpflanzung der interpolierten Texte ein Ende bereitet haben. Die große Frage aber, ob dies der Fall ist oder nicht, erscheint nun doch in einem geänderten Lichte.

Wir haben — vorläufig — folgendes: auf der einen Seite eine Menge kleinerer oder größerer, zum Teil doch recht umfangreicher Reste von Homerexemplaren aus römischer Zeit, die mit geringen Abweichungen den geläufigen Text darstellen, auf der andern sechs oder sieben<sup>12)</sup> Fragmente, die älter sind als 150 v. Chr. und einen ausgearteten Text bieten; beide Gruppen in Ägypten gefunden,

12) Die Stücke aus Θ und aus ΦΧΥ sind zwar zusammen veröffentlicht worden, scheinen aber aus verschiedenen Exemplaren der Ilias herzustammen (Grenfell and Hunt, The Hibe papyri I p. 88 f. 96); sie sind



also Zeugnisse der in diesem Lande verbreiteten Ausgaben. Zeitlich in der Mitte steht ein größeres Bruchstück (Brit. Mus. 128) aus dem 4. Jahrhundert v. Chr., das denen der römischen Zeit gleichartig ist. Kein älterer Papyrus enthält die Vulgata, kein jüngerer etwas anderes als die Vulgata. Grenfell und Hunt haben in einer ausführlichen Erörterung, in der sie sich mit Arthur Ludwich auseinandersetzen (The Hibeh Pap. I p. 67—75), diesen Tatbestand dargelegt und aus ihm den unabweislichen Schluß gezogen, daß in der Zwischenzeit ein starker Einfluß stattgefunden haben muß, der die wilden Texte niederschlug. Dieser Einfluß kann nur von dem alexandrinischen Museum ausgegangen sein. Daß er, dank den Bemühungen der dortigen Gelehrten, stattgefunden hat, müssen wir demnach als gesichert ansehen, obwohl, wie früher festgestellt wurde, im einzelnen die Lesarten dieser Gelehrten nur selten zur Herrschaft durchgedrungen sind.

Beide Tatsachen würden sich ohne weiteres miteinander vertragen, wenn angenommen werden dürfte, daß das Aufkommen der wilden Texte eine zeitlich und örtlich beschränkte Erscheinung gewesen sei, die wieder zu beseitigen keine allzu große Mühe gemacht habe. Doch dem ist nicht ganz so. Ein Papyrus, den Girolamo Vitelli in Florenz von einem Araber in Medinet el-Fayûm gekauft hat und der den Buchstabenformen nach von Arthur Ludwich ins 4. Jahrhundert n. Chr. gesetzt wird, scheint aus einem Exemplare zu stammen, das von ähnlicher Art war wie die der Ptolemäerzeit. Das kleine Bruchstück ist zuerst von Ludwich im Philologus (63 [1904] S. 473 ff.) veröffentlicht, dann von Hefermehl (ebenda 66 [1907] S. 192 ff.) richtiger ergänzt und zum Ausgangspunkt scharfsinniger Vermutungen gemacht worden. Erhalten ist der Schluß der Chryseisepisode und der Anfang der sich anschließenden Partie über Achill, in folgender Gestalt:

[ἐκ δὲ καὶ ἀ[ὐ]τοὶ βάντε[ς ἐπὶ ῥηγμῖνι θαλάσσης]

[ἐξ ἄλλο]ς ἤπειρόνδε θοή[ν ἀνὰ νῆ' ἐρύσαντο]

[ὕψοῦ] ἐπὶ ψαμάθῳ, παρ[ὰ δ' ἔρματα μακρὰ τάνυσσαν·] (A 486).

[αὐτοὶ] δ' ἐσπίδναντο κα[τὰ κλισίας τε νέας τε]. (A 487)

[αὐτὰρ] δὲ μήνιε νηυσὶ παρήμ[ενος ὠκυπόροισιν] (A 488)

also besonders zu zählen. Weshalb das siebente Beispiel (Pap. Hibeh Nr. 20) mit den anderen nicht ganz auf gleicher Linie steht, ist oben (Anm. 41) angegeben.

Überlieferung lautet I 73: *πᾶσά τοι ἔσθ' ὑποδεξίη, πολέεσσι δ' ἀνάσσεις*; Aristarch schrieb *πολέσιν γὰρ ἀνάσσεις* in seinen beiden Ausgaben, wie Didymos bezeugt, der verständig bemerkt: *ἔχει δέ τι Ὀμηρικόν καὶ ἡ διὰ τοῦ "δέ"*. Durch *γάρ* wird das Verhältnis der Begründung deutlicher, und so steht in *h*. Dagegen Z 447 (*εἶ γὰρ ἐγὼ τόδε οἶδα κτλ.*) hat der Halbdenker, wer immer für *h* die Verantwortung trägt, den kausalen Zusammenhang nicht verstanden<sup>7)</sup>, und ihn beseitigt: *εἶ μὲν ἐγὼ τόδε οἶδα*. Zur Unzeit, klug war er auch I 558, meinte, ein Mann, der die Braut dem Gotte streitig zu machen wagte, müsse mehr durch Schönheit als durch Stärke sich ausgezeichnet haben, und schrieb *κάλλιστος* für *κάρτιστος*.

Reichlich sind, wie wir sehen, die Proben dafür, daß in *h* der Ausdruck ins Ebene und nüchtern Verständige gezogen ist; auch *χεῖρε* statt *χεῖρα* N 783, *ἐγχιμφοθεῖς* statt *ἐγχιμίφας* Ψ 334 gehören dazu. Wenn im Gegensatz hierzu *h* dann und wann einen Ausdruck bietet, der grammatisch oder stilistisch vom Gewöhnlichen abweicht, so ist alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß er nicht gemacht sondern aus älterem Bestande übernommen sein wird. Ξ 382 lautet in der großen Mehrzahl der Hdss.: *ἔσθλα μὲν ἔσθλος ἔδουε, χέρεια δὲ χείρονα δόσκειν*. Niemand würde daran Anstoß nehmen. Wenn wir aber in *h* lesen: *χέρηι δὲ χείρονα*, so empfinden wir sofort, daß das unmittelbare Übergehen von der Person des einen zu der des andern der Sprache Homers viel gemäßer ist als ein strenger Parallelismus; Leaf hat deshalb recht getan, in seiner Ausgabe so zu drucken. *Ὅτε ποτ' ἀντεφέροντο μάχη* (E 701), *συμφερόμεσθα μάχη* (Λ 736) sind wieder an sich ganz in Ordnung. Doch *h* u. a. haben an beiden Stellen den Akkusativ; so muß gefragt werden: welcher Kasus macht in dieser Verbindung den Eindruck des Ursprünglichen? welcher läßt sich psychologisch aus den Gedanken oder der der Gedankenarmut eines Abschreibers besser erklären? Die Antwort kann kaum zweifelhaft sein: *μάχη* ist abgeschliffen, *μάχην* als Objekt kraftvoll vorgestellt. — *Εἰ μὲν δὴ μ' ἐθέλεις τελέσαι τάφον Ἑκτορι δῖω, ὧδε κέ μοι ῥέζων, Ἀχιλεῦ, κεχαρισμένα θείης*: so sagt Priamos Ω 660 f. Mehrere Gruppen von Hdss.,

7) Ganz auf der Hand liegt der Sinn auch nicht, ist jedoch, wenn man Ton und Gebärde hinzudenkt, wohl zu empfinden: »Ich kämpfe (nur) für meines Vaters und meine Ehre; denn daß der Sieg uns versagt bleibt, weiß ich.«

diger sei die Redaktion, auf die der Papyrus schließen lasse: kurze Angabe der Landung in Chryse, genauer Bericht über Abtakuung bei der Rückkehr zum Schiffslager. Dem kann ich nicht zustimmen. Die Chryseisepisode ist, wie gerade Häsecke zuerst gezeigt hat, überhaupt ein Cento, zu dessen Charakter es ganz gut paßt, daß der Verfasser eine Reihe von Versen, die eine Landung beschrieben, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit benutzt, an einer zweiten Stelle dieselbe Tatsache nur kurz erwähnt hat, unbekümmert darum, daß der zweite Fall zu verweilender Schilderung an sich triftigeren Anlaß bot. Dazu kommt, daß wir ja gar nicht wissen, ob die Redaktion des Papyrus den ausführlichen Bericht nicht gar an beiden Stellen bot. Hefermehl erwähnt diese Möglichkeit (S. 498), läßt sie dann aber ohne erkennbaren Grund fallen. Vielleicht meinte er, der Schluß der Episode in der Papyrusversion, wie er ihn vermutungsweise herstellt, zeuge für sich selbst; der sachliche Zusammenhang sei hier so gut, daß man einer Überlieferung, die dies enthielt, eine solche Verkehrtheit wie die zweimalige Beschreibung des Landens nicht zutrauen könne. Aber ist der Zusammenhang wirklich gut? Der Vers  $\epsilon\kappa\ \delta\epsilon\ \kappa\alpha\iota\ \alpha\upsilon\tau\omicron\iota\ \beta\acute{\alpha}\nu\tau\epsilon\varsigma$  oder  $\beta\acute{\alpha}\iota\omega\nu\ \kappa\tau\lambda.$  kommt bei Homer 5mal vor. An drei Stellen (I 450. 547.  $\mu\ 6$ ) ist vorher gesagt, daß das Schiff oder die Schiffe auf den Strand gelaufen seien; »auch wir selbst stiegen ans Land« ist eine natürliche Fortsetzung. Zweimal (O 499. A 437), wo vorher erzählt ist, daß man das Schiff  $\epsilon\iota\varsigma\ \theta\rho\mu\omicron\nu$  gerudert habe, steht dazwischen der Vers  $\epsilon\kappa\ \delta\prime\ \epsilon\upsilon\nu\acute{\alpha}\varsigma\ \epsilon\beta\alpha\lambda\omicron\nu,\ \kappa\alpha\tau\grave{\alpha}\ \delta\epsilon\ \pi\rho\upsilon\mu\eta\sigma\iota\prime\ \epsilon\delta\eta\sigma\alpha\nu,$  auch dies eine sachgemäße Vorbereitung auf den Gegensatz:  $\epsilon\kappa\ \delta\epsilon\ \kappa\alpha\iota\ \alpha\upsilon\tau\omicron\iota\ \beta\acute{\alpha}\iota\omega\nu.$  Nur im Apollonhymnus fehlt für  $\kappa\alpha\iota\ \alpha\upsilon\tau\omicron\iota$  jede Beziehung zu dem was vorhergeht; und denselben Mangel zeigt nun der Schluß der Chryseisepisode, wie Hefermehl ihn rekonstruiert. Nicht etwa durch Schuld dieser Rekonstruktion; denn was soll vorhergegangen sein? Weder vom Auflaufen des Schiffes noch vom Auswerfen der Ankersteine kann die Rede gewesen sein, da ja nachher ausdrücklich erzählt wird, wie man das Schiff aufs Land gezogen habe. Der Text des Papyrus wird also in der Hauptsache wirklich so gelaute haben:

$\iota\sigma\tau\acute{\omicron}\nu\ \delta\prime\ \iota\sigma\tau\omicron\delta\acute{\omicron}\kappa\eta\ \pi\acute{\epsilon}\lambda\alpha\sigma\alpha\nu\ \pi\rho\tau\acute{\omicron}\nu\omicron\iota\sigma\iota\nu\ \upsilon\phi\acute{\epsilon}\nu\tau\epsilon\varsigma$  (wie A 434)  
 $\kappa\alpha\rho\pi\alpha\lambda\iota\mu\omega\varsigma.\ \tau\eta\nu\ \delta\prime\ \epsilon\iota\varsigma\ \theta\rho\mu\omicron\nu\ \pi\rho\acute{\omicron}\epsilon\rho\epsilon\sigma\sigma\alpha\nu\ \epsilon\rho\epsilon\tau\mu\omicron\iota\varsigma.$  (wie A 435)  
 $\epsilon\kappa\ \delta\epsilon\ \kappa\alpha\iota\ \alpha\upsilon\tau\omicron\iota\ \beta\acute{\alpha}\nu\tau\epsilon\varsigma\ \epsilon\pi\iota\ \rho\eta\gamma\mu\acute{\iota}\nu\iota\ \theta\alpha\lambda\acute{\alpha}\sigma\sigma\eta\varsigma$  (wie A 437)  
 $\epsilon\zeta\ \acute{\alpha}\lambda\lambda\omicron\varsigma\ \eta\pi\epsilon\iota\rho\acute{\omicron}\nu\delta\epsilon\ \theta\omicron\eta\nu\ \acute{\alpha}\nu\acute{\alpha}\ \nu\eta\prime\ \epsilon\rho\acute{\upsilon}\sigma\alpha\nu\tau\omicron.$

Für die Verwandtschaft des Papyrus mit dem Apollonhymnus ist das eine neue Bestätigung, für den Wert der in beiden zugrunde liegenden Version aber ein schlechtes Zeugnis. Die antike Homerkritik scheint auch hier recht zu behalten.

Übrigens schon ehe dieser interessante Fund gemacht wurde und ehe die ptolemäischen Papyri ans Licht traten, wußten wir, daß es im Altertum Texte von auffallender Selbständigkeit gegeben hat. Unter den von Ludwig gesammelten Homerzitaten aus voralexandrinischer Zeit (Homervulg. 71—133) finden sich Beispiele von Zusatzversen. Äschines, gegen Timarchos 149, führt die Verse  $\Psi$  77—91 an, von denen 80—84 bei ihm so lauten:

- 80 και δὲ σοὶ αὐτῷ μοῖρα, θεοῖς ἐπιείκελ' Ἀχιλλεῦ,  
 81 τείχει ὑπο Τρώων εὐηγενέων ἀπολέσθαι  
 81 a μαρνάμενον δηλοῖς Ἐλένης ἔνεκ' ἠυκόμοιο.  
 82 ἄλλο δὲ τοι ἐρέω, σὺ δ' ἐνὶ φρεσὶ βάλλεο σῆσιν.  
 83 μὴ ἐμὰ σῶν ἀπάνευθε τιθήμεναι ὅστέ' Ἀχιλλεῦ,  
 83 a ἀλλ' ἵνα πέρ σε καὶ αὐτὸν ὁμοίη γαῖα κεκεύθη,  
 92 χρυσέφ' ἐν ἀμφιφορεῖ, τὸν τοι πόρε πότνια μήτηρ.  
 84 ὡς ὁμοῦ ἐτράφεμέν περ ἐν ὕμετέροισι δόμοισιν.

s. mein Expl. von  
 Anah. d. Bloss p.  
 77

Aristoteles zitiert B 394—393 zweimal, Eth. Nik. III 44 (p. 1116<sup>a</sup>, 32) und Polit. III 44 (p. 1285<sup>a</sup>, 40 ff.), beidemal ungenau, d. h. mit Abweichungen von unserm Texte. In der Politik schließt das Zitat:

- 393 ἄρχιον ἐσσεῖται φυγῆειν κόνας ἢ δ' οἰωνούς.  
 393 a πὰρ γὰρ ἐμοὶ θάνατος.

Im pseudoplatonischen zweiten Alkibiades (p. 449 D) wird auf  $\Theta$  548 ff. in einer Weise Bezug genommen, daß sich gegenüber den Homer-Hdss. 4 Plusverse ergeben, die zuerst Josua Barnes in den Text aufgenommen hat. In den neueren Ausgaben stehen sie wohl durchweg mindestens in Klammern. In der Tat enthalten sie nichts, was man als Bereicherung gelten lassen könnte, erinnern vielmehr stark an die Zusätze in den Papyris; und dasselbe gilt für die Stelle des Äschines, während sich über den halben Vers bei Aristoteles — Ludwig verweist auf  $\Phi$  110 — nicht sicher urteilen läßt. Mag man nun noch so sehr die Unechtheit des Alkibiades, und für Aristoteles die Beobachtung betonen, daß seine Homerzitate auch sonst, ebenso wie die Platons, oft ungenau sind, besonders durch Kontamination von Versen sich von der Vulgata

entfernen, so daß man den Eindruck hat, sie seien sorglos aus dem Gedächtnis gegeben: die Tatsache der vielfachen Abweichung bleibt doch bestehen. Auf der andern Seite sind unter der Menge der Zitate, die mit der Vulgata genau übereinstimmen, viele von so geringem Umfang, daß sie keine rechte Beweiskraft haben. Danach wird man den beiden englischen Gelehrten (p. 73 f.) recht geben müssen: Homerausgaben von der Art der interpolierten Papyri scheinen auch im 4. Jahrhundert und auch außerhalb Ägyptens doch eine größere Rolle gespielt zu haben, als Ludwig annahm; aber neben ihnen gab es schon denjenigen Text, der in unserer Vulgata fortlebt; die Alexandriner haben ihm zum Siege verholfen, nicht ihn geschaffen. So begreift man doch schließlich, warum sie in bezug auf die einzelnen Lesarten nicht maßgebend geworden sind.

Daß auch so noch nicht alles reinlich und einleuchtend sich ordnet, ist zuzugeben. Erst kürzlich hat ein aus der Berliner Sammlung veröffentlichter Papyrus von der Freiheit, mit der in vorkritischen Zeiten Dichtertexte behandelt werden konnten, eine ganz neue Probe gegeben: ein Stück aus der Schildbeschreibung im  $\Sigma$  (596—608) unmittelbar verbunden mit Versen aus Hesiods Ἄσπις (207—213); am Rande kritische Zeichen, die noch nicht völlig gedeutet sind<sup>15)</sup>. Aber gerade ein so überraschender Fund kann die Hoffnung bestärken, daß andere folgen werden, die zur Erkenntnis der Geschichte des Homertextes neue, positive Beiträge liefern.

Eine praktische Folgerung, die ich früher gezogen habe, bleibt vorläufig bestehen. Wenn die Fortpflanzung einer Vulgata und die Tradition der alexandrinischen Schule nebeneinander hergegangen sind als zwei selbständige Ströme, von denen der erste nur mäßigen Einfluß aus dem zweiten erfahren hat, welchen Text soll dann ein Herausgeber drucken, der ein Bild der besten Überlieferung zu geben wünscht? Diese Schwierigkeit machen sich die meisten von denen gar nicht klar, die immer wieder fordern, man solle in unseren Ausgaben nur »den« überlieferten Text drucken. Dem

<sup>15)</sup> Berliner Klassikertexte, herausgegeben von der Generalverwaltung der Königl. Museen. V (Griechische Dichterfragmente), 4: Epische und elegische Fragmente bearbeitet von W. Schubert und U. v. Wilamowitz-Moellendorf. 1907. S. 18—20. Nach dem Urteil der Herausgeber gehört die Schrift dem 4. Jahrhundert v. Chr. an.

*in Frage  
und unsere  
Herausgeber.*

Verlangen liegt die unklare Vorstellung zugrunde, daß der Homer-  
text unsrer besten Handschriften ein direkter Abkömmling des  
aristarchischen sei, ihn, wenn auch in verschlechterter Gestalt, dar-  
stelle. Wer die Dinge sieht wie sie sind, muß zugeben, daß es  
zwei an sich getrennte Aufgaben sind, den besten handschriftlich  
beglaubigten und den aristarchischen Text zu rekonstruieren. Beide  
auch in der Ausführung auseinanderzuhalten hat bisher niemand  
versucht. Für die Odyssee muß man es wohl im voraus aufgeben;  
jedenfalls könnte hier an die Herstellung eines rein aristarchischen  
Textes erst gedacht werden, wenn ein solcher für die Ilias fertig  
vorläge. Für diese aber ist das Unternehmen weniger aussichtslos.  
Bekker, La Roche, Ludwich haben ein eklektisches Verfahren ein-  
geschlagen, indem sie da, wo Aristarch und der Venetus *A* aus-  
einandergingen, bald dem einen bald dem andern folgten und die-  
jenige Lesart vorzogen, die ihnen an sich annehmbarer erschien;  
die Absicht, eine *recensio* im strengen Sinne zu liefern, hat sich  
unmerklich mit dem Wunsche gemischt, einen von Anstößen freien  
Text zu bieten. Die Ilias ganz und klar in aristarchischer Beleuch-  
tung uns vorzuführen hatte Adolf Roemer versprochen<sup>16)</sup>. Zu dem  
Programm, das er sich vorgezeichnet hatte, würde kein kontami-  
nierter Text passen, nicht einmal der an sich so vortreffliche des  
Venetus *A*, sondern nur der rein aristarchische. Aber die Aus-  
führung des Planes ist bis jetzt unterblieben.

16) Homeri Ilias. Editionis prodromus. Gymnasialprogramm, Kempten  
1893. Vgl. dazu die Anzeige von Arthur Ludwich, BphW. 1893, S. 4473 ff.

## Drittes Kapitel.

### Aristarch.

Über den geringen Erfolg, den Aristarch mit seinen Lesarten gehabt hat, kann man sich eigentlich nicht wundern, wenn man bedenkt, woher er sie sich verschafft hatte. Er entnahm sie älteren, innerlich wertvollen, doch abseits stehenden Ausgaben, die nun auch durch Vermittlung der Wissenschaft einen Einfluß auf die buchhändlerisch verbreiteten Texte nicht mehr zu gewinnen vermochten. Aber vielleicht ist damit nicht alles erklärt. Die Frage darf nicht umgangen werden, ob Aristarch auch Konjekturen gemacht, und weiter, ob er solche in seinen Text aufgenommen habe.

Diese Frage ist durch A 5 nicht, wie es scheinen könnte, entschieden. Sicher ist  $\pi\alpha\sigma\iota$  für  $\delta\alpha\iota\tau\alpha$  eine Konjektur, und zwar eine falsche<sup>1)</sup>; aber wir wissen nicht, ob die Beobachtung über den Gebrauch von  $\delta\alpha\iota\varsigma$ , die zu ihr den Anlaß gegeben hat, von Aristarch gemacht worden ist. Sie ist uns bei Athenäos überliefert, ohne Nennung ihres Urhebers, und ist allerdings von Lehrs (Ar.<sup>2</sup> 87) mit ähnlichen Untersuchungen Aristarchs in Zusammenhang gebracht worden. Jetzt aber hat Eduard Schwartz gezeigt, daß sie vielmehr schon aus peripatetischer Quelle stammt, ebenso wie die Etymologie welche  $\delta\alpha\iota\varsigma$  von  $\delta\alpha\iota\epsilon\sigma\theta\alpha\iota$ ,  $\delta\alpha\tau\epsilon\iota\sigma\theta\alpha\iota$  ableitet. Derselben Herkunft, vermutet er, sei A 5 die Lesart  $\pi\alpha\sigma\iota$ ; Aristarch habe sie in einem Teil der Ausgaben gefunden und, weil er jene Etymologie billigte, bevorzugt. Dies stimmt wieder zu der Grundansicht von Lehrs, daß Aristarch sich jedes korrigierenden Eingriffs in die Überlieferung enthalten habe. Hiernach beurteilte er z. B. die aristarchischen Lesarten  $\tau\rho\acute{o}\mu\omicron\varsigma$   $\Sigma$  247.  $\Gamma$  14,  $\tau\rho\omicron\mu\acute{\epsilon}\omicron\nu\tau\omicron$   $K$  10, die auch in unsern sämt-

1) Dies ist zuerst erkannt worden von Nauck, BPT. 12 (1868) S. 482 ff. und in der Praefatio zur Ilias p. x sqq. Gegen ihn Ludwig AHT. II 87 ff. Dazu jetzt E. Schwartz, Adversaria (Gottingae 1908) p. 7 sq.

<sup>2)</sup> = *Mélanges Grégo-Romains tirés du Bull. de l'Ac. III (1874) 9 ff.*  
Ferner *Mél. IV (1880) 428 ff.*

lichen Handschriften stehen, während Zenodot φόβος, φοβέοντο schrieb. Aristarch hatte beobachtet, daß φόβος bei Homer nicht »Furcht« ist, was es an diesen drei Stellen bedeuten müßte, sondern ἡ μετὰ δέους φυγή. Darüber sagt nun Lehrs (Ar.<sup>2</sup> 359): *Priores ubi φόβος pro δέος invenerant non offenderant, quod huius vocabuli vim Homericam non perspectam habebant. Ipse, ubi codd. aliam etiam lectionem praebebant, ex. gr. τρόμος, hanc recepit, si minus, versum pro falso habuit. Et hoc memorabile, nunquam illum eiusmodi versus coniectura sanasse, sed nota apposita damnasse.* Danach sind auch Formen wie δαί, κακελεγχέες u. ä. nicht von Aristarch erfunden, sondern müssen schon vor ihm, wenn auch vielleicht ganz vereinzelt, in Handschriften gestanden haben.

Völlig anders urteilte Nauck, der immer an der Ansicht festgehalten hat, zu der er sich 1861 mit folgenden Worten bekannte (Mél. Gr.-Rom. II p. 324 f.): »Aristarch war nicht so zaghaft, um »das Resultat einer sorgfältigen Beobachtung deshalb zu verwerfen, »weil einige Stellen demselben widersprachen, und man müßte an »Wunder glauben, wenn man annehmen wollte, die besten und »zuverlässigsten Handschriften seien immer so willfährig gewesen »die von Aristarch aufgestellten Gesetze glatt zu bestätigen.« Er glaubte, es lasse sich sich »für jeden Unbefangenen mit völliger »Gewißheit dartun, einerseits daß Aristarch in seiner Gesetzgebung zu weit ging, d. h. daß er dem Homer manches absprach, »was trotz seiner Seltenheit oder Vereinzelung für vollkommen zuverlässig erachtet werden mußte, andererseits daß er infolge des Mangels an kritischer Reife in der Wahl seiner Mittel vielfach fehlgriff.« — Nauck spricht hier vom Standpunkte moderner Kritik aus, wie er selbst sie übte. Er schreibt nicht nur O 393 mit Benutzung einer von Didymos notierten Variante ἔτερπε λόων für ἔτερπε λόγοις (vgl. oben S. 32), wie unsre sämtlichen Handschriften haben, sondern konjiziert auch α 56 αἰμολίοισι ἔπεσσι für αἰμολίοισι λόγοισι, wo dann van Leeuwen und Mendes da Costa seine »Emendation« in den Text gesetzt haben — ohne zu erkennen, daß die moderne Vokabel eben eine Spur des modernen Ursprungs dieser Partie ist. Sollen wir nun annehmen, daß Aristarch im Sinne der Holländer Kritik geübt habe? Manches spricht ja dafür; und auf eine merkwürdige Übereinstimmung gerade zwischen Cobet und ihm werden wir noch später zu sprechen kommen. Aber es gibt doch auch Momente, die uns nach der andern Seite ziehen.



Ludwich macht (AHT. II 170 ff.) darauf aufmerksam, daß im Altertum der Name Aristarchs beinahe sprichwörtlich war zur Bezeichnung eines Grammatikers und Kritikers, daß aber nirgends, wo er erwähnt wird, von seinen Konjekturen die Rede ist. Horaz z. B., der a. p. 445 ff. die Tätigkeit eines Aristarchus schildert, umschreibt deutlich den Obelos, aber von Änderungen des Textes sagt er kein Wort: *mutanda notabit*, nicht *mutabit*. Lukian erzählt (ἀλγθ. ιστ. II 20) von einer Unterredung mit dem verstorbenen Homer in der Unterwelt: *περὶ τῶν ἀθετουμένων στίχων ἐπηρώτων, εἰ ὅπ' ἐκείνου εἰσὶν ἐγγεγραμμένοι. καὶ δε ἔφασκε πάντας αὐτοῦ εἶναι. κατεγίνωσκον οὖν τῶν ἀμφὶ Ζηνόδοτον καὶ Ἀρίσταρχον γραμματικῶν πολλὴν τὴν ψυχρολογίαν.* Auch hier also wird nur die Athetese erwähnt, freilich in einem Zusammenhange, der für die Beweiskraft der Stelle nicht günstig ist; denn Aristarch und Zenodot werden ganz gleich behandelt, und von dem letzteren bezweifelte bisher niemand, daß er Konjekturen gemacht habe. Aber das ist allerdings eine Frage, die ernsthaft geprüft werden muß, ob in Aristarchs Methode neben der Athetese auch die Konjektur Platz gehabt hat. Eine Vermutung bietet sich dar: er habe da zur Konjektur gegriffen, wo sich die anstößige Stelle nicht glatt ausscheiden ließ. Dem widersprach Lehrs (Ar.<sup>2</sup> 345) mit Berufung auf den Vers χ 31 (ἴσκειν ἕκαστος ἀνήρ, ἐπεὶ ἦ φάσαν οὐκ ἐθέλοντα), den Aristarch mit dem Obelos bezeichnet habe, weil οὐδέποτε Ὀμηρος ἐπὶ τοῦ ἔλεγε τὸ ἴσκει ἀλλ' ἐπὶ τοῦ ὁμοίου (Ariston.). Aber Hefermehl hat recht<sup>2)</sup>: die Athetese bezog sich auf alle drei Verse (31—33), wie ja auch Eustathios anmerkt: *νοθεύεται ὑπὸ τῶν παλαιῶν τὸ χωρίον τοῦτο.* Auch das zweite Beispiel für Athetese eines im grammatischen Zusammenhang unentbehrlichen Verses, das sonst angeführt wurde, muß fallen. Zu Φ 331 (ὄρσο, κυλλοπόδιον, ἐμόν τέκος· ἄντα σέθεν γάρ) beruht das ἀθετεῖται des Venetus auf Irrtum; der Vers hatte bei Aristarch die διπλῆ. Das hat Cobet erkannt, und die Genfer Scholien bestätigen es: *κυλλοποδῖον] Ἀριστόνικος ὅτι ἀκαιρον τὸ ἐπίθετον· ἡ γὰρ φιλανθρωπευομένη καὶ λέγουσα »ἐμόν τέκος« οὐκ ὄφειλεν ἀπὸ τοῦ ἐλαττώματος προσφωνεῖν.* Ähnliches enthielt der mit Ammonios' Namen bezeichnete Papyruskommentar (Pap. Oxyrh. Nr. 221, Kol. 16), wie aus den Zeilenanfängen ἀκαίρως . . . , πρὸς τὴν φιλανθρωπ . . .

2) BphW. 1908 S. 712, in einer längeren, wertvollen Besprechung von Ludwicks Iliasausgabe.

NB. Ungeordnet  
für Angabe in  
Schol.

hervorgeht; und die Bemerkung begann hier mit βελ . . . , was Hefermehl dem Sinne nach gewiß richtig zu βέλ[τιον ἂν ἦν ἄλλο ἐπίθετον] ergänzt. Falls ein bestimmtes anderes Epitheton genannt war, so hätten wir da geradezu eine korrigierende Vermutung. Eben dies wird uns mehrfach begegnen, wenn wir in eine umfassendere Prüfung des Tatbestandes eintreten.

A. In einigen Fällen ist eine Konjektur von Aristarch ausdrücklich bezeugt; von ihrer Betrachtung müssen wir ausgehen.

1) Π 636 χαλκοῦ τε ῥινοῦ τε βοῶν τ' εὐποιητάων.

Dazu bemerkt Didymos: ἄμεινον <ἂν suppl. Ludw.> εἶχε, φησὶν ὁ Ἀρίσταρχος, εἰ ἐγγράπτο »βοῶν εὐποιητάων« ἔξω τοῦ τέ συνδέσμου. Und Aristonikos: ὅτι προειπῶν »ῥινοῦ τε« ὡς ἕτερόν τι διάφορον συμπλέκει »βοῶν τε« καὶ ἡ τοι ἐξ ἐπαναλήψεως νοητέον λέγεσθαι τὸ αὐτό, ὡς »πυκνοὶ καὶ θαμέες« (μ 92) καὶ »πόλεμόν τε μάχην τε« (Π 254), ἢ τὸν τέ σύνδεσμον περιττόν νομιστέον, ἢ ἡ »ῥινοῦ βοῶν«, τουτέστι τῶν ἀσπίδων.

2) Η 443 f. καὶ δ' Ἀχιλεὺς τούτῳ γε μάχῃ ἔνι κωδιανείρῃ ἔρριγ' ἀντιβολῆσαι, ὃ περ σέο πολλὸν ἀμείνων.

So sagt Agamemnon zu seinem Bruder, um ihn vom Kampfe mit Hektor zurückzuhalten. Dazu haben wir ein Scholion A, das Ludwich wenn auch zweifelnd dem Didymos zuschreibt: βέλτιον δ' ἂν, φασιν (Aristarchei: Lehrs), εἴρητο Ὀμήρῳ »ὃ περ μέγα φέρτατός ἐστιν.« ἐπ' αὐτοῦ γὰρ ψιλῶς λεγόμενον τοῦ Μενελάου ἔχει τι ὀνειδιστικόν.

An beiden Stellen kann man die hypothetische Form der Aussage nicht anders verstehen, als daß Aristarch die Lesart, von der er sagte daß sie besser gewesen sein würde, selbst ersonnen hatte. Ludwich hat dem allerdings widersprochen (Π 85) und zwei Beispiele angeführt, in denen eine ähnliche Satzform angewandt und doch offenbar nicht von einer Konjektur Aristarchs die Rede sei; aber beide Stellen beweisen das, was sie sollen, nicht. Die eine ist in Θ in der Rede, mit welcher Agamemnon die Seinen zum Kampfe anfeuert; in Lemnos hätten sie sich gerühmt, jeder wolle es mit 100 oder 200 Troern aufnehmen; jetzt aber —

Θ 234 f.: — — — νῦν δ' οὐδ' ἐνός ἄξιοί εἰμεν

Ἐκτορος, ὃς τάχα νῆας ἐνιπρήσει πορὶ κηλέφ.

Dazu bemerkt Aristonikos (schol. A): ὁ δβελός, ὅτι ἐκλύει καὶ ἀπαμβλύνει τὸν ὀνειδισμόν ὁ στίχος· κρείσσων γὰρ καθολικώτερον

ἔασαι, οὐδέποτε ἀνδρός, ἀλλ' οὐχί τοῦ διαφορωτάτου. Aristarch hielt also V. 235 für unecht, weil der Rede Agamemnons der Stachel genommen wäre, wenn das οὐδ' ἐνός ἄξιοι durch Nennung Hektors näher bestimmt würde. Wenn wir nun von Didymos hören (schol. A): ἦττον ἂν φησιν Ἀρίσταρχος ὀνειδιστικόν εἶναι, εἴπερ οὕτως ἐγέγραπτο »Ἐκτορος, ᾧ δὴ κῶδος Ὀλύμπιος αὐτὸς ὀπάζει«. ἡθέτητο δὲ καὶ παρὰ Ἀριστοφάνει, so kann man ja darüber zweifeln, wie Didymos zu dieser etwas unklaren Fassung seiner Notiz gekommen ist und warum er V. 235 in anderer Form anführt, als wir ihn lesen<sup>3)</sup>; soviel aber leuchtet ein, daß die Ähnlichkeit des Ausdrucks mit dem an den beiden vorher angeführten Stellen eine ganz äußerliche ist. Denn hier heißt es nicht: »Der Tadel würde weniger scharf, der Gedanke also besser sein, wenn so geschrieben wäre: Ἐκτορος ᾧ δὴ κῶδος κτλ.«, sondern: »Der Tadel würde zu schwach, der Gedanke also schlecht sein, wenn der Vers, in dem Hektor genannt wird, wirklich dastünde.« Für die Deutung der an sich völlig verständlichen Scholien zu Π 636 und Η 444 gewinnen wir aus dieser Vergleichung überhaupt nichts. — Mehr Verwandtschaft mit ihnen zeigt die Bemerkung des Aristonikos zu

P 177 f.: — — — — καὶ ἀφείλετο νίκην  
 ῥηιδίως, ὅτε δ' αὐτὸς ἐποτρύνει μάχεσθαι.

Hier sagt Aristonikos: ὅτι ἀκαταλλήλως καὶ ἰδίως ἐπενήνοχε τὸ »ὅτε δ' αὐτός«. ἔδει γὰρ ἢ οὕτως εἰπεῖν »τότε δ' αὐτὸς ἐποτρύνει«, ἢ προσληπτέον ἐξῶθεν τὸ ἔστιν, ὥστε γίνεσθαι τὸ πλῆρες »ἔστι δ' ὅτε καὶ αὐτὸς ἐποτρύνει μάχεσθαι«. Die Worte ἔδει γὰρ οὕτως εἰπεῖν klingen allerdings fast so, als sollten sie eine Konjektur einleiten; wir wissen aber aus Didymos (schol. A<sup>1</sup>T), daß τότε δ' αὐτός die Lesart des Aristophanes war: also, folgert Ludwig, kann auch Π 636 und Η 444 die von Aristarch als besser bezeichnete Lesart eine solche gewesen sein, die ihm bereits vorlag, nicht von ihm ersonnen wurde, und es ist reiner Zufall, daß wir davon nichts wissen. Aber zunächst ist es doch eben unsere Aufgabe, aus dem was wir wissen Schlüsse zu ziehen, nicht auf bloße Möglichkeiten eine Ansicht zu bauen. Dann aber ist die (doppelt erhaltene) Notiz über Aristophanes nicht das einzige, wodurch sich das Scholion

3) Ludwig (AHT. I S. 289) und Ad. Roemer (Zu Aristarch und den Aristonicusscholien der Odyssee [1885] S. 13) haben hierüber verschiedene Vermutungen.

zu P 178 von denen zu Π 636 und H 444 unterscheidet: es fehlt die bedingte Form der Aussage, die dort so charakteristisch ist; und diesen Unterschied erklären wir am besten durch die Annahme, daß Aristarch P 178 eine Konjektur seines Vorgängers, an jenen beiden Stellen eine eigene erläutert hat. —

3) I 222 αὐτὰρ ἐπεὶ πόσιος καὶ ἐδητύος ἐξ ἔρον ἔντο,

heißt es von den Gesandten Agamemnon, die bei Achill freundlich aufgenommen worden sind. Darüber Didymos: φαίνονται καὶ παρ' Ἀγαμέμνονι, πρὶν ἐπὶ τὴν πρεσβείαν στείλασθαι, δειπνοῦντες· φησὶ γοῦν (177) »αὐτὰρ ἐπεὶ σπεῖσάν τ' ἔπιόν θ' ἔσον ἤθελε θυμός, ὄρμῶντ' ἐκ κλισίης«. ἄμεινον οὖν εἶχεν ἄν, φησὶν ὁ Ἀρίσταρχος, (εἰ) ἐγέγραπτο »ἄψ ἐπάσαντο«, ἵν' ἔσον χαρίσασθαι τῷ Ἀχιλλεῖ μόνον καὶ μὴ εἰς κῆρον ἐσθτεῖν καὶ πίνειν λέγωνται· ἀλλ' ὅμως ὑπὸ περιττῆς εὐλαβείας οὐδὲν μετέθηκεν, ἐν πολλαῖς οὕτως εὐρῶν φερομένην τὴν γραφὴν. Über die Pedanterie dieser Bemerkung ist viel gespottet worden, teils von Cobet und Nauck, die eben diese Stelle als Beispiel der törichten und grundlosen Konjekturen Aristarchs anführen, teils von Roemer (Zu Aristarch und den Aristonicusscholl. der Od. S. 8 ff.), der aus demselben Grunde hier dem Didymos nicht glauben will; von diesem selbst sei der »Anstandsbissen« hier erfunden und sehr zu Unrecht dem Aristarch nachgesagt worden, daß er solches Teetischzeremoniell bei homerischen Helden gesucht habe. Aber mit Entrüstungsargumenten wird nichts bewiesen. Obendrein ist es falsch, den homerischen Helden reine Naivetät zuzuschreiben; konventionelle Höflichkeit ist ihnen keineswegs fremd, worüber sich bei Wilamowitz (HU. 94) eine gute Bemerkung findet. Wichtiger ist, daß an unserer Stelle Aristonikos zu Didymos nicht zu stimmen scheint; er merkt an: κυκλικώτερον κατακέχρηται τῷ στίχῳ, δεδειπνηκότων αὐτῶν πρὸ ὀλίγου· οὐ γὰρ ἤρων δαιτός. Dies hält Roemer für die echte Ansicht Aristarchs, während die Konjektur ἄψ ἐπάσαντο von einem seiner Schüler herrühre, der sie durch den ihr angedichteten Namen Aristarchs zu empfehlen gesucht habe. Absolut undenkbar wäre dies ja nicht; aber wir verlieren allen Boden unter den Füßen, wenn wir in dieser Weise die Überlieferung da, wo sie uns unbequem ist, ändern. Vorsichtiger verfuhr hier Ludwich, der zwar erst den Versuch macht, aus dem Wortlaut bei Didymos (ἐν πολλαῖς, nicht ἐν πάσαις, οὕτως εὐρῶν φερομένην τὴν γραφὴν) zu folgern, daß auch die andere

Lesart eine altüberlieferte gewesen sei (vgl. unten zu Σ 207 ff.), dann aber doch die Möglichkeit zugibt (II 86), »Aristarch selber »hätte ἄψ ἐπάσαντο ersonnen, um anzudeuten, wie er sich etwa »die Lösung der nach seiner Ansicht hier vorliegenden Schwierigkeit möglich denke«; nur daran müsse man festhalten, daß Aristarch jedenfalls ἄψ ἐπάσαντο nicht in den Text eingesetzt habe. Dies ist gewiß richtig; auch Didymos sagt ja: ὑπὸ περιττῆς εὐλαβείας οὐδὲν μετέθηκεν. Und so scheint mir gar kein unvereinbarer Widerspruch zwischen den beiden Angaben zu bestehen: Aristarch machte eine Konjektur, um zu zeigen was ihm anstößig war, setzte sie dann aber nicht ein, weil er den Anstoß aus dem poetischen Stil zu erklären vermochte. Ähnlich war es bei II 636. An unserer Stelle hat das eine Stück von Aristarchs Bemerkung Didymos, das andere Aristonikos aufbewahrt.

4) B 665 βῆ φεύγων ἐπὶ πόντον.

Dazu Didymos: τὸ μὲν Ὀμηρικὸν ἔθος »βῆ φεύγειν« προφέρεται· ἀλλ' ὃ γε Ἀρίσταρχος οὐ μετέθηκεν, ἀλλ' οὕτως γράφει »βῆ φεύγων«. Es ist nicht sicher, ob die Bemerkung über den homerischen Sprachgebrauch gerade an dieser Stelle von Aristarch gemacht war oder an einer anderen, so daß sie hier nur von Didymos herangezogen wurde. Aber auch wenn ersteres der Fall war, so läßt sich leicht begreifen, warum Aristarch die überlieferte Form nicht änderte: er dachte an ἔβησαν φεύγοντες Θ 343 f. O 1 f. u. ä., während βῆ φεύγειν (wie βάν ῥ' ἔμεν, βῆ δὲ θέειν) nirgends bezeugt ist. Eben deshalb aber möchte ich glauben, daß die ganze Bemerkung auf unsere Stelle erst durch Didymos bezogen worden ist, der sich in seiner halben Einsicht darüber wunderte, daß Aristarch φεύγων ruhig hatte stehen lassen.

Beiden die drei ersten Stellen. Lehrs (Ar.<sup>2</sup> 359 sq.) führt sie zum Beweis dafür an, daß Aristarch durchweg keine Lesart in den Text aufgenommen habe, die er nicht überliefert fand; und ebenso urteilt Ludwig. Unmittelbar beweisen sie aber ganz etwas anderes, nämlich daß Aristarch überhaupt auch Konjekturen gemacht hat. Für I 222 gibt dies, wie wir gesehen haben, auch Ludwig zu; und er wiederholt das Zugeständnis wenige Seiten später in allgemeinerer Wendung, ob auch widerstrebend (II 92): »für ihn handle es sich gar nicht darum, ob Aristarch in seinem »Leben überhaupt einmal eine Konjektur zu den homerischen

›Gedichten gemacht habe, sondern nur darum, ob er derselben ›den Grad der Sicherheit zutraute, daß er es wagte sie in seinen ›Text aufzunehmen«. Ich meine, wenn erst einmal anerkannt ist, daß Aristarch auch Konjekturen machte, so wird sich immer wieder die Vermutung hervordrängen, daß unter diesen doch auch solche waren an die er selber glaubte. Woher will Ludwig das Gegenteil wissen? Etwa aus dem Schweigen des Didymos über Änderungen Aristarchs? Aber es wäre doch ganz denkbar, daß Didymos eine Konjektur Aristarchs nur gerade da als solche bezeichnet hätte, wo sie nicht in den Text gesetzt, also Vermutung geblieben war, während er sie in anderen Fällen einfach als ›die Lesart‹ der aristarchischen Ausgaben oder einer von ihnen verzeichnete. Doch wir brauchen uns gar nicht mit etwas Denkbarem zu begnügen; die Sache kann mit annähernder Sicherheit entschieden werden.

B. Es gibt Fälle, in denen Aristarch den überlieferten Text geändert haben muß, wenn sein Verfahren überhaupt irgend einen Sinn gehabt haben soll.

1) Γ 262 hat der Venetus βήσετο mit übergeschriebenem α, die andern Handschriften haben teils βήσετο teils βήσατο. Didymos bemerkt zu der Stelle: προκρίνει μὲν τὴν διὰ τοῦ ε γραφὴν »βήσετο«, πλὴν οὐ μετατίθησιν, ἀλλὰ διὰ τοῦ α γράφει ὁ Ἀρίσταρχος. Auch K 513 sind unsere Handschriften zwischen beiden Formen geteilt; der Venetus hat hier nur ἐπεβήσετο und am Rande die Notiz: οὕτως Ἀρίσταρχος, ἄλλοι δὲ »ἐπεβήσατο«. Kein Zweifel, daß Aristarch βήσετο für richtig hielt; wenn er trotzdem Γ 262 die Form mit α beibehielt, so sieht Ludwig darin einen Beweis für die Vorsicht des Kritikers, der ›es nicht einmal wagte Γ 262 die Form mit α beibehielt, so sieht Ludwig darin einen Beweis für die Vorsicht des Kritikers, der ›es nicht einmal wagte Γ 262 ›ein βήσατο in βήσετο zu verändern, obgleich ihm βήσετο den ›Vorzug zu verdienen schien«. Aber solche Vorsicht wäre gleichbedeutend mit Kritiklosigkeit. Denn die ungelehrte Überlieferung kann nicht anders als in solchen fast nur orthographischen Fragen inkonsequent sein; das zeigen auch unsere besten Handschriften. Ein Kritiker also, der hier der Überlieferung gehorchen wollte anstatt seiner grammatischen Einsicht, könnte lieber gleich das Los entscheiden lassen. Ludwig freilich meint, daß Aristarch in dieser Weise dem Zufall gehorcht habe, und rühmt ihn deswegen (AHT. II 412 f.). Anderwärts scheint auch er ihm etwas Besseres zuzutrauen. Zu O 307 notiert Didymos (A<sup>t</sup>): Ἀρίσταρχος »βιβῶν«;

wir wissen aber durch denselben Didymos zu H 243. N 371, daß Aristarch dort βιβάζ, βιβάντα las. Deshalb vermutet Ludwig, daß in dem Scholion zu O 307 βιβῶν für βιβάζ verschrieben sei: denn »wer einmal sich für μακρὰ βιβάζ entschied, wird ihm vermutlich auch in den übrigen Fällen den Vorzug gegeben haben«. Sehr richtig; aber doch nur dann, wenn er sich in dergleichen Entscheidungen von der unvermeidlichen Inkonsequenz der ihm vorliegenden Handschriften unabhängig hielt. Also wäre es, nach Ludwigs eignem Maßstabe, gar kein Lob für Aristarch, wenn er Γ 262 βήσατο beibehalten hätte. — Wir brauchen aber auch nicht zu glauben, daß er es getan hat. Didymos selber behauptet das nicht, sondern wundert sich nur (ähnlich wie bei φεύγων B 665) über Aristarchs Inkonsequenz. Vermutlich fand er in seinem, nach Ludwigs überzeugender Darlegung (I 84) nicht sehr zuverlässigen Exemplar von Aristarchs Ausgabe βήσατο, das durch Versehen hineingekommen war, hielt es für die von Aristarch beabsichtigte Form, wunderte sich darüber und machte so die oben zitierte Anmerkung.

2) Weglassung des Augments ist für Aristarch vielfach bezeugt, z. B. I 492: Ἀρίσταρχος »πολλὰ πάθον καὶ πολλὰ μόγησα«, wo die Handschriften fast alle, auch A, ἔπαθον und ἐμόγησα haben. Ähnlich überwiegt A 598 in den Handschriften φνοχόει, während Didymos berichtet: οὕτως »οἰνοχόει« Ἀρίσταρχος, Ἰακῶς, und hinzufügt, daß Zenodot, Aristophanes u. a. ebenso gelesen hätten. Weitere Belegstellen hat La Roche HTk. 423 ff. gesammelt. Aristarch hielt die Formen ohne Augment für »ionisch«, weil sie von dem attischen Gebrauch abwichen. Wenn nun zu K 359 in A am Rande steht: τὸ »ὠρμήθησαν« Ἰακῶς, so versteht man sofort, was gemeint ist. Ludwig hat ganz recht: es ist nicht einmal nötig einen Schreibfehler anzunehmen; die kurze Notiz kann den Sinn haben, daß Aristarch das im Text stehende Wort ὠρμήθησαν in ionischer Gestalt geschrieben habe, also ohne Augment. In andern Fällen liegt die Sache weniger klar. O 604 haben alle Handschriften: ἐκ γὰρ δὴ τοῦ ἔμελλε, wozu Didymos angibt: Ἀριστοφάνης Ἰακῶς γράφει »μέλλε« (Schol. T, ähnlich A). Das sieht so aus, als habe an dieser Stelle Aristarch ἔμελλε in seiner Ausgabe gehabt, und dies hat Lehrs (Ar.<sup>2</sup> 362) aus den Worten geschlossen, damit also dem Aristarch dieselbe Inkonsequenz zur Last gelegt, über die sich Didymos bei Gelegenheit von βήσατο wunderte.

Ludwich stimmt ihm nicht bei, sondern verwandelt nach Schmidts Vorgange Ἀριστοφάνης in Ἀρίσταρχος. Auch ζ 165 bedarf die Angabe des Aristonikos (ἔστι οὐκ οἶδεν ὁ ποιητῆς τὸ »μέλλεν«· Ἀττικῶν γὰρ ἔστι τῶν μεταγενεστέρων) einer Korrektur, wenn sie sich mit dem, was wir sonst von Aristarchs Lehre wissen, vertragen soll; Ludwich ist hier am meisten geneigt Cobet zu folgen, der schrieb: οὐκ οἶδεν ὁ ποιητῆς τὸ »ἤμελλεν«, so daß sich die Anmerkung auf einen Text bezogen hätte, in dem ἤ δ' ἤμελλεν statt ἤ δὴ μέλλεν stand. In beiden Fällen ist die von Ludwich angenommene Änderung wohl begründet, aber eben doch nur durch den Gedanken begründet, daß Aristarch in dergleichen Dingen ein grammatisches Prinzip befolgt haben müsse, nicht dem zufälligen Bestande der Überlieferung in den Handschriften, die er verglich, sich unterworfen haben könne. Wer dies glaubt, darf ihm dann auch nicht zutrauen, daß er Γ 262 um der Handschriften willen βήσατο beibehalten habe, noch weniger ihn deswegen loben.

3) Z 71 steht im Venetus τεθνηιώτας, dazu am Rande: οὕτως Ἀρίσταρχος »τεθνηιώτας«. K 387 hat dieselbe Handschrift im Texte κατατεθνηιώτων, und dazu die Notiz aus Didymos: οὕτως Ἀρίσταρχος, ἄλλοι δὲ »κατατεθνηιώτων. Dieselbe Nachricht ist uns noch öfter erhalten. Die Handschriften schwanken, auch der Venetus A hat z. B. H 89. 409 κατατεθνηιώτος, κατατεθνηιώτων. Sollen wir nun annehmen, daß Aristarch eine solche Frage nach den ihm vorliegenden Handschriften, die an orthographischer Sicherheit dem Venetus gewiß nicht überlegen waren, entschieden habe? Undenkbar. Jedenfalls für den undenkbar, der, wie Ludwich, überzeugt ist, daß Aristarch nicht das eine Mal βιβῶν ein andres Mal βιβάζ geschrieben haben könne.

Damit ist ein Gebiet bezeichnet, auf dem unzweifelhaft der große Alexandriner sich der Überlieferung gegenüber unabhängig stellte: in all jenen Fragen, die äußerlich als orthographische erscheinen, ihrem Wesen nach aber durch sprachgeschichtliche Kritik des Textes verstanden und entschieden werden müssen. Die Männer, die in neuerer Zeit diesen Zweig der Kritik vorzugsweise gepflegt haben, Bentley Bekker Nauck, wandelten also auf Aristarchs Bahnen und können es sich gern gefallen lassen deswegen von Arthur Ludwich gescholten zu werden. Wir werden noch weiterhin einem Beispiel begegnen, wie gerade er es nicht nur an Verständnis sondern auch an Achtung für den, dessen Namen er so laut bekennt,



hat fehlen lassen. Für jetzt kommt es darauf an, die beiden Sätze, die wir gewonnen haben, zusammenzufassen: wenn es feststeht, daß Aristarch Konjekturen gemacht hat, und ferner feststeht, daß er bei der Konstituierung des Textes nicht bloß nach äußerer Gewähr sondern auch nach inneren Gründen sich entschieden hat, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß unter den von ihm aufgenommenen Lesarten auch solche waren, die er selbst eronnen hatte.

C. Welcher Art sind die Lesarten, von denen wir mit einiger Zuversicht vermuten dürfen, daß sie auf Konjekturen Aristarchs beruhen?

Im voraus ist es gut daran zu erinnern, daß wir die Zahl lieber zu klein als zu groß annehmen und jeden einzelnen Fall aufs peinlichste prüfen wollen. Die meisten äußeren Chancen, Konjektur zu sein, haben diejenigen Lesarten, mit denen Aristarch ganz allein steht. Wo er mit der späteren Vulgata stimmt, da überwiegt die Wahrscheinlichkeit, daß er dieselbe Gestalt des Textes schon in der älteren Vulgata vorgefunden habe. Unmöglich wäre es zwar auch hier nicht, daß er durch freie Emendation in den Gang der Überlieferung eingegriffen hätte; aber die inneren Gründe für diese Annahme müßten in solchem Falle besonders gewichtige sein (so Nr. 7). Und auch sonst werden wir uns nur da zu ihr entschließen, wo eine Lesart Aristarchs so aussieht, als sei sie um einer grammatischen, metrischen oder logischen Erwägung willen ausgedacht worden. Von der Anwendung der damit angedeuteten Grundsätze gebe ich einige Beispiele.

1) A 404 δ γὰρ αὐτε βίη οὗ πατρὸς ἀμείων.

Γ 493 μείων μὲν κεφαλῆ Ἀγαμέμνονος Ἀτρεΐδῃο.

Zur ersten Stelle sagt Didymos (*A*<sup>t</sup>): οὕτως [korr. aus οὐ] διὰ τοῦ ν »βίην« Ἀρίσταρχος, zur zweiten derselbe (*A*<sup>t</sup>): Ἀρίσταρχος »κεφαλῆν« Unsere Handschriften haben alle βίη und fast alle κεφαλῆ, nur eine κεφαλῆν. Ludwich bemerkt: »Aristarch bevorzugte den Accusativ.« Wir dürfen annehmen, daß er ihn an beiden Stellen gegen die Überlieferung herstellte.

2) O 80 ff. ὡς δ' ὅτ' ἂν ἀίξη νόος ἀνέρος, ὅς τ' ἐπὶ πολλὴν γαῖαν ἐληλουθῶς φρεσὶ πευκαλίμησι νοήσῃ  
»ἔνθ' εἶην ἢ ἔνθα«, μεμνησείε τε πολλά —

Dazu Didymos (*A*<sup>t</sup>): οὕτως Ἀρίσταρχος »ἔνθ' εἶην« μετὰ τοῦ ν, καὶ διὰ τῶν β' γη »μεμνησείε τε«. Im ersten Punkte sind ihm die

besseren Handschriften gefolgt, im zweiten keine einzige; alle haben  $\mu\epsilon\nu\omicron\iota\nu\acute{\eta}\sigma\iota\epsilon$ . »*Aperte correctio*«, sagt G. Hermann (Opusc. II 57) über Aristarchs Lesart. Ebenso urteilt Buttmann (Ausf. griech. Sprachl. § 405 Anm. 404):  $\mu\epsilon\nu\omicron\iota\nu\acute{\eta}\eta\sigma\iota$  ist eine an sich unmögliche Form; da nun der Optativ in diesem Zusammenhange gegen die Syntax verstößt, so wird der Konjunktiv eine grammatische Korrektur Aristarchs sein. Und zwar, dürfen wir hinzufügen, eine im Grunde richtige Konjektur: sie suchte den Konjunktiv herzustellen, der schon in der voraristarchischen Vulgata durch Einfluß des benachbarten  $\epsilon\dot{\iota}\eta\nu$  verdrängt war. Nur in der Bildung der Form hat Aristarch fehlgegriffen; Neuere haben seinen Gedanken angenommen und in der Ausführung verbessert, indem sie  $\mu\epsilon\nu\omicron\iota\nu\acute{\alpha}\eta\sigma\iota$  (van Leeuwen und Mendes da Costa) oder  $\mu\epsilon\nu\omicron\iota\nu\acute{\eta}\sigma\eta\sigma\iota$  (Nauck) vorschlugen.

3) A 350  $\theta\acute{\iota}\nu\ \acute{\epsilon}\varphi\ \acute{\alpha}\lambda\omicron\varsigma\ \mu\omicron\lambda\iota\tilde{\eta}\varsigma,\ \acute{\upsilon}\rho\acute{\alpha}\omega\nu\ \acute{\epsilon}\pi\acute{\iota}\ \omicron\dot{\iota}\nu\omicron\mu\alpha\ \mu\acute{\omicron}\nu\omicron\tau\omicron\nu$ .

So die Handschriften; Didymos berichtet (*A'*), Aristarch habe nicht  $\omicron\dot{\iota}\nu\omicron\mu\alpha$  geschrieben sondern  $\acute{\alpha}\mu\epsilon\acute{\iota}\rho\omicron\nu\alpha$ , und dies ist seit Bekker<sup>1</sup> in den Ausgaben herrschend geworden. Über den Grund der Abweichung erfahren wir nichts; und dabei können wir uns um so weniger beruhigen, als, woran schon Spitzner erinnerte,  $\omicron\dot{\iota}\nu\omicron\mu\alpha\ \mu\acute{\omicron}\nu\omicron\tau\omicron\nu$  eine ganz geläufige Verbindung ist, während  $\mu\acute{\omicron}\nu\omicron\tau\omicron\nu\ \acute{\alpha}\mu\epsilon\acute{\iota}\rho\omicron\nu\alpha$  nur noch einmal ( $\delta$  510) bei Homer vorkommt. Der Ausweg, daß Aristarch dann wohl in der Mehrzahl seiner Handschriften  $\acute{\epsilon}\pi\ \acute{\alpha}\mu\epsilon\acute{\iota}\rho\omicron\nu\alpha$  vorgefunden habe, ist uns verschlossen; denn bei dem Verhältnis, in dem er zur Vulgata stand und diese nachher zu ihm geblieben ist, wäre es ganz unerklärlich, wie eine solche Lesart in den Handschriften spurlos verloren gegangen sein sollte<sup>4</sup>). Vielleicht bringt uns eine Bemerkung, die im Venetus *B* und im Townleyanus erhalten ist, auf die rechte Fährte. In *T* steht kurz:

4) Allen (Class. Rev. 15 [1901] p. 243) will dies nicht gelten lassen und führt Beispiele dafür an, daß Lesarten, die Aristarch in einzelnen der von ihm benutzten Ausgaben vorgefunden und angenommen hatte, doch in keiner unserer Hdss. im Texte stehen. Aber einmal sind diese Lesarten eben nicht »spurlos verloren gegangen«, sondern in Randbemerkungen erhalten. Und sodann, wenn wirklich Aristarch  $\acute{\alpha}\mu\epsilon\acute{\iota}\rho\omicron\nu\alpha$  nicht erfunden sondern in einer oder der anderen älteren Ausgabe gefunden hatte: daß er es guthieß und sich aneignete, wäre dann doch nicht nach handschriftlicher Autorität geschehen sondern aus inneren Gründen. Es bliebe eine Konjektur — wie  $\mu\acute{\alpha}\sigma\iota$  A 5 —, nur die eines Vorgängers, die Aristarch als solche in den Text gesetzt hätte. Vgl. das nachher über N 423 Gesagte.

γράφεται καὶ »ἐπ' ἀπείρονα πόντον«, davor aber der Satz: οἰκεῖον τῇ θινὶ τὸ πολίον, τῷ δὲ πόντῳ τὸ οἶνοψ. B hat, wie so oft, den Gedanken verdorben, diesmal durch einen kleinen Zusatz: οἰκεῖον τῇ θινὶ τὸ πολίον, τῷ δὲ πόντῳ τὸ ἄπειρον καὶ τὸ οἶνοψ. Nur auf den Unterschied der Farbe kann sich die Notiz beziehen, wenn sie einen Sinn haben soll; sie erscheint dann als eine Verteidigung gegen den Vorwurf, daß die beiden Adjektive nicht zusammen paßten. Die Vermutung ist wohl nicht zu kühn, daß Aristarch diesen Vorwurf erhoben und deshalb ἀπείρονα eingesetzt hatte. Mit Unrecht habe auch ich in meiner Ausgabe es festgehalten.

4) Σ 207 ff. ὡς δ' ὅτε καπνὸς ἰὼν ἐξ ἄστεος αἰθέρ' ἵκηται,  
 τηλόθεν ἐκ νήσου, τὴν δῆλοι ἀμφιμάχωνται.  
 f. Wil. J. 168, 2

214 ὡς ἀπ' Ἀχιλλῆος κεφαλῆς σέλας αἰθέρ' ἵκωνεν.

Zu 207 bieten die Handschriften keine Variante. Aber Didymos berichtet in einem Scholion des Venetus A: οἱ περὶ Διονύσιον τὸν Θρακῆά φασιν Ἀρίσταρχον πρῶτον [so Ludwich für πρώτῃ] ταύτῃ χρώμενον τῇ γραφῇ μεταθέσθαι καὶ γράφαι »ὡς δ' ὅτε πῦρ ἐπὶ πόντον ἀριπρεπὲς αἰθέρ' ἵκηται«. ἐμφατικῶς τὸ ἐν πολέμῳ πῦρ ἐπιτεθὲν τῷ Ἀχιλλεῖ παρέβαλε τῷ ἐν πολεμουμένῃ ἀπτομένῳ. Den Grund der Änderung erfahren wir aus dem Townleyanus: Ἀρίσταρχος »ὡς δ' ὅτε πῦρ ἐπὶ πόντον ἀριπρεπὲς αἰθέρ' ἵκηται«· καὶ γὰρ ἄτοπόν φησι πῦρ εἰκάζεσθαι καπνῷ. Endlich steht dieselbe Nachricht mit derselben Begründung auch bei Eustathios. Man möchte meinen, hier sei eine Konjektur Aristarchs, und zwar eine solche die er in den Text setzte, sicher bezeugt; und in diesem Sinne hat schon Wolf die Stelle verwertet. Aber Ludwich macht (II S. 93) dagegen geltend, μετατιθέναι bedeute nicht »konjizieren« sondern einfach »ändern«, und ändern könne man einen Text »bekanntlich auch auf Grund einer besseren handschriftlichen Überlieferung«; den schlagendsten Beweis dafür biete Didymos' Bemerkung zu I 222: ὑπὸ περιττῆς εὐλαβείας οὐδὲν μετέθηκεν, ἐν πολλαῖς οὕτως εὐρῶν φερομένην τὴν γραφὴν; daraus, daß er nicht ἐν πάσαις sage sondern ἐν πολλαῖς, gehe dort hervor, daß auch die geänderte Lesart, die Aristarch nicht eingesetzt hat, in einigen Handschriften gestanden habe. Dieser Beweis ist hinfällig und wird, wie wir (S. 59) sahen, von Ludwich selbst nur halb geglaubt. Wenn wirklich die von Aristarch für besser gehaltene

Lesart in mehreren seiner Handschriften stand, so wäre er ja ein Tor gewesen, wenn er sie nicht angenommen hätte; ehe wir ihm so etwas zutrauen, wollen wir lieber glauben, daß Didymos sich ungenau ausgedrückt hat, indem er ἐν πολλαῖς schrieb wo er ἐν πάσαις hätte sagen können. Wir halten also daran fest, daß sich οὐ μετέθηκεν I 222 auf eine Konjektur bezieht. Darin aber hat Ludwig natürlich recht, daß in dem Worte an sich diese Beziehung nicht ausgedrückt ist, daß es vielmehr ganz wohl auch von Änderungen gebraucht werden konnte, die durch einen genaueren Einblick in die Überlieferung veranlaßt waren. Nur hilft diese Erkenntnis nichts für Σ 207. Denn hier geht aus der Art der Begründung, und daraus daß Aristarch mit seiner Änderung ganz allein geblieben ist (οὐκ εἶδ' ὅς, φασιν, ἐκεῖνος ποιεῖ: so bemerkt Eustathios), deutlich hervor, daß sie in seinem Kopfe entsprungen war. Und damit gewinnt diese Stelle allerdings eine besondere Wichtigkeit. Ludwig macht mit Recht darauf aufmerksam, daß, wenn zwischen einer früheren und einer späteren Lesart Aristarchs unterschieden wird, es sich nur entweder um eine Differenz zwischen seinen beiden Ausgaben oder um eine solche zwischen seinen (älteren) Kommentaren und (späteren) Ausgaben handeln könne, da »nach seinen Ausgaben für uns jede Spur seiner weiteren literarischen »Beschäftigung mit Homer verschwindet«. Die jüngere der beiden zu Σ 207 überlieferten Lesarten ist also jedenfalls eine solche, die Aristarch aus eigener Konjektur in den Text einer seiner Ausgaben aufgenommen hat.

5) N 421 ff. τὸν μὲν ἔπειθ' ὑποδόντες δύο ἐρήρηες ἐταῖροι  
Μηκιστεὺς Ἐχίοιο πάις καὶ δῖος Ἀλάστωρ  
νῆας ἔπι γλαφυρὰς φερέτην βαρέα στενάχοντα.

Mit denselben Worten wie in Θ (332 ff.) von dem verwundeten Teukros wird hier von einem zu Tode getroffenen (412) erzählt, daß man ihn aus dem Kampfe trägt. Daß die Verse aus Θ ungeschickt herübergewonnen sind, hat Richard Franke (Fleckeisens Jahrb. 73 [1856] S. 758) gezeigt. Im Altertum nahm Aristarch an der durch die Übertragung entstandenen Verkehrtheit Anstoß; denn Didymos bemerkt: οὕτως διὰ τοῦ ε »στενάχοντες« οὐ διὰ τοῦ α ἐπὶ τοῦ νεκροῦ — γελοῖον γάρ — ἀλλ' ἐπὶ τῶν βασταζόντων. Und Aristonikos berichtet, daß Zenodot στενάχοντα geschrieben habe. Unsere Hdss. stehen der Mehrzahl nach auf Zenodots Seite; nur

Α und einige andere haben στενάχοντε, zwei στενάχοντες. Sollen wir nun annehmen, daß Aristarchs Lesart auf besserer Überlieferung beruhte, oder auf Konjektur? Wäre das erste der Fall, so würde man nicht verstehen, wie das unsinnige στενάχοντα überhaupt aufkommen und den richtigen Gedanken fast verdrängen konnte; umgekehrt ist es vollkommen begreiflich und von Adolf Roemer<sup>5)</sup> einleuchtend dargelegt, daß der Singular aus Θ gedankenlos lange Zeit beibehalten, dann aber von einem schärfer aufmerkenden Leser als lächerlich empfunden und korrigiert wurde. Ob freilich Aristarch selbst dieser Leser gewesen ist, läßt sich nicht mit völliger Sicherheit sagen; die Verbesserung lag so nahe, daß sie auch einem kritisch Ungeschulten gelingen konnte. Dann war es doch immer eine Konjektur, die Aristarch anerkannte und aufnahm, und zwar, was besondere Beachtung verdient, in einem Verse, den mit zwei dazugehörigen durch Athetese auszuschneiden nicht nur leicht möglich sondern richtig gewesen wäre.

Hier mögen zwei Fälle angeschlossen werden, in denen sowohl der gegen den Gedanken erhobene Einwand wie das Mittel, durch welches der Anstoß beseitigt wurde, den spitzen Blick und die erfinderische Kunst des Kritikers von Fach verraten. Adolf Roemer hat wieder beide zuerst richtig beurteilt<sup>6)</sup>.

6) τ 443 τίκτη δ' ἔμπεδα μῆλα, θάλασσα δὲ παρέχῃ ἰχθῦς.

Der Vers steht in der Schilderung des Bettlers von dem Segen der sich unter der Herrschaft eines guten Königs über das Land ausbreitet. Weizen und Gerste, Fruchtbäume sind erwähnt; nun das Vieh und die Fische. In diesem Zusammenhang ist der Begriff μῆλα natürlich nicht auf das Kleinvieh beschränkt, wie es sonst überwiegender Gebrauch des Dichters ist und als Grundsatz ausgesprochen wird in einem Scholion des Townleyanus zu Δ 476: »μῆλα« ὁ ποιητῆς τὰ πρόβατα καὶ αἴγας, Ἡσίοδος τὰ τετράποδα πάντα. Wenn nun τ 443 zwar in allen Hdss. μῆλα steht, in einer aber die Randbemerkung »πάντα« οὐ »μῆλα«, so hat Ludwig mit Recht geschlossen, daß Aristarch πάντα gelesen habe — oder viel-

5) »Über die Homerrezension des Zenodot«, in den Abhandlungen der Bayer. Akademie, philos.-philol. Kl. 47 (1885) S. 644 ff. Die betreffende Stelle S. 674.

6) »Homerische Studien«, Abhandlungen der Bayer. Akad. d. Wiss. ebenda 22 (1902) S. 389 ff. Die Stelle S. 439 f.

mehr geschrieben. Denn daß dies eine der Regel zuliebe gemachte Korrektur ist, zeigt ρ 181, wo dieselbe Abweichung vom sonstigen Sprachgebrauch, mit bezug auf  $\mu\tilde{\eta}\lambda\alpha$  in 170, durch Athetese beseitigt wurde. Freilich schon von Aristophanes —  $\acute{\alpha}\theta\epsilon\tau\epsilon\tilde{\iota}\ \kappa\alpha\iota\ \text{Ἀριστοφάνης}$  —, so daß es scheint, als gehe die Beobachtung, und das Streben ein ihr entsprechendes Gesetz durchzuführen, auf ihn zurück. Aristarch hätte dann, wie dies schon bei A 5. 350. N 423 als möglich erkannt wurde, die Konjektur eines anderen gebilligt und in den Text gesetzt. Nachfolge hat er damit allerdings weder in alter noch in neuer Zeit gefunden. Auch Arthur Ludwig druckt  $\mu\tilde{\eta}\lambda\alpha$ .

7) Γ 100 εἶνεκ' ἐμῆς ἔριδος καὶ Ἀλεξάνδρου ἔνεκ' ἄτης.

So spricht Menelaos zu Troern und Achäern, im Zusammenhang der Rede in der er den Vorschlag macht durch einen Einzelkampf den großen Streit zu entscheiden. Daß er die Schuld des Gegners der ἄτη zuschreibt, darin liegt eine Milderung; es ist mehr vom Standpunkte des Dichters aus gedacht als von dem des beleidigten Helden. Doch eben dies ist für Homer ganz natürlich. Roemer (Hom. Stud. 439) erinnert an Fälle wie Λ 747 ( $\alpha\upsilon\tau\acute{\alpha}\rho\ \epsilon\gamma\omega\tilde{\nu}\ \epsilon\nu\acute{\omicron}\rho\omicron\upsilon\sigma\alpha\ \kappa\epsilon\lambda\alpha\iota\nu\tilde{\eta}\ \lambda\alpha\upsilon\lambda\alpha\pi\iota\ \acute{\iota}\sigma\omicron\varsigma$ : Nestor), wozu Aristonikos bemerkt:  $\eta\ \delta\iota\pi\lambda\tilde{\eta}\ \delta\tau\iota\ \epsilon\kappa\acute{\epsilon}\pi\tau\omega\kappa\epsilon\nu\ \epsilon\acute{\iota}\varsigma\ \pi\omicron\iota\eta\tau\iota\kappa\eta\nu\ \kappa\alpha\tau\alpha\sigma\kappa\epsilon\upsilon\eta\nu\ \tau\acute{\omicron}\ \pi\alpha\rho\eta\gamma\gamma\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\nu\ \eta\acute{\rho}\omega\iota\kappa\acute{\omicron}\nu\ \pi\rho\acute{\omicron}\sigma\omega\pi\omicron\nu\ \kappa\alpha\tau\acute{\alpha}\ \tau\eta\nu\ \pi\acute{\omicron}\acute{\iota}\eta\sigma\iota\nu$ , und Π 7 ff., wo Achill den weinenden Freund mit einem kleinen Mädchen vergleicht, was einem Alten zu der feinen — nicht allzu feinen? — Bemerkung Anlaß gegeben habe:  $\tau\alpha\upsilon\tau\alpha\ \epsilon\kappa\ \tau\omicron\upsilon\ \pi\omicron\iota\eta\tau\iota\kappa\omicron\upsilon\ \pi\rho\sigma\omega\pi\omicron\upsilon\ \epsilon\acute{\iota}\sigma\iota\nu\ \cdot\ \pi\omicron\lambda\lambda\alpha\chi\omicron\upsilon\ \gamma\acute{\alpha}\rho\ \epsilon\nu\delta\acute{\upsilon}\epsilon\tau\alpha\ \tau\acute{\alpha}\ \eta\acute{\rho}\omega\iota\kappa\acute{\alpha}\ \pi\rho\acute{\omicron}\sigma\omega\pi\alpha$  (Schol. TV). Aber es gab eine andre Wendung: Ἀλεξάνδρου ἔνεκ' ἀρχῆς. So konnte Menelaos sprechen, freilich mit seltsamer Verbindung: Ἀλεξάνδρου ἀρχή, »der Anfang den Alexandros gemacht hat«. Hätten wir beide Lesarten ohne weiteres Zeugnis nebeneinander, so würde wohl jeder ἀρχῆς für die übergewissenhafte Konjektur eines mehr logisch als poetisch denkenden Gelehrten halten. Da nun Aristonikos anmerkt,  $\delta\tau\iota\ \text{Ζηνόδοτος γράφει } \text{ἔνεκ' ἄτης}$ . ἔσται δὲ ἀπολογούμενος Μενέλαος  $\delta\tau\iota\ \acute{\alpha}\tau\eta\ \pi\epsilon\rho\acute{\iota}\epsilon\pi\epsilon\sigma\epsilon\nu\ \acute{\omicron}\ \text{Ἀλέξανδρος}\ \cdot\ \delta\acute{\iota}\alpha\ \mu\acute{\epsilon}\nu\tau\omicron\iota\ \tau\omicron\upsilon\ \text{ἔνεκ' ἀρχῆς}$  ἐνδείκνυται  $\delta\tau\iota\ \pi\rho\kappa\alpha\tau\eta\acute{\rho}\xi\epsilon\nu$ , so dürfen wir vermuten, daß Aristarch es war, der dem Dichter nicht gestatten wollte sich gehen zu lassen. Und diesmal wäre es gelungen: die gesamte Überlieferung kennt nur noch ἀρχῆς.

- 8) Δ 242 Ἀργεῖοι ἰόμωροι, ἐλεγχέες, οὐ νο σέβουθε;  
 Ω 239 ἔρρετε, λωβητῆρες, ἐλεγχέες· οὐ νο καὶ ὑμῖν . . .

An beiden Stellen haben alle Handschriften ἐλεγχέες, ein Wort, das in lebendigem Griechisch nirgends vorkommt, überhaupt sonst nur noch bei Nonnos, also in einer künstlich nachahmenden Sprache sich findet. Verständlicher wäre ἐλέγχα, das wir an zwei andern Stellen lesen:

- B 235 ὦ πέπονες, κάκ' ἐλέγχε', Ἀχαιίδες, οὐκέτ' Ἀχαιοί.  
 Ω 260 τοὺς μὲν ἀπόλεσ' Ἄρης, τὰ δ' ἐλέγχα πάντα λέλειπται.

Nun hat Ahrens (1854; jetzt Kl. Schr. I 444) nachgewiesen, daß der gesetzmäßige Hiatus in der bukolischen Diärese vielfach von den Alten verkannt und durch Konjekturen beseitigt worden ist; ein Beispiel davon bietet dieses ἐλεγχέες, das in den beiden zuerst angeführten Zeilen um des Metrums willen eingesetzt worden ist, während in den beiden anderen ἐλέγχα durch den Vers geschützt war und stehen blieb. Ahrens forschte weiter, wem die schlimme Verbesserung ihren Ursprung verdanke, und fand Aufschluß an einer fünften Stelle,

- E 787 αἰδώς, Ἀργεῖοι, κάκ' ἐλέγχα, εἶδος ἀγητοί.

Denn hierzu notierte Didymos (A<sup>4</sup>): Ἀρίσταρχος »κακελεγχέες«; ohne Zweifel hat er auch in dem gleichlautenden Verse Θ 228 so geschrieben. Diesmal aber ist ihm die Überlieferung nicht gefolgt: κακελεγχέες war doch ein zu seltsames Gebilde, und so hat sich hier, trotz Aristarch, κάκ' ἐλέγχα in fast allen Handschriften behauptet, während Δ 242 und Ω 239 ἐλεγχέες zur Herrschaft gekommen ist. Nur zwei Hdss., darunter der Vindobonensis 5, Hauptvertreter der Gruppe h, die ja überhaupt besonders stark von den Alexandrinern beeinflußt ist, haben auch E 787 die Maskulinform: κάκ' ἐλέγγες, verschrieben oder ungeschickt verbessert aus κακελεγχέες. Daß dies eine Konjekture Aristarchs ist, halte ich für sicher; daß auch das einfache ἐλεγχέες auf seine Erfindung zurückgeht, für höchst wahrscheinlich. —

Mit diesen Beispielen mag es genug sein. Es kam darauf an, die prinzipielle Frage zu entscheiden; eine Durcharbeitung des gesamten Materials nach den gewonnenen Grundsätzen würde gewiß zu weiteren Resultaten führen. Wer z. B. Adolf Roemers Besprechung von Λ 439 liest (Über die Homerrezension des Zenodot [1885] S. 681. 696), findet vielleicht, daß auch hier τέλος statt

βέλος auf Konjektur beruht, was er selber damals wenigstens bestritt. Auf der andern Seite darf man, woran schon im voraus erinnert wurde, mit solcher Annahme nicht zu freigebig sein. Jenes τρόμος τρομέοντο neben zenodotischem φόβος φοβέοντο (S. 54 f.) sah auf den ersten Blick wie eine Korrektur Aristarchs aus; aber da Zenodot mit seiner Lesart ganz isoliert geblieben ist, alle unsere Handschriften auf Aristarchs Seite stehen, so werden wir mit Lehrs annehmen, daß eben auch die voralexandrinischen Handschriften τρόμος τρομέοντο boten. Daß es schon vor den Alexandrinern Leute gegeben hat, die mit Korrigieren dem Homertexte zu helfen suchten, wissen wir aus mancherlei Nachrichten. Eine von Aristoteles berichtete Ausgabe benutzte Alexander (Plutarch Alex. 8). Dem jungen Alkibiades erwiderte ein Lehrer auf die Frage, ob er einen Homer besitze: ἔχειν Ὅμηρον ὑφ' αὐτοῦ διωρθωμένον, erregte freilich mit dieser stolzen Antwort mehr Befremden als Bewunderung (Plut. Alkib. 7). Bei urteilsfähigen Lesern scheinen die »verbesserten« Texte nicht im besten Ansehen gestanden zu haben. Bekannt ist die Antwort Timons von Phlius an Aratos, der zu wissen wünschte, wie er Homers Dichtung unverfälscht bekommen könne: εἰ τοῖς ἀρχαίοις ἀντιγράφοις ἐντυγχάνοι καὶ μὴ τοῖς ἤδη διωρθωμένοις (Diog. Laert. 9, 143). Hieran erinnert Eduard Schwartz (Adversaria [1908] p. 44) und findet darin die Ansicht bestätigt, daß die Gefährdung des Textes durch verwegene Konjekturealkritik der Zeit vor den Alexandrinern angehöre, nicht etwa dem Zenodot zur Last gelegt werden dürfe (p. 4). Bei dem Zustande der Überlieferung, von dem die verwilderten Papyrusexemplare ein Bild geben, sei es die dringendste Aufgabe gewesen, echte und unechte Verse zu sichten; und so verstehe man, warum Zenodot kein andres kritisches Zeichen erfunden habe als das der Athetese. Damit sei er der wahre Begründer philologischer Kritik geworden; seine Nachfolger hätten ihn eigentlich nur dadurch übertroffen, daß sie mehr und bessere Ausgaben zur Vergleichung heranzogen. Daher rühre die Menge der Fehler bei Zenodot: wo eine gewaltsame Korrektur unter seinem Namen überliefert sei, habe er diese nicht ersonnen, sondern als schon vorhandene Lesart, auf Grund unvollkommener Schätzung älterer Ausgaben, übernommen. In diesen Gedanken liegt viel Richtiges, vorausgesetzt, daß sie nicht ein Gesetz aufstellen sondern eine bisher zu wenig beachtete Möglichkeit mehr in den Vordergrund rücken wollen. Solcher Möglichkeit sind wir



uns auch bei Aristarch immer bewußt gewesen (S. 69), und haben doch Fälle gefunden, in denen nach Lage der Dinge angenommen werden mußte, daß eine von ihm in den Text gesetzte Konjekture seine eigne gewesen sei.

Zu grundsätzlicher Bestreitung dieser Annahme ist Allen zurückgekehrt<sup>7)</sup>. Er zweifelt, ob durch Erwägung einzelner Scholien, wie sie von mir angestellt worden sei, Greifbares gewonnen werden könne; die Methode müsse generell sein, nicht vom einzelnen ausgehen. 664 Lesarten von Aristarch seien bekannt, darunter 54 mit Nennung der älteren Ausgaben denen er folgte, 49 mit dem summarischen Zusatz οὕτω πᾶσαι oder αἱ πλεῖστοι oder einem ähnlichen, 564 ohne Angabe einer älteren Autorität. Bei dem trümmerhaften Zustand unsrer Überlieferung sei alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß auch die 564 Stellen ursprünglich einer der beiden anderen Klassen angehört hätten. Diese Art von Generalisierung vermag ich allerdings nicht mitzumachen. Das Zahlenverhältnis spricht gegen Allens Ansicht, nicht für sie. Aber was sollen in solcher Frage die Zahlen und die Statistik? Die große dritte Klasse umfaßt Fälle ganz verschiedener Art, die, wenn man sie so zusammenwirft, als Beweismaterial gar nicht verwertbar sind. Vorwärts kommen läßt sich, daran muß ich festhalten, nur dadurch, daß man die einzelnen Lesarten ihrer Natur nach und mit bezug auf die Begründung, die Aristonikos oder Didymos für sie geben, eingehend prüft. Daß ein summarisches Urteil, wie Allen es fällt, hier nicht am Platze ist, zeigen am besten die Konsequenzen, zu denen man dadurch gedrängt wird. Da doch manche Lesarten Aristarchs einen recht singulären Charakter tragen und auch äußerlich, gegenüber früherer wie späterer Überlieferung, vereinzelt dastehen, so muß man, wenn er gar keine Konjekturen gemacht haben soll, annehmen, daß er in solchem Fall irgend einer einzelnen älteren Ausgabe gefolgt sei. Allen scheut sich nicht dies auszusprechen: Aristarch habe diplomatische Kritik und Kritik nach inneren Gründen in der Weise zu verbinden gesucht, daß er, wo innere Gründe eine Athetese oder eine Korrektur forderten, nur dann ihnen folgte, wenn wenigstens eine der ihm vorliegenden älteren Ausgaben einen auch äußeren Anhalt dafür bot. Auf solche Weise sei denn ein Monstrum von Text zustande gekommen.

<sup>7)</sup> Allen, „The eccentric [editions and Aristarchus.],“ *Class. Rev.* 15 (1901) p. 241—246.

Ob viele sich entschließen werden in diesem Sinne ihre Ansicht über Aristarch zu ändern, können wir abwarten. Bisher galt er, auch bei solchen die sich seiner Herrschaft nicht fügen mochten, für einen Mann von selbständigen Gedanken, der die Kraft und den Mut des eignen Urteils besaß. Wieviel wir noch heute von ihm lernen können, hat kürzlich eine von Adolf Roemer angeregte Darstellung seiner ästhetischen Anschauungen gezeigt. Und eben jetzt tritt dieser selbst mit der Mahnung hervor, daß die Arbeit von Lehrs auf Grund genauer Durchforschung aller in Betracht kommenden, inzwischen vermehrten Quellen noch einmal getan werden müsse; da werde die vollendete Sicherheit von Aristarchs philologischer Methode erst im rechten Lichte erscheinen<sup>8)</sup>. Ein Element des Richtigen enthalten die Ausführungen von Allen doch: ein Monstrum von Text hätte zustande kommen müssen, wenn wirklich Aristarch so verfahren wäre, wie er es sich vorstellt. Dies wird von selbst deutlich werden, wenn wir uns jetzt der Periode zuwenden, die der alexandrinischen Wissenschaft voranging, und die Wirkungen betrachten, die eine ungelehrte Überlieferung in dem Zustande des Textes hervorbringen mußte und, noch für uns zum Teil erkennbar, hervorgebracht hat.

---

7) Wilh. Bachmann, Die ästhetischen Anschauungen Aristarchs in der Exegese und Kritik der homerischen Gedichte. I. Erlanger Doktor-Diss., 1902. II. Progr. d. Alten Gymn. in Nürnberg, 1904. — Roemer, Ein Wort für Aristarch. Blätter für das Gymnasial-Schulwesen (Bayerische) 44 (1908) S. 449 ff.

## Viertes Kapitel.

### Voralexandrinische Textgeschichte.

4. Wann die homerischen Gedichte zuerst aufgezeichnet worden sind, ist eine viel umstrittene Frage; aber daran zweifelt niemand, daß es zur Zeit des Solon und Peisistratos bereits geschriebene Exemplare gegeben hat. Von da bis auf Aristarch sind rund 400 Jahre, bis auf Zenodot 300. Daß in so langer Zeit der Text eines viel gelesenen Buches — auch abgesehen von beabsichtigten Eingriffen, deren im vorigen Kapitel gedacht wurde, — mannigfaltige Veränderungen erfahren mußte, bedarf keines Beweises. Wer doch einen solchen verlangt, der vergleiche einen Originaldruck von Luthers Bibelübersetzung oder auch nur von einem Werke Lessings, Goethes, Schillers mit den Ausgaben, die gegenwärtig im Gebrauch sind. Er wird eine Fülle kleiner Unterschiede finden, die sich äußerlich als orthographische darstellen und ihren Ursprung in dem unmerklichen Wandel haben, den in der Zwischenzeit die lebendige Sprache durchgemacht hat. Unwillkürlich haben sich durch Gedanken und Finger der Setzer und Korrektoren hindurch jüngere Wortformen eingeschlichen; oft wird auch das Streben wirksam gewesen sein, den Lesern das Verständnis zu erleichtern. So ist der Text einer fortlaufenden Veränderung unterworfen gewesen, die nicht bloß den altertümlichen Charakter der Sprache beeinträchtigt, sondern mehrfach auch ganz eigentliche Fehler mitgebracht hat, wie z. B. in Luthers Deutsch das unsinnige »Hindin« statt »Hinde«. Ganz ebenso und vermutlich noch schlimmer ist es dem Homertext ergangen, nur daß wir bei ihm nicht in der Lage sind den allmählichen Prozeß Schritt für Schritt urkundlich nachzuweisen. Denn die älteste Stufe seiner Entwicklung, über die wir wenn auch nicht gleichzeitige doch zuverlässige Zeugnisse in einigem Umfange besitzen, ist die, welche Aristarch, oder allenfalls die welche Zenodot vertritt. Wer nun seiner persönlichen Neigung nach innerhalb der Philologie nur solche Aufgaben

angreifen mag, die durch Vergleichung schriftlicher Zeugnisse gelöst werden können, der wird und darf es, für seine Person, ablehnen, mit der Konstituierung des Homertextes über die Periode der Alexandriner zurückzugehen.

Aber daraus, daß wir über die älteren Zeiten keine ausdrücklichen Nachrichten haben, folgt nicht, daß es uns überhaupt an Mitteln fehle über sie etwas zu erfahren. Aus den Inschriften kennen wir ein gutes Stück der griechischen Sprachgeschichte; wir vermögen so ziemlich den Zustand darzustellen, in dem sich die attische und die ionische Mundart im vierten, fünften, sechsten Jahrhundert v. Chr. befunden haben, können also einmal die Gestalt angeben, die das homerische Ionisch 300 Jahre vor den Alexandrinern gehabt haben muß, andererseits den störenden Faktor berechnen und danach aussondern, den die attische Literatursprache hineingebracht hat. Ferner wissen wir, daß im epischen Dialekt äolische Bestandteile enthalten sind, die als solche zwar den Gelehrten des Altertums aber nicht den ungelehrten Abschreibern bekannt waren, daher vielfach mißverstanden und in der Überlieferung verdunkelt werden mußten. Auch diese Erkenntnis hilft uns einen Maßstab zu bilden, nach dem die Echtheit homerischer Laut- und Flexionsformen beurteilt werden kann. Auf der andern Seite bietet uns der Text selber bestimmte Anhaltspunkte, um diesen Maßstab anzulegen: das sind die metrischen Fehler, die durch das Eindringen jüngerer Formen entstanden sind. Die glänzendste Probe der Belehrung, die aus ihnen gewonnen werden kann, lieferte Bentley mit der Entdeckung des Digammas<sup>1)</sup>. Über seine Existenz bei Homer fehlte jedes Zeugnis; aber sie wurde dadurch bewiesen, daß, wenn man das *f* einsetzte, in zahllosen Fällen ein unerlaubter Hiatus beseitigt, in anderen eine für den Vers notwendige Positionslänge hergestellt oder eine den Vers störende Verkürzung eines langen vokalischen Auslautes verhütet wurde. Eine zweite große Gruppe von Beispielen bilden die Erscheinungen der Kontraktion, die namentlich von Bekker, Ahrens, Nauck untersucht worden sind. Ein Versausgang wie δ 122 χρυσηλακάτω εἰκοῖα brauchte attischen Lesern keinen Anstoß zu geben und konnte von attischen Schreibern leicht geschrieben werden, da beiden auch im Maskulinum

1) Die Geschichte dieser Entdeckung ist am besten dargestellt von J. van Leeuwen, *Enchiridium dictionis epicae* (1892) p. 131 sqq.

und Neutrum die gleiche Form des Stammes geläufig war; nachdem wir einmal darauf aufmerksam geworden sind, daß Homer εἰκῶς gar nicht kennt sondern nur εἰκῶς, und ferner, daß neben ἀρηρῶς τεθρηλῶς εἰδῶς u. ä. Feminina mit kurzem Stammvokal, ἀραρυῖα τεθαλυῖα ἰδυῖα, stehen, können wir nicht zweifeln, daß von dem, der jenen Vers gebaut hat, εἰκοῖα viersilbig gesprochen worden ist. Πριάμοιο πάις lesen wir Γ 344 und ähnliches öfter, sind also aufs sicherste darüber unterrichtet, daß der epischen Mundart die zweisilbige Form des Wortes geläufig war; wo demnach παῖς überliefert ist, liegt immer die Möglichkeit vor, daß es aus der Sprache früherer oder späterer Abschreiber eingedrungen ist, und wir werden nicht die Handschriften sondern das Metrum befragen, wenn wir wissen wollen, wie an einer einzelnen Stelle der Dichter das Wort gesprochen hat. Πολλά γὰρ ἄλγε' ἔχει πατρὸς παῖς οἰχομένοιο, schreibt Ludwich δ 164; mit vollem Rechte, insofern es seine Absicht war den in den besten Handschriften bezeugten Text zu drucken. Aber mit ebenso gutem Rechte haben Bekker<sup>2</sup> und Nauck πάις gedruckt, weil sie eine ältere Gestalt des Textes herstellen wollten, und weil nach altepischem Gebrauche im vierten Fuße vor folgender Diärese beinahe ebenso sehr wie im fünften der Daktylus beliebter ist als der Spondeus. Verbindungen wie Αἰόλου κλυτὰ δώματα χ 60, ἀνεψιοῦ κταμένοιο O 554 können nicht ursprünglich sein; wer einen älteren Text als den alexandrinischen geben will, wird Αἰόλοο, ἀνεψίοο daraus machen. Der Versanfang ἔως δ ταυθ' ὄρμαινε ist metrisch unmöglich; das erkannte Gottfried Hermann und forderte für ἔως eine trochäische Form. Aber da ἔως allgemein überliefert ist und da jeder Anhalt für die Annahme fehlt, daß Aristarch, der ja bekanntlich Homer für einen Athener hielt, an der attischen Form Anstoß genommen habe, so mußte diese im Texte belassen werden, solange man ihn nach der alexandrinischen Rezension geben wollte: ἔως in Bekkers erster Ausgabe ist ebenso berechtigt wie εἶος in seiner zweiten; denn erst diese unternahm es in die vorallexandrinische Zeit zurückzugehen. Bei Arthur Ludwich, der doch den überlieferten Text festzuhalten wünschte, ist εἶος ein Fehler.

Ehe wir auf diese wichtige Unterscheidung eingehen, ist es nötig daran zu erinnern, daß die Irrtümer des überlieferten Textes, die zu sprachgeschichtlicher Kritik den Anlaß geben, selber in zwei deutlich geschiedene Gruppen zerfallen. Von der einen sind hier



er, wie es doch den Anschein hat (S. 76), einen Vers gelten ließ der  $\xi\omega\varsigma$   $\delta$   $\tau\alpha\upsilon\theta$   $\delta'$   $\omega\rho\mu\alpha\iota\nu\epsilon$  anfang, so konnte er auch wohl die metrische Lücke in  $\tau\acute{\epsilon}\omega\varsigma$   $\acute{\epsilon}\pi\epsilon\iota\gamma\acute{o}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$  ertragen<sup>2)</sup>. Übrigens kommt für unsre gegenwärtige Untersuchung nichts darauf an, ob Aristarch diese Lesart gehabt hat; daß sie sehr alt ist, geht daraus hervor, daß Nikanor sie erläuterte und den in ihr enthaltenen metrischen Fehler zu entschuldigen sucht, und wird dadurch bestätigt, daß sich in unsern Handschriften noch drei andere Versuche zeigen die Lücke des Verses auszufüllen:  $\kappa\alpha\acute{\iota}$ ,  $\delta\acute{\epsilon}$ ,  $\gamma\epsilon$ . Das Ursprüngliche aber kann auch in der Lesart von *B* nicht vorliegen; denn vor  $\acute{\epsilon}\pi\epsilon\iota\gamma\acute{o}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$  wird  $\tau\tilde{\eta}\omicron\varsigma$  erfordert. Setzt man dieses ein, so ergibt sich leicht die weitere Korrektur  $\alpha\delta\tau\acute{o}\theta\iota$  für  $\alpha\delta\theta\iota$ . Dies alles hat Gottfried Hermann erkannt und, hoffentlich für immer, bewiesen. Die Geschichte des Textes an dieser Stelle ist etwas kompliziert, aber doch einleuchtend:  $\alpha\delta\tau\acute{o}\theta\iota$   $\tau\tilde{\eta}\omicron\varsigma$  wurde unter attischem Einfluß in  $\alpha\delta\tau\acute{o}\theta\iota$   $\tau\acute{\epsilon}\omega\varsigma$  verschrieben, dieses von einem späteren Abschreiber mit halbem Verstande in  $\alpha\delta\theta\iota$   $\tau\acute{\epsilon}\omega\varsigma$  korrigiert, endlich von einem Dritten der Anstoß in  $\tau\acute{\epsilon}\omega\varsigma$   $\acute{\epsilon}\pi\epsilon\iota\gamma\acute{o}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$  bemerkt und durch Einschub eines sinnlosen  $\pi\epsilon\rho$  beseitigt. Die Restaurationstünche, die entfernt werden mußte, war in diesem Falle in doppelter Schicht aufgetragen. — Einfacher liegt die Sache da, wo ein ursprüngliches  $\tilde{\eta}\omicron\varsigma$   $\tau\tilde{\eta}\omicron\varsigma$  vor konsonantischem Anlaut stand. Nachdem hier  $\xi\omega\varsigma$   $\tau\acute{\epsilon}\omega\varsigma$  aus der Gewohnheit der attischen Schreiber sich eingeschlichen hatte, konnte der Fehler bequem dadurch verwischt werden, daß man, wofür sich ja bei Homer viele alte Beispiele fanden,  $\epsilon\iota$  statt  $\epsilon$  schrieb, also  $\epsilon\acute{\iota}\omega\varsigma$   $\tau\acute{\epsilon}\iota\omega\varsigma$ ; z. B. N 443  $\omega\varsigma$   $\epsilon\kappa\tau\omega\rho$   $\epsilon\acute{\iota}\omega\varsigma$   $\mu\acute{\epsilon}\nu$   $\acute{\alpha}\pi\epsilon\iota\lambda\epsilon\iota$   $\mu\acute{\epsilon}\chi\rho\iota$   $\theta\alpha\lambda\acute{\alpha}\sigma\sigma\eta\varsigma$ . — Besonders häufig bot der Ausfall des  $f$  den Anlaß zur Einschlebung eines Flickwortes oder Flickbuchstaben. Verbindungen wie  $\omicron\upsilon$   $\gamma\acute{\alpha}\rho$   $\acute{\iota}\delta\mu\epsilon\nu$  ( $\rho$  78),  $\omega\varsigma$   $\omicron\iota$   $\mu\acute{\epsilon}\nu$   $\acute{\epsilon}\kappa\acute{\alpha}\tau\epsilon\rho\theta\epsilon$  (Y 453),  $\nu\omega\acute{\iota}$   $\acute{\epsilon}\omicron\lambda\pi\alpha$  (X 246) mußten unrichtig erscheinen, sobald man sich nicht mehr daran erinnerte, daß im Anlaut von  $\acute{\iota}\delta\mu\epsilon\nu$ ,  $\acute{\epsilon}\kappa\acute{\alpha}\tau\epsilon\rho\theta\epsilon$ ,  $\acute{\epsilon}\omicron\lambda\pi\alpha$  eigentlich ein Konsonant gesprochen werden sollte. In sehr vielen Fällen ließ man den Fehler ruhig stehen — zum Glück; denn aus ihnen hat dann Bentley seine Erkenntnis gewonnen; in einigen suchte man zu helfen:  $\omicron\upsilon$   $\gamma\acute{\alpha}\rho$   $\tau'$   $\acute{\iota}\delta\mu\epsilon\nu$ ,  $\omicron\iota$

2) Zu X 379 ( $\acute{\epsilon}\pi\epsilon\iota\delta\eta$   $\tau\acute{o}\nu\delta'$   $\acute{\alpha}\nu\delta\rho\alpha$   $\kappa\tau\lambda.$ ) macht Aristonikos eine Bemerkung, die schließt:  $\tau\acute{\alpha}$   $\gamma\acute{\alpha}\rho$   $\tau\omicron\iota\alpha\upsilon\tau\alpha$   $\acute{\epsilon}\sigma\eta\mu\epsilon\iota\upsilon\omicron\nu\epsilon\tau\omicron$   $\pi\rho\delta$   $\chi\rho\acute{\iota}\sigma\tau\iota\nu$   $\pi\omicron\iota\eta\mu\acute{\alpha}\tau\omega\nu$ ,  $\delta\tau\iota$   $\sigma\pi\alpha\nu\acute{\iota}\omega\varsigma$  (also doch manchmal)  $\omicron$ μηρος  $\kappa\alpha\kappa\omicron\mu\acute{\epsilon}\tau\rho\upsilon\varsigma$   $\pi\omicron\iota\epsilon\acute{\iota}$ .

μέν ῥ' ἐκάτερθε, νόϊ γ' ἔολπα. So ist ein Teil jener γε, τε, ῥα entstanden, die im überlieferten Texte manchmal ganz sinnlos stehen und das Verständnis ebenso erschweren, wie die echten homerischen Partikeln es beleben und fördern.

Die mitgeteilten Proben<sup>3)</sup> sollten nur dazu dienen, die Art der Fehler, die schon in den Jahrhunderten vor der Zeit der Alexandriner in den Text gekommen sind, und die Methode, nach der sie erkannt werden können, anschaulich zu machen. Wer sich ein eignes Urteil über diesen Zweig der Forschung bilden will, wird nicht umhin können Bekkers »Homerische Blätter«, Naucks »Kritische Bemerkungen«<sup>4)</sup> und vor allem den klassischen Aufsatz von Jacob Wackernagel über »die epische Zerdehnung« in Bezzenbergers Beiträgen IV (1878) S. 259 ff. durchzuarbeiten, der in ge-

3) In diesem Zusammenhange führte ich früher auch σπέιους κρεῖων u. ä. an, die durch fehlgreifende metrische Korrektur gemacht worden seien, nachdem die attischen Formen σπέους κρεῖων an Stelle der echt epischen σπέεος κρεῖων in den Text gedrungen waren. Aber Brugmann (Idgm. Forsch. 9 [1898] S. 158 ff.) hat wahrscheinlich gemacht, daß die Kontraktion der beiden ersten Vokale in ἐυρρεῖος, ἀγακλειος (so Hesychios richtig statt des bei Homer überlieferten ἀγακλῆος), νεῖται, αἰδετο u. ä. innerhalb des Ionischen auf rein lautgesetzlichem Wege entstanden sei, so daß σπέιος δεῖος für σπέιους δεῖους, κρεῖων (aus \*κρεῖων) für κρεῖων bei Homer zu fordern wären. An Brugmann hat sein Schüler Kurt Eulenburg angeknüpft und in umfassender Untersuchung diese Verhältnisse klar zu stellen unternommen: »Zur Vokalkontraktion im ionisch-attischen Dialekt«, IF. 15 (1903) S. 129—214. Er hält an κλειος, δεῖος als altionischen Genetivformen fest, während er für κρεῖων zu der früher auch von mir angenommenen Nauckschen Auffassung zurückkehrt. Für diese ist neuerdings Bechtel, Die Vokalkontraktion bei Homer (1908), eingetreten, der denn Brugmanns ionische Kontraktionsregel aufs lebhafteste ablehnt (S. 244 f.). Bei der immer noch zu beklagenden Dürftigkeit inschriftlicher Zeugnisse für das Altionische ist eine Entscheidung zurzeit nicht möglich.

4) In den Jahrgängen 1864—1885 des Bulletin de l'Académie impériale des sciences de St.-Pétersbourg. Leider sind diese Untersuchungen unter deutschen Philologen wenig bekannt geworden, obwohl sie in dem ganz gleichlautenden Abdruck in den Mélanges Gréco-Romains bequem und billig zu haben sind. Viele, die über Nauck absprechen, kennen ihn nur aus seiner Ausgabe, in der er es allerdings dem Leser möglichst unbequem gemacht hat den Sinn und Zusammenhang seiner Textänderungen zu verstehen. Eine kleine Vorstellung von dem, was er gewollt hat, und von der Art seines Arbeitens gibt meine Besprechung seiner Ilias in den »Jahresberichten des philolog. Vereins zu Berlin« V (1879) S. 204—215. VII (1881) S. 2—15; vgl. ebenda X (1884) S. 311 ff. 325 f.



drängtem Gedankengang und mit wirksamer Anordnung der Beweismittel das Recht und die Aufgaben der sprachwissenschaftlichen Textkritik entwickelt. In ähnlicher Richtung bewegen sich die »*Quaestiones epicae*« von Wilhelm Schulze (1892), ein Werk umfassender Gelehrsamkeit und glücklichen Scharfsinns, das manche frühere Ansicht berichtigt, ergiebige neue Gesichtspunkte der Beurteilung aufgestellt hat. Seinen Grundgedanken hat der Verfasser sicher bewiesen: daß früher die Abneigung gegen die Annahme metrischer Dehnungen zu weit gegangen war, daß solche in Wirklichkeit vielfach vorgekommen sind, wenn auch nur unter ganz bestimmten, einen eigentlichen Zwang enthaltenden Umständen. Um diese festzustellen und damit scharfe Grenzen zu gewinnen, bedurfte es sorgfältiger Prüfung im einzelnen: ob eine auffallende Länge, die bei Homer erscheint, historisch berechtigt, oder unter dem Zwange des Metrums vom Dichter eingeführt sei; und von dieser zweiten Gattung waren wieder solche Fälle zu trennen, in denen die Länge nicht dem Dichter ihren Ursprung verdanken kann, sondern erst in den Zeiten schriftlicher Überlieferung als halbgelehrte Korrektur für eine unmetrische Schreibung entstanden sein muß, wie etwa die angeführten εῶς τείως an Stelle der attisch geschriebenen ἕως τέως, oder εἰῶ (Δ 55) u. ä. aus attischem εῶ, das sorglose Schreiber für homerisches ἐάω gesetzt hatten. In diesen Einzelfragen hat Schulze natürlich manchen Widerspruch erfahren; und hier wird wohl noch lange Zeit für Meinungsverschiedenheiten ein Spielraum bleiben. Gefördert wurde die Untersuchung auch durch die im J. 1903 erschienene, schon (Anm. 3) erwähnte Dissertation von Kurt Eulenburg, der nur darin zu irren scheint, daß er für die dritte Gruppe von Dehnungen, die wir als fehlerhaft bezeichnen müssen, die alexandrinische Wissenschaft verantwortlich macht und nicht die ungelehrte schriftliche Überlieferung, die ihr voranging (IF. 15 S. 459. 460. 489). Zieht man die Summe, so sind auf diesem Gebiete gerade auch in neuerer Zeit erfreuliche Fortschritte gemacht worden; die Literaturangaben in der Praefatio und den Anmerkungen meiner Homerausgabe, durch welche die von mir in den Text gesetzten Korrekturen gerechtfertigt werden sollen, würden heute, wenn sie neu zu machen wären, ebenso wie die Korrekturen selbst ein anderes und ein reicheres Bild geben. Daß ich schon damals (1886—94) in der Aufnahme von Änderungen weiter gegangen sein würde, wenn ich

eine Ausgabe für ausschließlich gelehrte Zwecke und nicht ein Schulbuch hätte machen wollen, bedarf kaum der Erwähnung. Immerhin gehen in diesem Falle wissenschaftliche Berichtigung und praktische Vereinfachung des Textes eine gute Strecke Hand in Hand; und wenn die getroffene Auswahl den Spezialforscher, der gern die letzten Konsequenzen gezogen sehen möchte, nicht befriedigt, so wird sie um so eher geeignet sein dem Fernerstehenden und vielleicht auch dem Widerstrebenden die Einsicht zu vermitteln, daß die mühevollen Arbeit eines Jahrhunderts nicht vergeblich gewesen ist, sondern für die Rekonstruktion eines voralexandrinischen Homertextes eine Reihe sicherer Resultate geliefert hat.

2. Daß dies der Fall sei, bestreitet nach wie vor aufs entschiedenste Arthur Ludwich, von dessen großem Werke über Aristarch der ganze zweite Band als Pamphlet gegen die sprachgeschichtliche Kritik des Homertextes gemeint ist. Auch seit Veröffentlichung dieses Bandes (1885) hat er im Kampfe nicht nachgelassen, hat u. a. das Hervortreten der Homerausgabe von J. van Leeuwen und M. B. Mendes da Costa, ferner die erste Auflage meines hier vorliegenden Buches benutzt, um von neuem seinen Standpunkt zu präzisieren<sup>5)</sup>. Sein Verfahren war geeignet harmlose Leser zu täuschen. Er griff ein älteres Buch heraus, dessen Übertreibungen und Verkehrtheiten von den Anhängern Bentleys und Bekkers entschieden abgelehnt werden, die *ἱλιφιάς* und *ὀδύσσεια* des Engländers Payne Knight (1820), machte diesen zum eigentlichen Vertreter der bekämpften Richtung und hatte sich damit die Kategorien »Knightianer« und »Knightianismus« geschaffen, in die er die ihm unsympathischen Erscheinungen nur einzuordnen brauchte, um mit ihrer Verurteilung fertig zu sein. Daß Gottfried Hermann in demselben Sinne gearbeitet hat, wurde nicht erwähnt; in bezug auf Bentley, Bekkers großen Vorgänger, deutete Ludwich an, daß er für die Kritik des Homer das hervorragende Talent nicht besessen habe, das anderwärts unsre Bewunderung erzeuge (AHT. II 285); und Immanuel Bekker selbst erschien unter diesem

5) Die Odyssee der beiden Holländer wurde von Ludwich rezensiert BphW. 1892 S. 1189 ff. Gegen mich wendete sich sein Aufsatz »Der Knightianismus und die Grundfragen der Homerkritik« in Fleckeisens Jahrb. 153 (1896) S. 1—47.

Gesichtspunkt nur als einer von denen, »welche dem Knightianismus Konzessionen machen«. Gegen diese ungerechte Darstellung führte ich aus: in Wahrheit sei es doch so, daß Payne Knight ein an sich richtiges Prinzip durch extreme Anwendung verdorben habe; Ludwich kehre die Sache um und mache aus ihm das Haupt einer Schule, dem seine Jünger nur mit mehr oder weniger Zurückhaltung gefolgt seien. Ludwich hat nun, um seinen Sprachgebrauch zu rechtfertigen, an dem Buche B die Probe gemacht, wie viele der in meine Ausgabe aufgenommenen Textänderungen ebenso oder ähnlich schon bei Payne Knight stünden, und hat gefunden, es sei die große Mehrheit, 23 unter 34. Ganz einwandfrei ist seine Statistik auch hier nicht; denn wenn dieselbe Erscheinung — der epischen Zerdehnung — 44mal vorkommt, so ist diese Gruppe streng genommen nur einmal zu zählen; und wo der Ausdruck »Knightianer« begründet werden sollte, da durfte die andere Probe nicht fehlen, wie viele von den Textänderungen jener alten Ausgabe in der meinigen unbeachtet geblieben sind. Aber ich will es, zu meiner Verteidigung, gar nicht streng nehmen, sondern die Feststellung anerkennen, daß die von Bekker und Nauck neu begründete Methode mehr, als ihr bewußt war, von Payne Knight beeinflußt ist. Daraus folgt für mich nur, daß dieser doch schon recht viele brauchbare Gedanken gehabt hat und also die Geringschätzung nicht verdient, mit der Ludwich von ihm spricht. In Zukunft werde ich es mir gern gefallen lassen, als Anhänger des »Knightianismus« bezeichnet zu werden. Es ist sonst schon vorgekommen, daß ein Scheltname zum Ehrentitel wurde.

Übrigens, indem wir behaupten, daß dieser Zweig der Wissenschaft seit Bentley eine reiche Entwicklung durchgemacht habe, sprechen wir aus, daß er Irrtümer zu überwinden gehabt hat; und in deren Konstatierung werden wir gelegentlich uns auch auf Ludwich berufen können. Wichtiger sind die prinzipiellen Einwendungen, mit denen er die ganze Methode zu widerlegen und abzusperren meint. Sie lassen sich in drei Sätze zusammenfassen, deren einer lautet: »Homerisch ist nicht Urgriechisch.« Aber das behauptet auch niemand. Es mag vorgekommen sein, daß Bentley, Bekker und ihre Nachfolger in dem Bestreben, dem Dichter seine ursprüngliche Sprache wiederzugeben, zu weit gegangen sind und ihm Formen zugeschrieben haben, die in der Zeit, als Ilias und Odyssee in ihrem jetzigen Umfange geschaffen wurden, nicht mehr

lebendig waren. Ich selbst glaube, daß diesen Fehler alle diejenigen begangen haben, welche, wie die genannten und neuerdings wieder die beiden Holländer, das  $f$  in den Text gesetzt haben; denn dieses war der Mundart des ionischen Stammes, der die zwei großen Epen vollendet hat, bereits fremd. Aber darum bleibt doch die Tatsache bestehen, daß der Dialekt, in dem Ilias und Odyssee gedichtet sind, in Lauten und Formen viel altertümlicher war als die Literatursprache des vierten, dritten, zweiten Jahrhunderts v. Chr.; und daraus folgt, wir mögen wollen oder nicht, die Forderung, daß wir die Verderbnisse des Textes aufspüren und weg-schaffen, die unter dem allmählichen Einfluß der modernen Sprache unvermeidlich eindringen mußten. — Aber eine solche Modernisierung hat niemals stattgefunden, erwidert Ludwig; und das ist sein zweiter Haupteinwand. Er hat über diesen Punkt mehrfach gesprochen, am deutlichsten wohl AHT. II 447: »Man übersehe »nur einmal die lange Geschichte des Homerischen Textes, soweit »sie sich historisch verfolgen läßt, und vergleiche sie dann mit »wiederholt herangezogenen modernen Analogien, etwa mit der »kurzen Geschichte der Lutherischen Bibelübersetzung, und man »wird alsbald das wunderbare Faktum zu verzeichnen haben, daß »von einem ernstlichen Versuche, die Diktion der Gedichte, wenn »auch nur in den allerbescheidensten Grenzen, von Zeit zu Zeit »der fortgeschrittenen, modernen Sprache anzugleichen, bei den »Griechen nie die Rede ist. Nirgend und zu keiner Zeit stoßen »wir bei ihnen auf einen Homertext, welcher unzweideutige Spuren »eines solchen Versuches an sich trüge.« Natürlich nicht; denn ein solcher »Versuch« ist eben nicht gemacht worden. Es handelt sich gar nicht um eine »planmäßig und systematisch durchgeführte Überarbeitung«, wie Ludwig sich ein andermal ausdrückt (II 388); eine solche hatte Nauck vorausgesetzt, war aber wohl selbst schon davon zurückgekommen. Was wir heute behaupten, ist nur, daß unmerklich und unwillkürlich, höchstens hier und da im einzelnen durch das Streben nach Deutlichkeit getrieben, Abschreiber und Buchhändler zeitgerechte Formen an Stelle der altertümlichen, dunkel gewordenen eingesetzt haben. Daraus erklärt es sich auch, worüber Ludwig sich wundert, daß von dieser Modernisierung »bei den Griechen nie die Rede ist«. Wie sollten sie von einer Veränderung sprechen, die sich ihnen selbst unbewußt vollzog? Erst nachträglich erkennt man sie aus ihren Wirkungen. Allerdings

bestreitet Ludwig auch deren Existenz; aber das eine Πηλῆος, das er selber λ 478 statt des überlieferten, metrisch anstößigen, der attischen Schriftsprache entstammenden Πηλέως hergestellt hat, reicht aus, um an die Tatsachen zu erinnern, die ihn widerlegen.

Das dritte allgemeine Bedenken, das Ludwig hindert die sprachgeschichtliche Textkritik als berechtigt anzuerkennen, beruht darauf, daß für die Periode, in welche diese Kritik hinaufsteigt, äußere Zeugnisse fehlen; gegen »innere Gründe« aber hat er ein unüberwindliches Mißtrauen. So sagt er einmal (AHT. II 413 f.): »Muß es nicht schon an und für sich im höchsten Grade befremden, daß eine Theorie, der man gegenwärtig vertrauensvoll eine »so ungeheuere Tragweite gibt, — die Theorie von der Modernisierung der homerischen Sprache — sich fast lediglich auf innere »Gründe stützt?« Statt dessen empfiehlt er, »die äußeren Zeugnisse einer genaueren und gründlicheren Prüfung zu unterwerfen«, und nennt davon »die Mitteilungen der Alexandriner, die Zitate und die Codices«. Nun, was die Alexandriner betrifft, so hatten sie einen besonders wichtigen und viele Beispiele umfassenden Fall von Modernisierung, die Übertragung aus älterem in jüngeres Alphabet, richtig erkannt; wir werden im folgenden Kapitel sehen, wie sich Ludwig gegen diese Tatsache sträubt. Zitate, die sich bei Platon, Aristoteles u. a. finden, gehören bereits der Zeit an, in der die attische Schriftsprache herrschte, und stehen durchweg unter ihrem Einfluß, eine Erscheinung, die Wilamowitz HU. 299 f. richtig gewürdigt hat; so ist von ihnen für unsern Zweck nicht viel zu hoffen. Die Handschriften endlich, auch die Papyri, sind erst entstanden, nachdem der Vorgang, um den es sich hier handelt, abgeschlossen war. Trotzdem haben sich hier und da versprengte Zeugnisse oder Spuren altertümlicher Schreibweise erhalten, naturgemäß in den Papyris, worüber in Kap. I berichtet ist, mehr als in den Pergamenthandschriften; auf Einzelheiten soll später (S. 95 f.) noch eingegangen werden. So wertvoll aber die von dieser Seite erwachsende Hilfe ist, weil sie einem Zweifelnden Mut machen kann, so wird sie doch schwerlich ausreichen, um einen so entschlossenen Gegner wie Arthur Ludwig zu bekehren. In der Hauptsache bleibt es doch wie es gewesen ist: wer die Gestalt erkennen will, die der Homertext zu einer Zeit hatte, in welche seine schriftliche Überlieferung überhaupt nicht zurückreicht, der muß sich entschließen auch anderen als direkten schriftlichen

Zeugnissen zu glauben; wer dies letztere nicht will, der muß mit seiner Betrachtung ein für allemal diesseits der bezeichneten Grenze stehen bleiben. Niemand wird ihn deswegen schelten. Aber er soll nicht verlangen, daß ihm Töne sichtbar gemacht werden, noch bestreiten, daß es eine Wissenschaft der Optik gibt, weil die Erscheinungen, von denen sie handelt, mit den Tastnerven nicht wahrgenommen werden können.

Manchmal sieht es so aus, als wolle auch Ludwig dies gelten lassen und die Getrenntheit der Gebiete zugleich mit der Verschiedenheit der Hilfsmittel zu ihrer Bearbeitung anerkennen. Er zitiert (AHT. II 68) Worte von Lehrs, der im Jahre 1874 den Gedanken als eine »Absurdität« zurückwies: »wir müßten bei Aristarchs Homerrezension stehen bleiben«. Ferner beruft er sich (ebenda 76) auf einen Satz von Moriz Haupt: »Den reinen Aristarchischen Text »des Homer darzustellen ist die nächste Aufgabe der Homerischen »Kritik, nicht die einzige.« Ludwig scheidet (S. 464) begrifflich genau zwischen *recensio* und *emendatio* und bezeichnet Arbeitsteilung in der Wissenschaft als eine Notwendigkeit (S. 499). Nur ist es ihm nicht gelungen diesen guten Grundsatz durchzuführen, ja er scheint es nicht einmal sehr energisch versucht zu haben. In demselben Buche, aus dem soeben Zeugnisse für seine Toleranz beigebracht wurden, schreibt er (S. 227): »Wer dies alles« [d. h. die Schwierigkeiten, die sich einer, kurz gesagt, transzendentalen Homerkritik entgegenstellen] »erwägt, dem kann man es wohl »nicht allzusehr verdenken, wenn er mit Wolf das Geständnis der »Verzweiflung ablegt: es sei unmöglich, die Urform der Homerischen Gedichte wieder aufzufinden, und aus diesem Grunde »müsse die Restitution der besten alten Überlieferung das alleinige »Ziel des Kritikers sein.« Dies klingt doch wieder ganz anders.

Der theoretischen Inkonsequenz entspricht ein Schwanken in dem praktischen Verhalten des Herausgebers. Sein eigener Text bietet keineswegs ein ganz getreues Bild der Überlieferung. Die meisten und besten Handschriften haben  $\delta$  623  $\epsilon\nu\epsilon\iota\kappa\alpha\nu$ ,  $\delta$  722  $\text{Ἰολύμπιοι ἄλγε' ἔδωκαν}$ ; trotzdem schreibt Ludwig mit anderen Herausgebern  $\epsilon\pi\epsilon\mu\pi\omicron\nu$  und nachher  $\text{Ἰολύμπιος ἄλγε' ἔδωκεν}$ , beides vermutlich um innerer Gründe willen, die er freilich nicht andeutet. Diesmal ist sogar Payne Knight der konservative gewesen; denn er hat 722 den Plural beibehalten. Ludwig schreibt  $\iota$  268  $\delta\omicron\iota\eta\varsigma$  mit Wolf u. a. für äußerlich beglaubigtes  $\delta\acute{\omicron}\eta\varsigma$  oder  $\delta\omega\eta\varsigma$ , nimmt

δ 546 Gottfried Hermanns Verbesserung ἡ καὶ Ὀρέστης (für ἡ καὶ Ὀρέστης) auf und ebenso θ 363 desselben Gelehrten Konjekture ἔνθα τέ οἱ statt ἔνθα δέ οἱ; denn dadurch, daß hier eine Handschrift des 15. Jahrhunderts ebenfalls τε hat, wird diese Lesart doch noch nicht zu einer diplomatisch beglaubigten oder gar zu der besser beglaubigten. Während er seine Gegner deswegen tadelt, weil sie nach »Analogie- und Vernunftschlüssen« den Text zurechtmachten, ist er doch auch selber vielfach der Analogie zuliebe von der Überlieferung abgewichen. Wie bitter spottet er über uns Knightianer, die statt der organisch nicht erklärbaren zerdehnten Formen der Verba auf -άω die unkontrahierten herstellen; aber η 444 und ν 496, wo die meisten und besten Hdss. τηλεθάοντα haben, macht er daraus nach entgegengesetzter Analogie τηλεθόωντα, während er nun wieder in der Ilias τηλεθάοντες X 423, τηλεθάον P 55 nicht geändert hat. Mit Recht hat er ἦλυθ' ἰωή K 439 und ρ 264 beibehalten; denn auf das anlautende f wollte er ja nicht, wie Nauck und Fick, Rücksicht nehmen. Aber warum hat er π 14 ἦλυθ' ἄνακτος, das doch sämtliche Handschriften haben, nicht geduldet, sondern mit Wolf u. a. in ἦλθεν ἄνακτος geändert? Von metrischen Korrekturen, die er aufgenommen hat, sind die wichtigen εἶος τεῖος und Πηλῆος schon oben erwähnt (S. 76. 84); in dieselbe Kategorie gehört μεταφώνει μνηστήρεσσιν σ 35 statt μεταφώνεε (oder προσεφώνεε), das die meisten und besten Handschriften haben. Und wie steht es bei Ludwich mit der Autorität Aristarchs? Daß er ihm öfter folgt als mancher andre Herausgeber, ist ja wahr; aber auch er schreibt von dem Alexandriner abweichend A 404 βίη, Γ 493 κεφαλή statt des Akkusativs, A 434 ὑφέντες, nicht ἀφέντες, E 787 κάκ' ἐλέγχεα (s. S. 70), H 64 πόντος für πόντον, η 499 κατ' οὐρανοῦ εἰλήλουθεν statt κατ' οὐρανόν, η 347 πόρσυνε statt πόρσαινε, κ 40 und λ 540 Τροίης Τροίην statt Τροίης Τροίην, λ 461 οὐ γάρ πω τέθνηκεν statt οὐ γάρ που, λ 502 τῷ κέ τω σύζαιμι statt τῶν. Aristarchs wunderliches Πηλειδῆθελ' A 277 hat Ludwich früher ernsthaft gelobt (AHT. II 82. 141); er selbst aber druckt weder dieses noch mit der besten Handschrift Πηλεῖδ' ἦθελ', sondern, doch wohl nach einem Analogie- und Vernunftschluß, Πηλεῖδεη ἔθελε(ε). Nach dem allen steht mit Unrecht auf dem Titel seiner Ausgabe »Homeri carmina recensuit et selecta lectio- nis varietate instruxit Arthurus Ludwich«; es müßte heißen »recensuit et emendavit«. Denn obgleich Ludwich zweimal (AHT. II 174

und in der Praefatio der Odyssee p. xx) Lachmanns strenge Grundsätze über das Geschäft der *recensio* zustimmend zitiert, hat er doch selbst gar nicht selten in die weitere Arbeit der *emendatio* vorausgegriffen. Allerdings ohne erkennbares und wohl auch ohne erkanntes Prinzip, wodurch denn sein Text eben jenen eklektischen Charakter bekommen hat, den er am Schluß seines Werkes über Aristarch (II 480) mit den Worten von Lehrs so entschieden verurteilt hatte.

Der Widerspruch in Ludwichts Haltung läßt sich psychologisch wohl erklären. Er besitzt im Grunde zu viel gesunden philologischen Sinn, als daß er nicht die innere Berechtigung mancher von den Korrekturen, durch die man den überlieferten Text verbessert hat, empfinden sollte. Andererseits ist seine allgemeine Abneigung gegen ein Argumentieren aus inneren Gründen und sein Mißtrauen gegen eine historische Wissenschaft, die den Boden der unmittelbaren schriftlichen Nachrichten verläßt, doch so stark, daß er nicht vermocht hat seine tatsächliche Annahme einer Reihe einzelner Resultate zu einer prinzipiellen Anerkennung der Methode, durch die sie gewonnen sind, zusammenzufassen. Ja, noch mehr! Im Eifer des Gefechtes hat sich ihm der berechtigte Entschluß, mit seinen eignen Studien diesseits der durch die Alexandriner bezeichneten Grenze stehen zu bleiben, zu dem unberechtigten Wunsche verschoben, auch andre zu hindern, daß sie darüber hinausgehen; sehr zum Unterschiede von Lehrs, an dessen gerechtes und bescheidenes Urteil über den relativen Wert dieser Grenze Ludwig doch selbst erinnert (II 75). Mehr und mehr ist er dahin gekommen, diejenigen Aufgaben innerhalb der Homerkritik, mit denen gerade er sich beschäftigt, für die einzig möglichen zu halten und die Gebiete, die außerhalb seines Interessenkreises liegen, aus der Ferne gering zu schätzen, ja ganz zu verkennen. Daher die bittere und unfruchtbare Polemik, durch die er sich und anderen die Freude an dem, was er geleistet hat, verkümmert. Er hält uns für seine Gegner, während er unser Mitarbeiter ist. Denn wenn die einen den Homer des zweiten, die andern den des sechsten Jahrhunderts v. Chr. erkennen und darstellen wollen, so sind das nicht zwei einander feindliche Tendenzen, sondern verschiedene Teile eines größeren gemeinsamen Werkes. Wer seine Kräfte dem einen widmet, soll die Männer gewähren lassen, die es vorziehen mit ihrer Arbeit den andern Teil zu fördern.



3. Daß unter diesen selbst nicht volle Einigkeit herrscht, kann nur der beklagen oder belachen, der nicht einsieht, daß es so sein muß. Wo Leben und Entwicklung ist, da ist auch Kampf und Tod; und nur durch verfehlte Versuche hindurch führt der Weg zur rechten Erkenntnis. Wer sich vor der Gefahr des Irrtums fürchtet, wird nie die Wahrheit gewinnen. Kein Verständiger mag heute noch alle Lesarten von Bentley, Bekker, Nauck oder auch nur alle Grundsätze ihrer Kritik gut heißen; aber deshalb haben sie ihre Fehler gemacht, damit wir daraus lernen können. Unter diesen Fehlern ist besonders einer von fundamentaler Bedeutung.

Vorher wurde erwähnt (S. 79), daß vielfach die neuere Kritik, indem sie Flickworte wie τε, γε, δέ beseitigte, zugleich eine altertümlichere Sprachform herzustellen und den Sinn zu verbessern vermocht hat. Es kommt aber auch vor, daß, wenn man ein solches Wörtchen um des Digammas willen oder aus einer verwandten Rücksicht streicht, der Gedanke keineswegs gefördert, vielmehr geschädigt wird. So ist Ω 16 (τρίς δ' ἐρύσας περὶ σῆμα Μενoitιάδω θανόντος ἀπτις ἐνὶ κλισίῃ παύεσκατο) das δέ hinter τρίς zur Fortführung der Erzählung kaum zu entbehren; und doch hat Heyne τρίς φερύσας empfohlen, Fick und die beiden Holländer haben so geschrieben. Auch ξ 459 schreiben die beiden letzteren zum Nachteil der Syntax nicht, wie überliefert ist: τοῖς δ' Ὀδυσσεὺς μετέειπε, sondern τοῖς Ὀδυσσεύς, um die ältere und vollere Dativendung, die dann nur vor vokalischem Anlaut elidiert wäre, möglich zu machen. Rührend ist in der Frage des Kyklopen an seinen Widder ι 452 (ἦ σὺ γ' ἄνακτος ὀφθαλμὸν ποθέεις;) gerade das γε; trotzdem ist es bei Payne Knight, Bekker<sup>2</sup>, Nauck, van Leeuwen dem φ von φάνακτος zum Opfer gefallen. Das gibt doch zu denken. Und fast noch schlimmer ist es, wenn die sprachliche Reformierung des Textes nicht selten umgekehrt dazu führt, daß jene kleinen Wörter erst eingefügt werden, obwohl der logische Zusammenhang sie nicht fordert, oft nicht einmal verträgt. Um den Hiatus zu tilgen, schrieb Bentley Ω 644 καὶ τ' αἴθοπα φοῖνον statt καὶ αἴθοπα, Ω 528 ἕτερος δέ τ' ἐάων statt δὲ ἐάων, T 288 ζῶν μὲν σέ γ' ἔλειπον für σε ἔλειπον. An dieser Stelle empfahl Bekker<sup>2</sup> σ' ἄρ' ἔλειπον, van Leeuwen und da Costa halten σ' ἔλιπόν γε für das Richtige: auf den Sinn scheint gar nichts anzukommen. Dasselbe haben wir Z 123: τίς δὲ σὺ ἐσσι, φέριστε, wo Bentley γ' einschob, und Y 205: ὄψει δ' οὐτ' ἄρ πω σὺ ἐμοὺς ἴδες οὐτ' ἄρ' ἐγὼ σοῦς, wo der gleiche

Zusatz von Heyne empfohlen und von den beiden Holländern angenommen worden ist. Eine Reihe weiterer Beispiele sind in der Praefatio meiner Ilias p. ix zusammengestellt. Der prinzipielle Fehler, der mit solchen Konjekturen begangen wird, besteht darin, daß man, um einen Anstoß zu beseitigen, einen andern einführt. Daß Homer die Partikel, welche die Bedingtheit bezeichnet, in doppelter Form gebraucht, ist auffallend; innerhalb der epischen Sprache hat ohne Zweifel das äolische  $\kappa\epsilon\nu$  vor dem ionischen  $\alpha\acute{\nu}$  den Vorzug der Ursprünglichkeit: so konnte der Wunsch entstehen, möglichst alle Beispiele von  $\alpha\acute{\nu}$  in  $\kappa\epsilon\nu$  zu verwandeln, damit ein gleichmäßig altertümlicher Sprachgebrauch hergestellt würde. Aber  $\epsilon\pi\eta\nu$  vor konsonantischem Anlaut ließ sich nicht in  $\epsilon\pi\epsilon\acute{\iota}\ \kappa\epsilon$  ändern; deshalb haben die beiden holländischen Herausgeber in solchen Fällen (z. B.  $\delta$  412. 414.  $\chi$  441.  $\chi$  440) einfach  $\epsilon\pi\epsilon\acute{\iota}$  geschrieben und die regelrechte Verbindung des Konjunktivs mit  $\alpha\acute{\nu}$  im Temporalsatze zerstört. Ebenso liest man bei ihnen  $\pi$  276:  $\epsilon\acute{\iota}\ \pi\epsilon\rho\ \kappa\alpha\acute{\iota}\ \delta\acute{\iota}\alpha\ \delta\omega\mu\alpha\ \pi\omicron\delta\omega\acute{\nu}\ \epsilon\lambda\kappa\omega\sigma\iota\ \theta\acute{\upsilon}\rho\alpha\zeta\epsilon\varsigma$ , anstatt des überlieferten und syntaktisch richtigen  $\eta\acute{\nu}\ \pi\epsilon\rho\ \kappa\tau\lambda$ . Allerdings findet sich ja bei Homer gelegentlich auch der bloße Konjunktiv da gebraucht, wo wir den mit  $\alpha\acute{\nu}$  oder  $\kappa\epsilon\nu$  erwarten; z. B. A 163 f.:  $\omicron\delta\ \mu\acute{\epsilon}\nu\ \sigma\omicron\acute{\iota}\ \pi\omicron\tau\epsilon\ \acute{\iota}\sigma\omicron\nu\ \epsilon\chi\omega\ \gamma\acute{\epsilon}\rho\alpha\varsigma$ ,  $\acute{\omicron}\pi\pi\acute{\omicron}\tau\prime\ \text{\textit{A}}\chi\alpha\iota\omicron\iota\ \text{\textit{T}}\rho\acute{\omega}\omega\nu\ \epsilon\kappa\pi\acute{\epsilon}\rho\sigma\omega\sigma\prime\ \epsilon\delta\ \nu\alpha\iota\acute{\omicron}\mu\epsilon\nu\omicron\nu\ \pi\tau\omicron\lambda\acute{\iota}\sigma\theta\rho\nu$ , oder  $\rho$  9:  $\pi\rho\acute{\iota}\nu\ \gamma\prime\ \alpha\delta\tau\acute{\omicron}\nu\ \mu\epsilon\ \acute{\iota}\delta\eta\tau\alpha\iota$ . Aber das sind Ausnahmen, die als Sporn zu weiterer Untersuchung dienen mögen; aller gesunden Kritik widerspricht es, sie ohne Not zu vermehren und eine klar bestehende syntaktische Analogie zu schädigen, damit einer formalen Analogie aufgeholfen werde. Eine ähnliche störende Wechselwirkung zwischen sprachgeschichtlichen und logischen Rücksichten haben wir in einem einzelnen Falle  $\lambda$  474:  $\sigma\chi\acute{\epsilon}\tau\lambda\iota\varsigma$ ,  $\tau\acute{\iota}\pi\tau\prime\ \acute{\epsilon}\tau\iota\ \mu\epsilon\acute{\iota}\zeta\omicron\nu\ \acute{\epsilon}\nu\acute{\iota}\ \varphi\rho\epsilon\sigma\acute{\iota}\ \mu\acute{\eta}\sigma\epsilon\alpha\iota\ \acute{\epsilon}\rho\gamma\omicron\nu$ ; So fragt Achilleus den in die Unterwelt hinabgestiegenen Kriegsgefährten und meint, vollkommen verständlich: was bleibt dir nun noch Größeres zu tun übrig? Aber wenn dem letzten Worte sein  $f$  zurückgegeben wird, so kann der Auslaut von  $\mu\acute{\eta}\sigma\epsilon\alpha\iota$  nicht verkürzt werden; deshalb schrieb Payne Knight  $\epsilon\mu\eta\delta\sigma\alpha\omicron\ \phi\epsilon\rho\gamma\omicron\nu$ , Nauck und La Roche erwähnen empfehlend  $\mu\acute{\eta}\sigma\alpha\omicron$ , und die Holländer haben es wirklich in den Text gesetzt. Der Komparativ hat nun eine ganz andre Beziehung: warum ersannst du eine noch größere Tat — als die Zerstörung Trojas? Der Gedanke, der vorher kräftig war, hat alles Leben verloren.

Diese Stelle ist darum besonders lehrreich, weil wir an ihr noch einen zweiten Versuch haben die ältere Form  $\text{φέρων}$  möglich zu machen: Bekker schrieb  $\text{μήσαι φέρων}$ , so daß  $\text{σαι}$  mit Synizese, also tatsächlich zusammengezogen, zu sprechen ist. Das ist nun vollends eine trügerische Hilfe. Denn ob dergleichen durch die Schrift bezeichnet wird oder nicht, ist im Grunde unwesentlich; das entscheidende Zeugnis für kontrahierte oder offene Form liegt im Metrum. Darüber haben freilich andere anders gedacht. Thiersch Griech. Gramm. § 224, 78 erwähnt einige sichere Fälle der Kontraktion von  $\text{-σαι}$  zu  $\text{-η}$  in der 2. Sing. Med., z. B.  $\text{δούη α 254}$ ,  $\text{κεκλήση ἄκοιτις Γ 138}$ , die so in den Handschriften stehen, und  $\text{μυθέη ἀκράαντον β 202}$ , das er selbst durch Konjekture hergestellt hat; dann fährt er fort: »Übrigens steht neben so entschiedener »Schließung von  $\text{EAI}$  die Synizese noch in  $\text{γνώσαι Β 367}$ ,  $\text{ἔσσααι ζ 33}$  ( $\text{ἐντόνσαι, ἐπει οὐ τοι ἔτι δὴν παρθένος ἔσσααι}$ ) und  $\text{ὄς με κέσαι ε 174}$ , ohne daß es geraten wäre in ihr Reste alter Formenbildungen zu verwischen; und, wie Wolf  $\text{καί με κέσαι δ 812}$  »gegen  $\text{κέλη}$ , das sonst stand, aufgenommen, wird es auch in  $\text{πῶς γάρ με κέλη κ 337}$  und  $\text{ὄς με κέλη Ω 434}$  gehören.« Also nicht einmal da, wo Metrum und Handschriften in der kontrahierten Form übereinstimmen, sollte sie als gesichert gelten, sondern zugunsten der älteren Bildung verdrängt werden, weil diese an einigen andern Stellen überliefert ist. Und diese Forderung von Thiersch ist keineswegs erfolglos geblieben:  $\text{Ω 434}$  und  $\text{κ 337}$  schrieb Bekker in seinen beiden Ausgaben (1843 und 1858)  $\text{κέσαι}$  gegen das Metrum, dem er doch sonst durch Einsetzung des  $\text{f}$ , durch Herstellung des Daktylus vor der bukolischen Diärese u. a. Rechnung zu tragen bemüht war. Die späteren sind dann allerdings zu  $\text{κέλη}$  zurückgekehrt, nur Monro und Allen (1902) drucken wieder  $\text{ὄς με κέσαι}$ ; in anderen Punkten wird noch heute nach demselben Muster fast allgemein verfahren. Alle Handschriften haben z. B.  $\text{δ 14 χρυσῆς Ἀφροδίτης, θ 337 χρυσῆ Ἀφροδίτη}$ ; trotzdem schreiben Bekker in beiden Ausgaben, Nauck, Kirchhoff, von anderen zu schweigen,  $\text{χρυσέης χρυσέη}$ , was in den Vers nicht paßt. Ludwich ist mit Recht in solchen Fällen der Überlieferung treu geblieben.  $\text{X 322}$  haben fast alle Handschriften (darunter  $\text{A}$  und  $\text{Syr.}$ ) als letztes Wort des Verses ganz richtig  $\text{τεύχη}$ ; aber Bekker in beiden Ausgaben, La Roche, Düntzer, Christ, Rzach — Ludwich nicht — haben  $\text{τεύχεα}$  daraus gemacht. Anlaß zur

Korrektur gab nur der Umstand, daß anderwärts in ähnlichen Fällen die offene Form überliefert ist, wie denn dieses selbe Wort an derselben Versstelle H 207 im Venetus zwar auch *τέυχη* lautet, aber von zweiter Hand in *τέύχεα* geändert ist. La Roche hat die Maxime, nach der er hier verfuhr, im Anschluß an Thiersch ausgesprochen und erläutert HU. 146 f. Er führt überlieferte Schreibungen wie *πρόσθεν δὲ σάκεα σχέθον* Δ 413, *ὕπερφεά καὶ ὀ* 757 an und schließt aus ihnen daß »der Dichter die Kontraktion augenscheinlich habe vermeiden wollen. Es ist deshalb auch«, folgert er weiter, »kein Grund zu finden, weshalb die kontrahierten »Formen an ungefähr einem Dutzend Stellen berechtigt wären, »auch wenn sie handschriftlich begründet sind.« Ganz im Gegenteil; über Zahl und Maß der Silben, die der Dichter im Sinn gehabt und gesprochen hat, kann nur das Metrum der von ihm selbst verfaßten Verse Auskunft geben, nicht eine Orthographie, die Jahrhunderte nach seiner Zeit fixiert worden ist.

Daß auch die besten Hdss. von unmetrischen Schreibungen nicht frei sind, und daß sie dabei nicht etwa konsequent verfahren sondern dieselbe Lautgruppe bald so behandeln bald anders, haben wir früher gesehen (S. 13 f.). In Papyris findet es sich, eben mit Bezug auf Kontraktion und Synizese, ein paarmal, daß die den Vers störende Lesart erst von zweiter Hand eingetragen ist. Man gewinnt den Eindruck, daß unter den Trägern der schriftlichen Überlieferung gerade die denkenden oft mehr auf Altertümlichkeit der Sprachform, auf logische oder etymologische Deutlichkeit Rücksicht nahmen als auf das Metrum. Daß Aristarch die Schreibung *ἐκ πλήρους* an Stellen, wo das Metrum die Elision verlangt, geradezu als abgekürzte Form der Erklärung benutzt hat, kann nach dem, was zu A 323. Λ 444 u. ö. überliefert ist, kaum bezweifelt werden (s. Ludwig AHT. I 189 f.). Fast scheint es, als ob ihm die Schreibung mit Synizese in ähnlicher Weise gedient habe, um durchsichtigere, dem Ursprung näher stehende Wortformen herzustellen. Zwar daß er λ 185 für *τεμένη*, was in allen Hdss. steht und durch Schol. T zu Φ 363 als alt bezeugt ist, *τεμένεα* gebilligt habe, nimmt Ludwig (gegen Carnuth) mit Unrecht an; und wenn Aristarch Δ 417 *μελαινέων* statt *μελαινάων* schrieb, so geschah es gerade »διὰ τὸ μέτρον«, um eine Vokalgruppe zu erhalten, die im Attischen oft als eine Silbe gerechnet wird. Aber nur sprachgeschichtlich zu begründen ist seine Lesart *σέων* E 818, wofür alle

Hdss.  $\sigma\omega\upsilon\upsilon$  haben. Sollen wir auf diesem Wege dem Alexandriner folgen? Gewiß nicht, trotz Bekker und Thiersch. Wer überliefertes  $\epsilon\iota\kappa\upsilon\iota\alpha$  in  $\epsilon\iota\kappa\upsilon\iota\alpha$ ,  $\delta\sigma\phi\iota\nu\epsilon\upsilon\phi\phi\rho\nu\acute{\omicron}\nu\epsilon\omega\upsilon$  in  $\epsilon\delta\phi\rho\nu\acute{\omicron}\nu\epsilon\omega\upsilon$ ,  $\eta\tilde{\omega}\delta\iota\alpha\nu$  in  $\eta\acute{\rho}\alpha\delta\iota\alpha\nu$  verwandelt, weil der Vers die offene Form fordert oder empfiehlt, der muß auch die kontrahierte Form beibehalten oder herstellen, wo nun umgekehrt diese dem Metrum angemessen ist<sup>6)</sup>.

Schließlich dürfen wir auch von unsrer Seite sagen, wie die Alten es gedacht haben: auf die Schreibung kommt es weniger an als auf die Aussprache; gesprochen aber wurden  $\eta\rho\iota\theta\mu\epsilon\omicron\nu$ ,  $\text{Πολυδούκεια}$ ,  $\nu\epsilon\mu\epsilon\sigma\sigma\eta\theta\acute{\epsilon}\omega\mu\epsilon\nu$ ,  $\gamma\nu\acute{\omega}\sigma\epsilon\alpha\iota$   $\acute{\epsilon}\pi\epsilon\iota\tau\alpha$  jedenfalls mit Kontraktion. Auf dieser Ansicht beruhen auch die Untersuchungen von Friedrich Bechtel in seinem kürzlich erschienenen Buche »Die Vokalkontraktion bei Homer«. Wie er, gegen Brugmann, die Auflösung kontrahierter Silben, die durch das Metrum nicht geschützt sind, verteidigt, so läßt er auch in umgekehrter Richtung das Metrum entscheidend sein und rechnet Vokalgruppen, die im Verse einsilbig gesprochen werden mußten, als Beispiele von Kontraktion. »Synizesis«, wie die Alten sagten, ist in Fällen dieser Art nur ein anderer Name für dieselbe Sache. Wenn also Bekker  $\mu\acute{\eta}\sigma\epsilon\alpha\iota$   $\acute{\epsilon}\rho\gamma\omicron\nu$  in  $\mu\acute{\eta}\sigma\epsilon\alpha\iota$   $\text{φ}\acute{\epsilon}\rho\gamma\omicron\nu$  änderte, so hat er eine überlieferte offene Form durch eine kontrahierte ersetzt, also, um die Lautgestalt von  $\acute{\epsilon}\rho\gamma\omicron\nu$  altertümlich zu machen, die des benachbarten Wortes modernisiert.

Übrigens fehlt es bei ihm und andern Herausgebern nicht an Beispielen, in denen sie selber sich dieses Verhältnisses — zu dessen Betrachtung wir zurückkehren — bewußt geworden sein müssen. Für überliefertes  $\acute{\epsilon}\pi\iota$   $\xi\epsilon\iota\nu\omicron\iota\varsigma$   $\gamma\epsilon\lambda\acute{\omicron}\nu\omega\tau\epsilon\varsigma$   $\upsilon$  374 empfahl Nauck (1874)  $\acute{\epsilon}\pi\iota$   $\xi\epsilon\iota\nu\omicron\iota\sigma\iota$   $\gamma\epsilon\lambda\acute{\omicron}\nu\omega\tau\epsilon\varsigma$ , und fünf Jahre später setzte er unter denselben Verhältnissen in der Ilias  $\text{I}^{\prime}$  394  $\acute{\epsilon}\pi\iota\sigma\acute{\omega}\tau\omicron\iota\sigma\iota$   $\delta\alpha\tau\epsilon\tilde{\omega}\nu\tau\omicron$  in den Text statt  $\acute{\epsilon}\pi\iota\sigma\acute{\omega}\tau\omicron\iota\varsigma$   $\delta\alpha\tau\acute{\epsilon}\omicron\nu\tau\omicron$ , stellte also die vollere und ältere Endung des Dativ Plur. dadurch her, daß er am nachfolgenden Verbum die jüngere, kontrahierte Form einführte. Um des Digammas willen verwandelten Heyne und ihm folgend Bekker<sup>2</sup> und Nauck  $\acute{\epsilon}\theta\acute{\epsilon}\lambda\eta\sigma^{\prime}$   $\epsilon\iota\pi\acute{\omicron}\nu\tau\omicron\varsigma$  Z 281 in  $\acute{\epsilon}\theta\acute{\epsilon}\lambda\eta$  ( $\text{F}$ )  $\epsilon\iota\pi\acute{\omicron}\nu\tau\omicron\varsigma$ , beseitigten also die Altertümlichkeit an der Konjunktivform, um sie im Anlaut des folgenden Wortes wieder zu gewinnen.

6) In meiner eignen Ausgabe habe ich mich bemüht die Schreibung dem Metrum und der Aussprache anzupassen. Daß ich dabei in Beseitigung der Synizesen noch weiter hätte gehen sollen, ist in der Praefatio zur Ilias hervorgehoben.

Dativ-Endung und  $\mathcal{F}$  stoßen zusammen T 424 in πρώτοις ἰάχων; hier bevorzugte Bentley das erste Wort, indem er πρώτοισιν ἐών vorschlug, Bekker<sup>2</sup> und Nauck das zweite, indem sie πρώτοις ( $\mathcal{F}$ )ἰάχων schrieben. Digamma und Kontraktion treffen zusammen  $\Psi$  787, wo ὕμῃ ἐρέω überliefert ist und von Bekker<sup>2</sup>, Nauck u. a. in ὕμῃ ( $\mathcal{F}$ )ερέω, verwandelt wird, wieder mit sogenannter Synizese; aber  $\Omega$  354 hat Bekker die Kontraktion auch in der Schrift bezeichnet: aus φραδέος νόου ἔργα τέτυκται machte er nach Bentleys Vorschlag φραδέος νοῦ φέργα. Nicht nur die ältere, unkontrahierte Form hat er hier zerstört, sondern zugleich den Daktylus vor der bukolischen Diärese, den er doch sonst nach Möglichkeit sogar durch Konjekturen herstellt. In denselben Widerspruch mit sich selbst gerät Nauck N 463, wenn er einstimmig bezeugtes ἀπὸ ἕο, δεῖσε in ἀπὸ εῶ, δεῖσε korrigiert, um dem Anlaut  $\delta\mathcal{F}$  sein Recht zu geben. Gelegentlich ist die unbequeme Zwickmühle, in der man mit solchen Korrekturen hin- und herzieht, schon im Altertum empfunden worden: τ 436 gewinnen wir aus den Handschriften die Lesart ἀλλ' Ὀδυσῆα ποθεῖσα, aber Aristarch schrieb ἀλλ' Ὀδυσῆ ποθέουσα. Wer hier die Kontraktion im ersten Worte nicht will, muß sie im zweiten annehmen, und umgekehrt.  $\Gamma$  10 standen in den Ausgaben, mit denen die Alexandriner arbeiteten, ἡγύτ' ὄρεος und εἴτ' ὄρεος einander gegenüber; Aristarch entschied sich für das zweite, und so haben es alle unsere Hdss. In Fällen dieser Art tut man offenbar am besten von jeder Änderung des Textes abzusehen und das, was gerade überliefert ist, stehen zu lassen. Aber von allen Herausgebern, die überhaupt sprachgeschichtliche Textkritik getrieben haben, hat keiner diesen Grundsatz befolgt. Vor Jahren habe ich ihn zuerst Nauck gegenüber geltend gemacht, dann in Besprechung der Holländischen Iliasausgabe (BphW. 4889 S. 4519 f.) etwas eingehender darüber gehandelt und auch von früheren Herausgebern Beispiele beigebracht; im ganzen 30 Fälle sind dann in der Praefatio zu meiner Ilias (1890 p. VII sq.) zusammengestellt, im vorstehenden noch um einige Stücke vermehrt worden. Nach wie vor behaupte ich: »eine kritische Methode, die auch nur in ein paar dutzend Fällen zum Widerspruche mit sich selbst führt, kann nicht richtig sein.«

Auch Ludwich hat die schwache Stelle in der »analogetischen Homerkritik«, wie er sich ausdrückt, erkannt und wiederholt auf sie hingewiesen (AHT. II [1885] S. 263. 359). Er verdient nur

Zustimmung, wenn er sich gegen ein »Schaukelsystem« verwarft, das »in dem Bestreben, Konflikte beizulegen, neue Konflikte schafft«. Aber er meint, daß die Sache damit abgetan sei, und dem kann ich nicht mehr beipflichten. Wenn ein an sich rationelles Verfahren in einer bestimmten Gruppe von Fällen zu Verkehrtheiten führt, so wäre es doch voreilig das ganze Verfahren aufzugeben; der Einschränkung und Berichtigung bedarf es, und diese muß aus der Natur eben der anstößigen Fälle gewonnen werden. Das Gemeinsame in ihnen war, daß an einer einzelnen Stelle von den Rücksichten, um deren willen der Text reformiert werden sollte, mehrere zusammentrafen, und ferner, daß dieses Zusammentreffen ein feindliches war. Hier durfte nicht geändert werden, weil es auf reiner Willkür beruhte, welche Rücksicht man gelten lassen wollte, ob man etwa die logische der metrischen oder die metrische der grammatischen opfern mochte. Aber wie, wenn die verschiedenen Tendenzen einander nicht aufheben sondern gegenseitig unterstützen? Soll man auch da vor der Änderung zurückscheuen? Die Kontraktion der mittelsten Silbe in Ἀτρεΐδης, aus älterem \*Ἀτρεΐδης, ist bei Homer auffallend. Nun finden sich die Patronymica nicht nur immer so gestellt, daß der Diphthong εἰ in der Senkung liegt, sondern auch besonders oft so, daß ihr Genetiv den Vers schließt und zu einem Spondiacus macht. Ἀτρεΐδαο z. B. gebraucht Homer im ganzen 27 mal, und davon kommen 20 Beispiele auf den Versschluß. Wenn wir hier Ἀτρεΐδαο einsetzen, so werden Sprachform und Metrum zugleich verbessert<sup>7)</sup>. Dasselbe gilt von Ausgängen wie ἦϖ δῖαν oder Καλοψοῦς ἡρόμοιο. Der vierte Fuß vorfolgender Diärese ist beinahe ebenso selten ein Spondeus wie der fünfte; an diesen beiden Stellen dürfen daher kontrahierte Formen nicht beibehalten werden, auch wenn sie in den Handschriften stehen, denn Metrum und Sprachgeschichte vereinigt entscheiden

7) Brugmann, »Dissimilatorische Veränderg. von ε̄ im Griech. u. Aristarchs Regel über d. Wechsel von η u. εἰ vor Vokalen«, meint, es spreche nichts dagegen, »daß der Epopöenverfasser nur das dreisilbige Ἀτρεΐδης, nicht mehr das viersilbige Ἀτρεΐδης vorfand«; nur traditionell sei die Stellung im Verse festgehalten worden, die der frühere Zustand des Unkontrahiertseins diesen und ähnlichen Wörtern aufgezwungen hatte (IF. 9 [1898] S. 173). Aber ebenso möglich ist es doch, daß in solchen Fällen die unkontrahierte Form selber traditionell festgehalten wurde; und überall, wo die Thesis des fünften Fußes in Betracht kommt, ist mir dies das Wahrscheinlichere. Zu Brugmanns Arbeit vgl. oben S. 79.

gegen sie. Ein Versausgang ἔργ' εἰδυίας (z. B. I 428) bietet, vom Spondeus abgesehen, doppelten Anstoß: Verletzung des Digammas und modern entstellte Femininform (vgl. oben S. 76); hier wirken also drei Gründe zusammen, um die Korrektur ἔργα ἰδυίας zu empfehlen. Wörtchen wie τε, ῥα, γε erscheinen oft bedeutungslos gebraucht; und es wäre freilich vorschnell gehandelt, wenn man sie überall da, wo man sie nicht versteht, wegstreichen wollte. Aber wenn der logische Anstoß, den sie bieten, mit einem sprachgeschichtlichen, etwa der Verletzung des *f* zusammentrifft, so ist der Verdacht berechtigt, daß sie erst durch Unkenntnis der homerischen Sprachform in der Zeit der schriftlichen Überlieferung eingedrungen seien; aus οὐ γάρ τ' ἴδμεν machen wir οὐ γάρ (*f*)ἴδμεν (z 190), aus μὲν ῥ' ἐκάτερθε (I 153) μὲν (*f*)εκάτερθε. Auch das kann vorkommen, daß eine doppelte Unklarheit des Sinnes zu einer und derselben Korrektur hindrängt. In dem Verse μ 44: ἀλλά τε Σειρῆνες λιγυρῆι θέλγουσιν ἀοιδῆι, ist τε unverständlich, während das Fehlen des Objektes unbequem sich fühlbar macht; die holländischen Herausgeber haben also recht getan, nach einer bei Nauck erwähnten Konjektur τε in den Akkusativ des Pronomens der dritten Person zu verwandeln.

Die angeführten Beispiele genügen, um den Grundsatz deutlich zu machen, den wir gewinnen wollten: die Reformierung des Homertextes muß sich gänzlich fernhalten von all den Fällen, wo grammatische, logische oder metrische Rücksichten einander widersprechen; sie mag zunächst auch auf solche Änderungen verzichten, die durch eine einzelne dieser Rücksichten veranlaßt sein würden; dagegen darf sie mit Zuversicht überall da eingreifen, wo zwei oder mehrere Gründe der beschriebenen Art zusammenwirken, um dieselbe Korrektur zu empfehlen.

Damit ist jedoch das Gebiet der sicheren Verbesserungen noch nicht vollständig umschrieben. Es gibt auch Stellen, an denen das zutrifft, was Ludwig allgemein forderte, wo eine sprachwissenschaftlich begründete Änderung in der Überlieferung selbst einen Anhalt findet, entweder so, daß die richtige Lesart unmittelbar in einer Handschrift erhalten ist, oder doch so, daß aus irgend welchen Varianten auf sie zurückgeschlossen werden kann. Ein Beispiel dieser Art ist schon (S. 79) erwähnt, T 489, wo im Ven. B steht: μινέτω αἴθι τέως ἐπειγόμενός περ. Ein anderes hat Ludwig hervorgezogen, ι 360, wo Gottfried Hermanns Konjektur ὦς ἔφατ'.



αὐτὰρ οἱ ἀδτις πόρον jetzt durch den Laurentianus *F* gesichert ist. Ludwich, der dies (Praef. Od. p. xv) zu Hermanns wie zu des Codex *F* Ehre erwähnt, hat nur unterlassen hinzuzusetzen, daß die Konjektur, die hier *sagaciter* ausgedacht war und nun *egregie* bestätigt worden ist, auf eben dem Prinzip beruhte, das er selbst so leidenschaftlich bekämpft: das *f* hatte zu ihr den Anlaß gegeben. Walter Leaf hat eine wertvolle alte Lesart aus zwei Pariser Handschriften ans Licht gezogen<sup>8)</sup>, ἀκλεέες statt ἀκλεῖς M 318, wodurch hier Payne Knight ebenso gerechtfertigt wird wie ι 360 Gottfried Hermann. Im ganzen muß man doch mit der Annahme solcher Bestätigungen recht vorsichtig sein und darf sich nur da ihrer freuen, wo eine Handschrift durch ihren sonstigen Charakter einigermaßen das Vertrauen rechtfertigt, daß sie etwas Ursprüngliches gerettet habe. Auch wenn ο 374 der Laurentianus *F* ἐπὶ ξείνῳ γελοῶντες hat statt ἐπὶ ξείνοις γελοῶντες, beruht dies doch schwerlich auf mehr als auf Zufall, gibt jedenfalls nicht der von Nauck und den beiden Holländern unternommenen Bekämpfung der Dative auf -οῖς eine Stütze. Und ganz sicher verkehrt ist es in dem Verse δ 672 (ὡς ἂν ἐπισμυγεῖσθε ναυτίλλεται εἵνεκα πατρός) die Schreibung mit einem λ, die sich ebenfalls in *F* findet, als Beweis dafür anzuführen, daß Paech (bei Curtius Verb. II 72) mit Recht ναυτίλλεται als Konj. Aor. gefordert habe. Van Leeuwen und Mendes da Costa, die (Praef. Od.<sup>2</sup> [1897] p. xviii) solchen Gebrauch von der Variante machen, haben nicht bedacht, daß die Unterlassung der Geminatio zu den geläufigsten Fehlern dieser sonst guten Handschrift gehört (vgl. oben S. 13). Reichere Ernte verdanken wir auf diesem Felde den Papyris, wovon im ersten Kapitel (S. 27 ff.) Beispiele gesammelt sind.

4. In bezug auf den vorher ausgesprochenen textkritischen Grundsatz ist eine Einwendung möglich und ist auch schon gegen meine Ausgabe, in der ich den Versuch gemacht habe ihn durchzuführen, erhoben worden: man gelange auf diesem Wege dazu, dieselbe sprachliche Erscheinung in verschiedenem Zusammenhange verschieden zu behandeln. Wenn wir im fünften Fuße, ebenso vor bukolischer Diärese im vierten und, worauf die von Ludwich (AHT. II 327 f.) mitgeteilten Zahlen hinführen, auch im dritten

8) In der im ersten Kapitel (S. 15) angezogenen Untersuchung, Journ. of Philol. 20 (1892) S. 250. Die Stelle soll später noch in größerem Zusammenhange verwertet werden.

Fuße<sup>9)</sup> überlieferte Spondeen nach Möglichkeit in Daktylen verwandeln, im ersten und zweiten Fuß aber die Spondeen beibehalten, so bekommen wir einen Text, in dem παῖς neben πάις, εἶ neben εἶ, θεῖοιο neben θεῖοιο, ζεῖ neben τρέει erscheinen, in dem οὐ γάρ τ' οἶδα Z 367 in οὐ γάρ οἶδα verändert, aber θαλάσση τ' ἔλσαι Σ 294 beibehalten ist, obwohl ἔλσαι so guten Anspruch auf das *f* hat wie οἶδα. Von dem Gedanken waren doch Bentley und Bekker ausgegangen, daß durch den Wegfall später Entstellungen den homerischen Gedichten eine überall gleichmäßige, altertümliche Sprachform gegeben werden sollte; nun ist durch ein langes und mühsames Korrekturverfahren weiter nichts erreicht, als daß dieselbe Buntheit, die der überlieferte Text bot, nur mit etwas anderer Verteilung der Farben, wieder hervortritt.

Der Einwand ist treffend, ja vortrefflich; denn er dient der Sache, die er bekämpfen will, selber zur Förderung. Allerdings war das Ziel, das Bentley, Bekker und mit großer Entschlossenheit noch Nauck verfolgte, die Herstellung eines sprachlich gleichartigen Textes. Aber das kommt doch auch sonst in der Wissenschaft vor, daß die Forschung etwas anderes findet, als wonach sie gesucht hatte. Bei dem Versuch der sprachgeschichtlichen Reform ergab sich, daß, wenn sie rücksichtslos durchgeführt werden sollte, vielfach gewaltsam in den handschriftlich beglaubigten Text eingegriffen werden mußte, und daß dann doch immer noch ein ansehnlicher Bestand von auffallenden Kontraktionen, Verletzungen des Digammas u. dgl. zurückblieb. Dazu kam ein dritter Übelstand, auf den hingewiesen zu haben wieder ein Verdienst von Arthur Ludwich ist (AHT. II 477): Bekker und Nauck haben es nicht vermieden auch aus solchen Versen die späten Laut- und Flexionsformen auszutreiben, die sie selber für unecht erklärten. Beispiele findet man leicht, wenn man etwa die von Bekker unter den Text verwiesenen Verse auf das *f* hin durchsieht; er hätte es hier gar nicht schreiben dürfen, wenn er doch die Verse für interpoliert hielt, und hätte in ihnen eine Vernachlässigung des *f* mit Freuden als Bestätigung seiner Athetese begrüßen müssen, anstatt sie durch

9) Die Spondeen sind im dritten Fuße zwar beträchtlich zahlreicher als im fünften, aber ebenso beträchtlich seltener als im ersten und zweiten. Daß es danach wohl richtiger gewesen wäre sie im dritten ebenso zu behandeln wie im fünften und vor der Diärese im vierten, habe ich schon Praef. Iliad. (1890) p. xxiii anerkannt.

Emendation zu beseitigen. »Der Homer muß die Spuren seiner allmählichen Werdung auch in den Kleinigkeiten behalten«: so hatte einst (1809) Wolf an Bekker geschrieben, und an diese Worte hat Ludwich (II S. 230) mit Recht wieder erinnert. Deshalb stimme ich mit ihm in der Ablehnung der neuen holländischen Ausgabe nahezu überein; denn van Leeuwen und Mendes da Costa haben es verschmäht aus den Fehlern ihrer Vorgänger zu lernen, ja sie haben diese Fehler noch stark übertrieben. Charakteristisch ist ihre Behandlung der Personalpronomina, die in der Überlieferung eine große Mannigfaltigkeit der Formen zeigen: ἡμεῖς, ἄμμες, ἡμέων, ἡμεῖων, ἡμῖν, ἄμμιν, ἡμιν, ἄμμε usw. Die beiden Gelehrten sind durch metrische Erwägungen zu der Überzeugung gelangt (Praef. Iliad. [1887] p. x): *non duplices vel etiam triplices formas pronominum poetis epicis in usu fuisse, sed ad unam normam cunctas revocari posse et debere*. Nun war nur noch die Frage: *quomodo id minimo molimine assequi liceret*. Auf der einen Seite standen Fick, Sittl, Christ, welche durchweg die äolischen Formen verlangten; aber (ich muß wieder wörtlich zitieren) *neque spiritus asper sine iusta causa abiciendus videbatur neque vocali ā et toti illi aeolismo, cuius patronus nuper acerrimus exstitit Fickius, ita favebamus, ut ἄμμας pro ἡμέας et similia in textum invecta placere possent*. So haben sie sich denn nach der andern Seite gewendet und folgende Formen — auch in der zweiten Auflage — konsequent durchgeführt: ἡμες, ἡμας, ἡμων, ἡμιν, ἡμε, ὕμε usw., die beiden letztgenannten statt ἄμμε ὕμμε. Damit ist nun freilich Gleichmäßigkeit hergestellt; aber die Frage, woher denn die unter sich verschiedenen Formen in den Text hineingeraten seien, bleibt ungelöst, ja unaufgeworfen. Wenn in der Überlieferung Unebenheiten und Widersprüche sich zeigen, so ist es doch nicht die Aufgabe der Wissenschaft, diese *molimine quam minimo* wegzuschaffen, sondern von ihnen zu lernen, auf welchem Wege und von welchen Ursprüngen her die Überlieferung sich vollzogen habe. Die beiden holländischen Herausgeber haben sich bemüht einen gleichmäßig altertümlichen Dialekt herzustellen, ohne jede Rücksicht darauf, daß die Gesänge, die solcher Restauration unterworfen werden, zu sehr verschiedenen Zeiten entstanden sind. Nehmen wir ein Stück, das durch seinen Inhalt wie durch die Art seiner Einfügung in das Epos mit Sicherheit einer der jüngsten Schichten zugewiesen wird, die Telemachie. Wenn sich hier *formae noviciae* finden wie

τόν ῥ' Ἡοῦς ἔκτεινε δ 188, δέπας ἡδέος οἴνου γ 51, ὄρνιθας γνῶναι (für γνώμεναι) β 159, ἐπὶ τοῖς πάθομεν γ 113 und vieles Ähnliche, wenn αὐτόν für μιν (δ 110), das kurze Demonstrativum als Artikel (δ 71), oft ἄν für κεν vorkommt, so stimmt das vollkommen zu dem Charakter, den man von dieser späten Nach- oder Eindichtung zu erwarten hat. Aber in all diesen Fällen haben van Leeuwen und da Costa eine Korrektur entweder in den Text gesetzt oder doch unter dem Text empfohlen, letzteres stellenweise mit einer Ausdrucksweise, die es zweifelhaft macht, ob sie nicht hier selber das Gefühl hatten, daß sie den Dichter und nicht die Überlieferung zu berichtigen geschäftig seien.

Nach den letzten Ausführungen könnte es nun scheinen, als täten wir wirklich am besten, uns, wie Ludwich will, bei dem überlieferten Texte zu beruhigen; denn wozu korrigieren, wenn die Unregelmäßigkeiten, die dazu den Anstoß gegeben haben, mit aller Mühe nicht beseitigt sondern nur verschoben werden? Aber so steht die Sache denn doch nicht. Allerdings bleibt es nun dabei, daß in der homerischen Sprache Lautgestalten, Flexionsformen und syntaktische Gewohnheiten aus älteren und jüngeren Perioden miteinander vermischt sind; aber es macht einen großen Unterschied, ob wir diese Anschauung einem Texte entnehmen, den wir auf Treu und Glauben so beibehalten haben, wie er zufällig in den Handschriften aussah, oder einem Texte, der durch kritische Bearbeitung und durch Prüfung innerer Gründe gesichert ist. Die Wissenschaft läßt sich nicht um ein Jahrhundert zurückschrauben. Seitdem einmal beobachtet war, daß γε, ῥα, τε bei Homer vielfach bedeutungslos oder gar sinnstörend als metrische Füllstücke verwendet sind, konnte der Wunsch nicht unterdrückt werden, sie als Zusätze von Abschreibern oder halbwissenden Korrektoren zu erweisen und aus dem Texte zu entfernen. Aber wenn die gewissenhafte Befolgung dieses Strebens zuletzt wieder dahin führt, den gedankenlosen Gebrauch in der Mehrzahl der Beispiele als Tatsache anzuerkennen, so muß der Zweifel verstummen und die Einsicht Platz greifen, daß schon den epischen Dichtern selber für diese wie für manche andre Elemente ihrer Sprache das lebendige Verständnis zu schwinden begonnen hatte. Mit dem f ist es ebenso. Die Holländer halten noch jetzt an dem Glauben fest, daß es bis zuletzt in der epischen Sprache gelehrt habe, demgemäß in unseren Texten überall, auch wo es dazu eines

stärkeren Eingriffes bedarf, eingesetzt werden müsse; und van Leeuwen<sup>10)</sup> beruft sich für seine Ansicht auf eine Stelle in einem zweifellos sehr jungen Stück der Ilias. Ω 183 sagt Iris zu Priamos: ὄς σ' ἄξει, ἦός κεν ἄγων Ἀχιλλῆι πελάσσει, während es vorher (154) im Munde des Zeus, der den Auftrag erteilt hat, lautete: ὄς ἄξει κτλ., ohne Objekt. Van Leeuwen meint, der Akkusativ des Pronomens sei hier unentbehrlich, könne aber nur in der Form *f*(ε) ergänzt werden; damit sei in einer der jüngsten Partien ein Beispiel des *f* gesichert. Das klingt sehr schlagend. In Wahrheit aber ist es doch reiner Zufall, daß die Griechen der späteren Zeit den Hauchlaut nicht als besonderen Buchstaben schrieben, also ein apostrophiertes *h*(e) nicht darstellen konnten. Ich habe beim Druck meiner Ausgabe wiederholt bedauert, daß ich nicht wie ε 321 (γάρ ἐ βάρουε statt γάρ ῥ' ἐβάρουε) so an anderen Stellen, wo es elidiert erschienen wäre (z. B. ρ 576 οὐ σὺ γ' ἄγεις), das ε in sein gutes Recht einsetzen konnte. Aber für die Frage nach dem Alter des *f* sind Fälle dieser Art ohne jeden Belang. Bentley, Bekker, Nauck mußten von der Überzeugung ausgehen, daß das *f* dem homerischen Dialekt so gut wie jeder andre Laut angehöre und in Ilias und Odyssee nirgends fehlen dürfe; nur aus dieser Überzeugung konnten sie den Mut schöpfen zu dem wertvollen Experiment, das einmal gemacht werden mußte, diesen Laut durchweg wiederherzustellen. Aber nachdem dieser Versuch in vielen Fällen zwar gelungen, zum guten Teil aber gescheitert ist und sich selbst widerlegt hat, sollen wir ihn nicht immer von neuem anstellen, noch weniger freilich ihn tadeln, sondern aus der Art, wie er mißlungen ist, den rechten Schluß ziehen: die epischen Gesänge, deren abschließende Redaktion in unserer Ilias und Odyssee vorliegt, sind in einer Mundart gedichtet, die den Laut des *f* nicht mehr besaß. Die Sänger selbst wußten nicht mehr, warum sie ἀπό ἔο, μέγα ἰάχων, τόξον οἶδα sagten, warum sie den Hiatus vor gewissen Worten sich gefallen ließen, sondern sie gebrauchten diese Freiheiten, weil sie in zahlreichen formelhaften Wendungen, in Versen und Versgruppen, die man aus einer früheren Periode der Dichtung übernommen hatte, von altersher vorkamen. Wer also heute einen sprachgeschichtlich reformierten Homertext druckt, der handelt

10) Enchiridium dictionis epicae. Pars prior (Lugduni Batavorum 1892) p. 141. Ebenso schon vorher Mnemos. 49 (1894) p. 140.

falsch, wenn er das *f* mit aufnimmt; aber Bentley ist es, dem diese Erkenntnis verdankt wird.

Das Resultat ist doch nicht bloß negativ; von dem Zustand der homerischen Sprache haben wir ein deutlicheres Bild gewonnen. Ein gebildeter Franzose unserer Zeit unterscheidet mit Sicherheit zwischen *h muette* und *h aspirée*, auch wenn er nicht weiß, woher dieser Unterschied stammt. Ähnlich, nur schon merkbar weniger sicher und fest, war das Verhältnis, in dem die Verfasser unserer Ilias und Odyssee zu dem Anlaut der Worte standen, die früher ein *f* gehabt hatten und noch von den Begründern des epischen Gesanges mit *f* gesprochen worden waren. Indem wir uns diese Parallele klar machen, sichern wir uns im voraus gegen die Gefahr, Homers Gedichte deshalb, weil sie für uns das älteste Denkmal der griechischen Literatur sind, als etwas an sich Ursprüngliches und in jeder Beziehung Altertümliches anzusehen. Immerhin mag es Leute geben, die uns mit behaglichem Spotte zurufen: »Das haben wir ja vorher gesagt; wozu die ganze Mühe der Bentley'schen und Bekkerschen Kritik? wenn damit weiter nichts erreicht ist, als die Befestigung des Glaubens an das, was überliefert war und was vorsichtige Männer niemals angezweifelt hatten.« Mögen sie so reden. Es fehlt doch auch nicht an solchen, die wissen, daß derselbe Satz ganz verschiedenen Sinn haben kann, je nach dem Grunde auf dem er ruht. Vollends aber, sobald man daran geht die neugewonnene Anschauung weiter fruchtbar zu machen, da zeigt sich, daß der scheinbare Kreislauf durch das Gebiet der Kritik nicht vergeblich gewesen ist. Wenn der Wolfsche Gedanke, den Ludwich erneuert hat, daß das Epos in seinem sprachlichen Zustande die Spuren einer allmählichen Werdung bewahrt habe, rechten Sinn haben soll, so muß es gelingen aus der größeren oder geringeren Dichtigkeit, mit der jüngere Formen in die altertümliche Sprache eingestreut erscheinen, die Reihenfolge zu erkennen, in der die einzelnen Stücke geschaffen worden sind. Solche Statistik kann aber nur dann Wert haben, wenn das Material, mit dem sie arbeitet, im einzelnen sorgfältig geprüft und jedesmal erst die Frage entschieden worden ist, ob eine auffallende sprachliche Erscheinung vom Dichter herrührt oder in der Zeit der schriftlichen Überlieferung in den Text geraten ist. So ergibt sich von neuem die Nötigung, nicht beim alexandrinschen Texte stehen zu bleiben, sondern so nahe wie möglich an

diejenige Gestalt heranzukommen, die Ilias und Odyssee zur Zeit ihrer ersten schriftlichen Fixierung gehabt haben. Das Prinzip, nach dem die Revision und Reinigung des Textes erfolgen muß, ist vorher entwickelt worden. Der Versuch es durchzuführen, der in meiner Ausgabe vorliegt, ist unvollkommen; aber er kann von neuem unternommen werden. Und wenn das mit Sorgfalt und Strenge geschieht, so wird die Textkritik dahin gelangen, auf die Fragen, die von der höheren Kritik gestellt sind, ihrerseits eine selbständige Antwort zu geben.

5. Primäre und sekundäre Textfehler, die bei dem Streben, das Ursprüngliche herzustellen, auseinander gehalten werden müssen (S. 77), sind ihrem Wesen nach deutlich geschieden; so liegt der Gedanke nahe, auch zeitlich eine feste Grenze zwischen ihnen zu ziehen und zu fragen, welchem Jahrhundert die einen, welchem die andern angehören. Allerdings ist im voraus wahrscheinlich, daß sich darauf keine reinliche Antwort wird finden lassen. Wenn in den Zeiten, da unsere Hdss. und vorher die Papyri entstanden sind, die Gewohnheit, beim Lesen und Revidieren eines Textes das Schriftbild mit der dazu gedachten Lautform zu vergleichen, sehr viel geringer war als heutzutage, so daß metrische Korrekturen, wo sie vorkommen, mehr nach gelegentlicher Laune als nach festen Grundsätzen unternommen wurden (S. 43 f. 26 f.), so dürfen wir voraussetzen, daß es im früheren Altertum, in voralexandrinischer Zeit ebenso gewesen ist. In bezug auf einen Punkt, die Setzung des paragogischen  $\nu$ , bieten die Inschriften einige bestätigende Fälle — natürlich nur für den ursprünglichen Anstoß, nicht für die metrische Korrektur. In einem attischen Epigramm des 6. Jahrhunderts schließt ein Vers:  $\pi\alpha\acute{\iota}\delta\omicron\iota[\nu] \epsilon\pi\acute{\epsilon}\theta\eta\kappa\epsilon\nu \theta\alpha\nu\acute{\omicron}[\nu]\tau\omicron\iota[\nu]$  (CIA. I 472); ein anderes aus derselben Zeit lautet:  $\text{Κου}[\varphi\alpha\gamma\acute{o}\rho\alpha\varsigma \mu' \acute{\alpha}\nu\acute{\epsilon}\theta\eta\kappa\epsilon\nu \Delta\iota\acute{o}\varsigma \gamma[\lambda]α\text{-}\kappa\acute{\omega}\pi\iota\delta\iota \kappa\acute{o}\upsilon\rho\eta\iota$  (CIA. I 355). Ein drittes, noch  $\beta\upsilon\sigma\tau\rho\varphi\eta\delta\acute{o}\nu$  geschrieben, zeigt an den Stellen, wo Elision zu sprechen ist, dasselbe Schwanken der Schreibweise, das wir aus den Hdss. kennen:  $\tau\acute{\alpha}\upsilon\tau' \acute{\alpha}\pi\omicron\delta\omicron\rho\acute{\alpha}\mu\epsilon\nu\omicron\iota \nu\epsilon\acute{\iota}\sigma\theta' \acute{\epsilon}\pi\iota \pi\rho\acute{\alpha}\gamma\mu' \acute{\alpha}\gamma\alpha\theta\acute{o}\nu$ , dafür ist geschrieben  $\nu\epsilon\sigma\theta\epsilon \epsilon\pi\iota\pi\rho\alpha\gamma\mu\alpha\gamma\alpha\theta\omicron\nu$ , also einmal  $\acute{\epsilon}\chi \pi\lambda\acute{\eta}\rho\omicron\upsilon\varsigma$ , einmal mit Weglassung des elidierten Vokals (CIA. I 463). Aus späterer Zeit hat, speziell für die Vernachlässigung der Position bei angehängtem  $\nu$ , Richard Wagner Beispiele gesammelt<sup>11)</sup>. Solche Beobachtungen lassen sich

11) Wagner, Quaestiones de epigrammatis Graecis ex lapidibus collectis grammaticae (Lips. 1883) p. 66.

verallgemeinern. Doch sind wir weder hierauf angewiesen noch auf den Analogieschluß nach der Praxis des Mittelalters, sondern können, wenn auch nicht in scharfer Chronologie doch mit unmittelbarer Anschauung, den Vorgang selbst verfolgen, wenn wir von unsern ältesten Hdss. aus rückwärts gehen und die Stufen zu erkennen suchen, auf denen sich im Zusammenhange metrischer Verbesserungen jene Fehler zweiter Ordnung in den Text eingeschlichen haben.

- I. Ω 320 haben der Bankessche Papyrus (kurz nach Chr. Geb.) und Hdss. der Familie *h δεξιός ἀίξας διὰ ἄστος*, sachlich damit übereinstimmend einige junge Handschriften δι' ἄστος, was auch im Venetus *A* als alte Variante beschrieben ist; im Text aber hat der Venetus mit den meisten ὑπὲρ ἄστος, ebenso schon der syrische Palimpsest (um 500 n. Chr.). Da ἄστω ursprünglich digammiert war, so ist διὰ ἄστος das Richtige; dafür schrieb man ungenau δι' ἄστος, und der dadurch geschaffene metrische Anstoß führte zu der falschen Korrektur ὑπὲρ ἄστος.

ζ 156 haben die besten Handschriften (*FGP*) und viele andre αἰὲν εὐφροσύνησιν φαίνεται, in einigen (darunter *HM*?) ist richtig αἰὲν εὐφροσύνησιν geschrieben; und dazu besitzen wir ein Scholion: γράφεται »ἐν εὐφροσύνησιν«, κακῶς· οὐδέποτε γὰρ Ὀμηρος ἀδιαιρέτως τὴν εὐφροσύνην φησί. Ludwig zweifelt mit Recht (*AHT. I z. St.*), ob diese Bemerkung einem der Aristarcheer gehöre; vielmehr geht sie wohl auf einen Grammatiker des ausgehenden Altertums zurück. Diesem lag also schon die schlechte Verbesserung αἰὲν ἐν εὐφροσύνησιν vor, während viele unsrer Handschriften mit αἰὲν εὐφροσύνησιν noch die ursprünglichere Fehlerstufe repräsentieren.

In den beiden besprochenen Fällen können wir mit genügender Wahrscheinlichkeit die Entstehung des sekundären Fehlers den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zuweisen; in etwas frühere Zeit führt uns das folgende Beispiel.

- II. M 348 οὐ μὲν ἀλγεῖς fast in allen Handschriften, auch in *A*. Dazu Didymos: οὕτως »ἀλλεες« αἱ Ἀριστάρχου καὶ αἱ χαριέστεραι (*A<sup>t</sup>*), und noch deutlicher in *TV*: ἀλκισεῖς,



οὕτως: »ἀκλεές« δὲ Ἀρίσταρχος κατὰ συγχοπὴν, ὡς τὸ δυσκλέα. Die verschiedenen Versuche, die von Spitzner, Lobeck, Ludwig gemacht wurden, um einen verständlichen Sinn in diese Notiz zu bringen, mußten alle daran scheitern, daß Didymos ausdrücklich hinzusetzt: κατὰ συγχοπὴν, ὡς τὸ δυσκλέα; er hat also wirklich ἀκλεές in seinem Exemplar der aristarchischen Ausgabe gelesen. Was Aristarch gewollt haben kann, ist erst durch Leaf klar geworden, der vor 15 Jahren aus zwei guten Pariser Handschriften die Lesart ἀκλεέες hervorzog (s. oben S. 96); dieselbe ist seitdem — bei Ludwig und Monro-Allen — noch anderwärts urkundlich nachgewiesen. Ist es Zufall, daß dies eben die Form ist, die von der sprachwissenschaftlichen Textkritik (Payne Knight, Nauck) gefordert wurde? Brugmann bejaht die Frage. Er hält ἀκλῆες mit Kontraktion der beiden ersten ε für die rechte ionische Form; was Aristarch gelesen habe, müsse zweifelhaft bleiben, übrigens sei für ihn ein unmetrisches ἀκλέες nicht a limine abzuweisen (IF. 9 S. 162). Aber auch wenn Brugmanns Theorie von der Behandlung der Lautgruppen εεα, εεε, εεο bei den Ioniern richtig ist (s. oben S. 79 Anm.), so widerspricht es ihr doch nicht, daß sich hier, im Anschluß an äolisches μάν, die offene Form aus dem früheren Dialekte des Epos erhalten hat, für den das  $\mathcal{F}$  in κλέ $\mathcal{F}$ ος die Kontraktion hinderte. Die Papyri haben uns ja gezeigt, wie das  $\mathcal{F}$  hier und da in einem Seitenarm der Überlieferung lange noch nachwirkt, während der allgemeine Strom seine Spur schon verschwemmt hat; auch eine Pergamenthandschrift des 10. Jahrhunderts hat mit αὐτάρ οἱ ι 360 ein solches Beispiel (S. 95 f.). Daß Aristarch eine Form geschrieben habe, die den Vers störte, mag an sich nicht undenkbar sein (vgl. S. 78); dann wäre in diesem Falle Mißverständnis und Verderbnis schon vor seiner Zeit eingetreten. Aber da sich das richtige ἀκλεέες sogar bis in mittelalterliche Hdss. herab gerettet hat, so ist es doch viel wahrscheinlicher, daß auch Aristarch es kannte. Dann wäre in der Zeit zwischen ihm und Didymos der primäre Fehler, ἀκλεές aus ἀκλεέες, entstanden, und ebenfalls noch vor Didymos der sekun-

däre, die »Verbesserung« von ἀκλεές in ἀκληεῖς oder ἀκλειεῖς<sup>12)</sup>.

Während hier Aristarch wohl noch das Richtige gehabt hat, gibt es doch auch Fälle, in denen die erste Fehlerstufe sicher schon vor ihm erreicht ist.

- III. Überall da, wo durch Schwund des *f* ein Hiatus entstanden ist, den spätere Generationen durch Flickwörter oder Flickbuchstaben ausgefüllt haben, kann man sagen, daß in der Form, welche den Hiatus darbietet, eine Verderbnis erster Ordnung enthalten ist; und solche Lesarten sind für Aristarch mehrfach bezeugt:  $\theta$  οἱ statt  $\theta\varsigma$  οἱ α 300, πάντα δὲ εἶδεται ἄστρα Θ 359, αὐτῷ γὰρ ἐκάεργος Φ 600.

T 489 gehört die Lesart, die vorher (S. 77f.) mit Wahrscheinlichkeit als aristarchisch erkannt wurde, μιμνέτω αὐθι τέως ἐπειγόμενός περ, insofern der ersten Ordnung an, als sie den Anlaß gegeben hat zu der falschen metrischen Korrektur αὐθι τέως περ ἐπειγόμενός περ und zu anderen, ebenfalls verkehrten Heilungsversuchen.

- IV. Dieselbe Lesart stellt aber auch schon einen Fehler zweiter Ordnung dar; denn αὐθι war erst auf Grund einer metrischen Erwägung für αὐτόθι eingesetzt worden, nachdem im folgenden Worte statt der echten Form τῆος die attische τέως sich eingedrängt hatte.

κεκληγῶτες schrieb Aristarch für κεκληγότες (vgl. oben S. 63), korrigierte also um des Metrums willen und schuf dabei eine Uniform. Auch hier steht er bereits auf der sekundären Fehlerstufe.

Nicht er, aber seine Zeitgenossen und Vorgänger standen auf dieser Stufe, wenn wir an den vorher angeführten Stellen den Didymos so verstehen dürfen, daß die Les-

<sup>12)</sup> Hugo Ehrlich, Die Nomina auf -εος (Leipziger Diss. 1904, KZ. 38) hält zwar, wie ich, ἀκλεές für Aristarchs Lesart, meint aber, die in den Scholien TV hinzugefügte Erklärung (κατὰ συγκοπὴν ὡς τὸ δυσκλέα) müsse eben deshalb, weil sie schon auf der Korruptel beruhe, byzantinische Maché sein. — Sehr entschieden für hohes Alter und hohen Wert von ἀκλεές spricht sich, seiner Gesamtansicht gemäß, Bechtel aus, Vokal-  
kontraktion (1908) S. 245 f. 305.

arten, die er ablehnt ( $\delta\varsigma$  οί α 300, πάντα δέ τ' εἶδεται  
Θ 559, γὰρ ῥ' ἐλάεργος Φ 600), schon von Aristarch ab-  
gelehnt, nicht erst in der Zeit nach ihm aufgekommen seien.

Die angeführten Beispiele reichen aus, um zu zeigen, daß die gleichen Fehler in den verschiedensten Zeiten, und zur selben Zeit sehr verschiedene Arten von Fehlern möglich waren. An Stellen, wo Formen und Schreibweisen der Vulgärsprache aus Versehen in den Text geraten sind und das Metrum gestört haben, und dann diese Störungen durch ungeschickte Korrektur wieder beseitigt worden sind, hat Aristarch manchmal noch das Richtige, manchmal den ersten Fehler, manchmal gar schon den zweiten; und entsprechend war es auf den späteren Stufen der Überlieferung. Wenn wir für Perioden, aus denen reichliche und gute Zeugnisse erhalten sind, darauf verzichten müssen eine bestimmte Chronologie der primären und der sekundären Textverderbnisse aufzustellen, so ist vollends für die Zeit vor den Alexandrinern die gleiche Aufgabe unlösbar.

6. Doch gibt es eine Gruppe von Entstellungen, die unter sich so genau übereinstimmen, daß man kaum anders kann als für alle einen gemeinsamen Zeitpunkt des ursprünglichen Fehlers und nachher der falschen Korrektur anzusetzen. Ich meine die bekannte Tatsache der sogenannten epischen Zerdehnung, wie sie von Wackernagel in dem oben (S. 79) zitierten Aufsätze erklärt worden ist. An Stelle der alten unkontrahierten Formen (z. B.  $\mu\upsilon\acute{\alpha}\sigma\theta\alpha\iota$ ,  $\acute{\omicron}\rho\acute{\alpha}\omega$ ,  $\mu\upsilon\acute{\alpha}\omicron\nu\tau\omicron$ ,  $\acute{\omicron}\rho\acute{\alpha}\omicron\iota\tau\epsilon$ ) wurden von Schreibern, denen die attische Sprache geläufig war, unwillkürlich die kontrahierten eingesetzt ( $\mu\upsilon\acute{\alpha}\sigma\theta\alpha\iota$ ,  $\acute{\omicron}\rho\acute{\omega}$ ,  $\mu\upsilon\acute{\omega}\nu\tau\omicron$ ,  $\acute{\omicron}\rho\acute{\omega}\tau\epsilon$ ), die nun aber den Vers zerstörten; um ihn wieder voll zu machen hat dann eine spätere Generation das Mittel der Zerdehnung angewandt und jene Mißbildungen geschaffen, an denen die Wissenschaft sich ärgern sollte:  $\mu\upsilon\acute{\alpha}\sigma\theta\alpha\iota$ ,  $\acute{\omicron}\rho\acute{\omega}$ ,  $\mu\upsilon\acute{\omega}\nu\tau\omicron$ ,  $\acute{\omicron}\rho\acute{\omega}\tau\epsilon$ .

Diese Theorie, die in meiner Ausgabe praktisch durchgeführt ist, hat vor kurzem Fick<sup>13)</sup> aufs neue geprüft und gutgeheißen, zugleich in einigen Einzelheiten genauer ausgearbeitet. Er verwertet sie im Zusammenhange derjenigen Verhältnisse, aus denen sich erkennen läßt, daß die gesamte Überlieferung der homerischen

13) Fick, Die Grundschrift unseres Odysseetextes, in Bezenbergers Beiträgen 30 (1906) S. 279 ff.

Gedichte auf eine durch attischen Einfluß gefärbte Textgestalt zurückgeht (S. 297). Allerdings gibt er diesem Resultat nachher eine Einschränkung, die dazu führen müßte es ganz wieder umzustoßen. Auffallend ist es ja, daß sich die Zerdehnung kontrahierter Formen im wesentlichen nur auf die Verba mit  $\alpha$  erstreckt, während von denen mit  $\epsilon$  einfach die unkontrahierten Formen vorliegen:  $\sigma\upsilon\gamma\acute{\epsilon}\sigma\iota$ ,  $\sigma\upsilon\gamma\acute{\epsilon}\sigma\upsilon\sigma\iota$ ,  $\delta\iota\nu\acute{\epsilon}\sigma\omicron\mu\epsilon\nu$ ,  $\varphi\rho\nu\acute{\omicron}\epsilon\iota\nu$ ,  $\varphi\rho\nu\acute{\omicron}\eta\sigma\iota$ ,  $\varphi\rho\nu\acute{\epsilon}\omega$ ,  $\varphi\rho\nu\acute{\epsilon}\omega\nu$ ,  $\varphi\rho\nu\acute{\epsilon}\sigma\omicron\nu\tau\epsilon\varsigma$ . Diesen Widerspruch hält Fick für nur scheinbar:  $\delta\omicron\kappa\acute{\epsilon}\iota\varsigma$ ,  $\delta\omicron\kappa\acute{\epsilon}\iota$ ,  $\varphi\rho\nu\acute{\omicron}\eta\sigma\iota$  seien in derselben Weise nachträglich entstanden wie  $\acute{\omicron}\rho\acute{\alpha}\zeta$ ,  $\acute{\omicron}\rho\acute{\alpha}$ ,  $\acute{\epsilon}\acute{\alpha}\zeta$ , nur merke man ihnen nicht an, was sie durchgemacht haben, weil die zerdehnte Form mit der früheren unkontrahierten ganz gleich laute; und wo  $\epsilon\omicron$ ,  $\epsilon\omicron\upsilon$ ,  $\epsilon\omega$  auftrete, sei auch dies nicht die ursprüngliche, offene Stufe, sondern aus kontrahiertem  $\epsilon\upsilon$   $\omega$ , die bei den Ioniern gern  $\epsilon\omicron$   $\epsilon\omega$  geschrieben wurden, mit Rücksicht auf das Metrum zurechtgemacht. Danach hätte es auch hier eine Periode mit unmetrischen Formen gegeben:  $\varphi\rho\nu\acute{\epsilon}\sigma\omicron\nu\tau\epsilon\varsigma$ ,  $\varphi\rho\nu\acute{\epsilon}\sigma\iota$ ,  $\varphi\rho\nu\acute{\omega}$ , in denen aber die Diphthonge nach ionischer Weise  $EO$ ,  $E\Omega$  geschrieben worden wären; bei der Rückverwandlung einsilbig gewordener Laute in ältere zweisilbige hätte man hier, unterstützt durch die Schreibung, die richtigen, wirklich gewesenen Grundformen getroffen. In dieser »Erkenntnis« der ionischen Diphthonge  $\epsilon\omicron$   $\epsilon\omega$  und ihrer heilsamen Wirkung auf »die epischen Texte« sieht Fick den Ausblick sich eröffnen »auf eine ältere, der attischen vorausliegende Grundschrift«; habe doch Attika seinen Homertext zweifellos zunächst aus Ionien bezogen (S. 299). — So scharfsinnig dies ausgedacht ist, so wird damit im Grunde doch nur eine auffallende Erscheinung durch eine noch auffallendere ersetzt. Daß der gleiche Doppelvorgang — unmetrische Kontraktion, darauf Zerdehnung — sich zweimal abgespielt habe, erst auf ionischem dann auf attischem Boden, meint Fick wohl selber nicht; es wäre zu unwahrscheinlich. Also sind beide Gruppen von Formen, die mit  $\epsilon$  und die mit  $\alpha$ , zu gleicher Zeit kontrahiert und später wieder zerdehnt worden, und es waren entweder nur ionische oder nur attische Abschreiber und Korrektoren dabei beteiligt. Wenn ionische, woher kommt dann  $\epsilon$  377  $\acute{\alpha}\lambda\acute{\omicron}\omega$ ? Diese Form kann nicht auf natürlichem Wege entstanden sein, sondern ist mechanisch zerdehnt aus  $\acute{\alpha}\lambda\acute{\omega}$ . Als das, was der Dichter sprach, was also in ionischer Urschrift, falls es eine solche gab, geschrieben sein mußte, nimmt gerade Fick — und mit ihm

Brugmann u. a. — ἀλάεω (aus \*ἀλάεω) an<sup>14</sup>); von da aber zu ἀλῶ gibt es keinen Übergang, sondern ἀλῶ ist attisch zusammengezogen aus ἀλάου. Demnach muß angenommen werden, daß denen, welche die Distraction durchführten, bereits ein attisch geschriebener Text vorlag, und das ist ja auch Ficks ausgesprochene Ansicht (S. 297). Wie kam es dann aber, daß in diesem attischen Texte neben πονεύμενος, πωλεύμενην, φιλεῦντας, εἰσοιγεῦσι, ναικεῦσι, neben vielfachem (ἐ)μεῦ, σεῦ sich bei στυγεοσι, φρονεοντες u. a. die Kontraktionssilbe in der fremdartigen ionischen Schreibung εο erhalten hatte? Fick könnte antworten: es sei natürlich, daß eine Entwicklung, in welcher der Zufall eine so große Rolle spielte, sich nicht durchweg nach klaren Gesetzen vollzogen habe; und dies werde in unserm Falle noch durch manche Einzelheit bestätigt, unter anderem durch den Tatbestand bei den Verbis auf -όω, wo die Formen δηιόωντες Λ 153, δηιόωντο Ν 675, δηιόφην δ 226, ἀρόωσι ι 108 weder als offene noch einfach als zerdehnte begriffen werden könnten, sondern von einer dieser Stufen aus in die Analogie der Verba auf -άω übergegangen seien. Schön! geben wir dem Zufall und dem Irrtum ihr Teil: mehr als Zufall muß es doch sein, daß, während der einsilbig gesprochene Kontraktionslaut bei Homer regelmäßig εο geschrieben ist, sich die ältere Schreibweise εο fast ausschließlich gerade an den Stellen bis in attische Zeit erhalten haben soll, an denen der Vers zwei Silben forderte. In diesem Zusammentreffen muß der Grund der Erscheinung liegen; und es ist nicht schwer ihn zu erkennen. Wie von ναιετάω ganz überwiegend die einfach unkontrahierten Formen in den Hdss. stehen, wie vereinzelt — und also zufällig — κατεσίαον μ 436, γοάσιεν Ω 664. ω 190, mehrfach ähnliche Formen von τηλεθάω (s. oben S. 86) unkontrahiert und undistrahirt geblieben sind, so hat allgemein in den entsprechenden Bildungen der Verba auf -έω, überall da wo der Vers zwei Silben verlangte, der ursprüngliche Zustand der Vokalgruppen εο εου εω fortgedauert.

Daß übrigens für dieses ganze Kapitel der Laut- und Flexions-

14) Fick schon 1883 in seiner Ausgabe der Odyssee, jetzt wieder in der Abhandlung über die Grundschrift, S. 282. Auch in meiner Ausgabe steht ἀλάεω. Brugmann (IF. 9 S. 168) dehnt seine Regel über die Behandlung dreier zusammenstoßender Vokale im Ionischen (oben S. 79) ausdrücklich nicht auf die Gruppen mit beginnendem α aus, sondern läßt ἀλάεω als homerisch gelten; und Eulenburg (ebenda 15 S. 180) schließt sich ihm an.

lehre die Diskussion wieder eröffnet ist, hätte Fick hervorheben können. Schon 12 Jahre vor dem Erscheinen seines Aufsatzes hatte Kretschmer<sup>15)</sup> die von Wackernagel aufgestellte Hypothese angegriffen: es sei »doch unglaublich, daß die Überlieferung des »Epos, welche so viele offene Formen bewahrt hat, in diesem »Punkte so rücksichtslos und konsequent geändert haben sollte.« Vielmehr müsse auf Grund der vorliegenden Tatsachen anerkannt werden, »daß die Aussprache der durch Kontraktion entstandenen » $\bar{a}$  und  $\omega$  in ‚homerischer Zeit‘ ihrem Ursprung aus zwei Vokalen »gemäß noch eine derartige war, daß sie zweisilbig gemessen werden konnten«. Vielleicht seien sie »mit zweigipfligem Silbenakzent gesprochen« worden. Das ist im wesentlichen die frühere Mangoldsche Assimilationstheorie, gegen die unvermindert der Einwand besteht, daß, wenn die Lautgruppen  $aa$  und  $oo$ , die sie als Zwischenstufen zwischen  $ae$  und  $\bar{a}$ ,  $ao$  und  $\omega$  ansetzt, wirklich der gesprochenen Sprache angehört hätten, doch irgendwo auch außerhalb des Epos, vor allem auf Inschriften, eine Spur davon geblieben sein müßte. Nichts der Art findet sich. Einen Fall, in dem solche Bestätigung besonders nahe gelegen hätte, führt Kretschmer selbst an:  $\Delta\eta\muοφάων$ , auf einer Schale des Hieron in älterem Alphabet  $\Delta\epsilon\mu\phi\alpha\omega\text{N}$  geschrieben. Die offene Form ist um so beachtenswerter, als nicht nur im Hymnus auf Demeter  $\Delta\eta\muοφάων$ ,  $\Delta\eta\muοφάων\tau(\alpha)$  (248. 234) steht, sondern auch  $\Delta\alpha\mu\phi\omega\text{N}$  in einer alten Weihinschrift von Ägina (IGA. 354), wo der Zusammenhang des Verses ( $\pi\alpha\tau\rho\iota\ \delta\epsilon\ \tau\bar{\omega}\ \tau\eta\gamma\upsilon\sigma\ \Delta\alpha\mu\phi\omega\text{N}\ \acute{\omicron}\nu\upsilon\mu\alpha$ ) den Schreibenden beeinflußt hat. Der Unterschied beider Inschriften deutet doch darauf hin, daß die Form mit  $oo$  auf die Poesie beschränkt und der lebendigen Sprache fremd war. — Kretschmer ist denn auch mit seiner Ansicht nicht durchgedrungen. Zwar hat er, was nicht unbeachtet bleiben soll, Brugmanns Beifall gefunden (Griech. Gr.<sup>3</sup> § 369). Aber Danielsson und Eulenburg, die neuerdings die Frage der Zerdehnung eingehend behandelt haben, sind, der erste für einen Teil der Formen, der zweite für das ganze Gebiet, zu Wackernagels Theorie zurückgekehrt<sup>16)</sup>.

15) In seiner bereits (S. 30) erwähnten Untersuchung über den Dialekt der griechischen Vaseninschriften, S. 121.  $\Delta\eta\muοφάων$  ebendort S. 142.

16) O. A. Danielsson, Zur metrischen Dehnung (Skrifter utgifna af K. Humanistiska Vetenskapssamfundet i Upsala, V 16, Stockholm 1897) S. 64—74. Eulenburg in seiner Dissertation (oben S. 79), IF. 15 S. 177—184.

Erst in allerjüngster Zeit ist abermals versucht worden sie durch eine völlig abweichende Erklärung zu ersetzen. Hugo Ehrlich (Die epische Zerdehnung, Rhein. Mus. 63 [1908] S. 107—126) geht von der Erwägung aus, daß, wenn Wackernagel recht haben solle, das Auftreten distrahierter Bildungen auf solche Fälle beschränkt sein müsse, in denen statt ihrer eine unkontrahierte Grundform in den Vers gesetzt werden könne; dies aber treffe bei φῶως Π 188 und bei φαάνθη, φαάντατος nicht zu. Beides ist doch keineswegs so sicher, daß von hier aus die ganze Theorie gestürzt werden könnte. Nach Analogie von T 148 darf auch in Π ἐξάγαγεν φῶως δέ, obwohl Aristarch so schrieb, nicht als einzig altüberlieferte Lesart gelten; Zenodots πρὸ φῶως δέ steht äußerlich gleichberechtigt daneben, wird selbst von Ludwich bevorzugt: und als Vorstufe hierfür ergibt sich πρὸ φάοσδε so natürlich wie ὀράουσι für ὀρώσι. Die Aoristformen φαάνθη, ἐξεφαάνθη, φάανθεν, die Wackernagel von φασίνω ableitet, bezeichnen bald Leuchten (A 200. T 17) bald ein Sichtbarwerden (Δ 468. P 650. N 278. μ 444). Daß sie deshalb dem Sinne nach noch besser zu φαίνω passen, weil dieses die beiden Bedeutungen vereinigt, während φασίνειν nur »leuchten« heißt, ist richtig beobachtet. Aber φασίνω kommt im Präsensstamm bei Homer nur 5mal vor; die Zahl reicht nicht hin, um die Möglichkeit auszuschließen, daß wie φαίνω so auch φασίνω die geistigere Bedeutung aus der sinnlicheren entwickelt gehabt habe. Ist somit der kritische Ausgangspunkt von Ehrlichs Hypothese mindestens anfechtbar, so erweckt vollends ihr positiver Inhalt ernste Bedenken. Wir sollen zu der alten, einst von Mangold bekämpften Ansicht zurückkehren, daß im Gesange der Vortragende gewissen Vokalen den Wert von zwei Silben habe geben können; das sei da möglich gewesen, wo ein Vokal seinem Ursprung nach, auf Grund der in ihm enthaltenen Elemente, die normale zweimorige Länge an Zeitdauer übertroffen habe. Auf die subtilen und doch schließlich sehr weitherzig angewandten Bedingungen, die hierfür aufgestellt werden, mag ich nicht eingehen; nur eine Einzelheit sei erwähnt. Von allen Kontraktionsvokalen hat sicher der aus zwei kurzen Silben entstandene die geringste Anwartschaft, mehr als eine normale Länge auszumachen; und doch nimmt Ehrlich für einen solchen nicht nur überhaupt musikalische Dehnung zu zwei Silben an, sondern sogar Dehnung zu zwei langen Silben. Während z. B. ἄροῦσι ἄροῦσι zu ἄρώσι geworden sein soll (auch

der Farbe des Vokals wegen unglaublich, trotz S. 112), werden für  $\omega\omega$  die Entwicklungsreihen aufgestellt:  $\varphi\acute{\alpha}\sigma\varsigma$  —  $\varphi\tilde{\omega}\varsigma$  —  $\varphi\acute{\omega}\omega\varsigma$  (neben  $\varphi\acute{\delta}\omega\varsigma$ ),  $\gamma\acute{\epsilon}\lambda\alpha\sigma\nu$  —  $\gamma\acute{\epsilon}\lambda\omega\nu$  —  $\gamma\epsilon\lambda\acute{\omega}\omega\nu$ ; in diesem letzten Falle sei »die unregelmäßige Zerdehnung das Wagnis eines jüngeren Rhapsoden« (S. 114). Ein allezeit bereites, doch trügerisches Auskunftsmittel. Ehrlich selbst führt aus, der homerische Vers sei zwar als Gesangsvers entstanden, frühzeitig aber in bloß deklamatorischen Vortrag übergegangen; auch die Sprache habe sich geändert: die Eigenart gewisser Vokale, sich im Verse auf zwei Silben ausdehnen zu können, sei ums Jahr 700 nicht mehr lebendig gewesen (S. 110. 113). Danach würden wir es verstehen, wenn Beispiele gewagterer Distraction sich aus der älteren Periode musikalischen Vortrages erhalten hätten; sie gehören aber vielmehr den jüngsten Schichten an. Ein aus  $\sigma\acute{\alpha}$  kontrahiertes  $\omega$  erscheint als  $\omega\omega$  in zwei  $\acute{\alpha}\pi\alpha\acute{\xi}$   $\epsilon\iota\rho\eta\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\iota\varsigma$  der Bücher  $\Psi$  und  $\Omega$ :  $\acute{\alpha}\delta\tau\omicron\chi\acute{\rho}\omega\nu\omicron\varsigma$ ,  $\acute{\alpha}\sigma\tau\omicron\beta\acute{\omega}\tau\eta\varsigma$ ; und Formen wie  $\text{Κρητή}$ ,  $\text{πύουρ}$ , die Ehrlich aus Archilochos und Simonides anführt<sup>17)</sup>, kennt Homer überhaupt nicht. Gerade hier, wo keine ursprünglichere Wortform an die Stelle gesetzt werden kann, ist die Tatsache einer eigentlichen »Zerdehnung« unbestreitbar; und gerade hier haben wir es mit späten Analogiebildungen zu tun. Als solche aber widerstreben sie der Ehrlichschen Theorie, während sie sich der von Wackernagel aufs beste einfügen. War die Zerdehnung etwas Musikalisches, so kann sie nicht wohl zugenommen haben in einer Zeit, in welcher der musikalische Vortrag verschwand; war sie aber entstanden aus irrthümlicher Deutung einer älteren, einfacheren Schreibweise, so konnte sie sehr wohl zunehmen und übergreifen, je mehr jene ältere Stufe schriftlicher Darstellung der Laute in die Vergangenheit rückte<sup>18)</sup>.

Ein Bedenken scheint allerdings zu bleiben und wird durch

17) Steph. Byz.:  $\text{Κρητή}$  ἡ μεγίστη νῆσος, ἣν Κρητήν ἔφη Ἀρχιλόχος κατὰ πλεονασμόν. Von Simonides (fr. 59: τοῦτο γὰρ μάλιστα φῆρ ἔστυγε πύουρ) hat Wackernagel IF. II 150 f.  $\text{πύουρ}$ , das von Egenolff und Ludwig statt  $\text{πύουρ}$  gelesen war, hierher gezogen.

18) Nach einer Mitteilung von Thurneysen in der Indogermanischen Sektion der Basler Philologen-Versammlung bieten zu Wackernagels Erklärung der epischen Zerdehnung irische Texte etwas genau Entsprechendes. Leider ist über diese interessante Parallele bisher nur eine ganz kurze Notiz veröffentlicht, IF. 22 (Anzeiger, 1908) S. 65.



die zuletzt angestellte Erwägung aufs neue hervorgerufen: daß es eine Zeit gegeben haben soll, wo von griechischen Herausgebern für griechische Leser ein Text geboten wurde, der eine solche Fülle unmetrischer Schreibungen enthielt, wie sie hier als Vorstufe der Distraktion vorausgesetzt werden müssen. Aber wir haben wiederholt gesehen, daß die feste Gewöhnung, die uns selbstverständlich erscheint, Schrift und Laut genau miteinander zu vergleichen, den früheren und besonders den ältesten Perioden schriftlicher Überlieferung fremd war. Allerdings unterscheiden sich die zerdehnten Formen dadurch von fast allen ähnlichen Beispielen, daß es sich hier nicht um einzelne Fälle handelt, sondern daß der Vorgang, den wir annehmen, eine große Klasse verwandter Bildungen umfaßt. Dadurch werden wir zu der Folgerung gedrängt, daß zu einer und derselben Zeit bei allen diesen Formen nicht nur die falsche metrische Korrektur, sondern auch vorher die unbeabsichtigte Verderbnis eingetreten ist. Und dieses letzte, oder vielmehr erste, das Einsetzen kontrahierter Formen, wie sie dem Schreiben aus der eignen Rede geläufig waren, dem Vers aber eine Silbe zu wenig boten, würde sich um so leichter begreifen lassen, wenn angenommen werden könnte, daß es sich damals nicht um eine Abschrift nach korrekter Vorlage sondern um eine erste Aufzeichnung aus dem Gedächtnis handelte. — Wir werden sehen, daß andere Kennzeichen in dieselbe Richtung weisen.

Wasserzettel Hotta 7, 204 ff

## Fünftes Kapitel.

### Die erste Niederschrift.

I. Von einem Fehler, der in der Zeit der ungelehrten schriftlichen Überlieferung mehrfach in den Text gekommen sei, sprechen, wie bereits erwähnt, auch die Alexandriner: von der falschen Umschrift aus dem älteren Alphabet. In Athen wurde bekanntlich im Jahre 403 v. Chr. die ionische Schreibweise eingeführt, nach welcher  $\eta$  und  $\omega$  durch H und  $\Omega$ , unechtes  $\epsilon$ ,  $\omicron$  durch EI, OY bezeichnet wurden, nachdem bis dahin in dem offiziellen attischen Alphabet  $\epsilon$ ,  $\eta$ , unechtes  $\epsilon$ , andererseits  $\omicron$ ,  $\omega$ , unechtes  $\omicron$  nur je ein Zeichen gehabt hatten. Athen war schon im 5. Jahrhundert der Mittelpunkt des geistigen und literarischen Lebens; in die schriftliche Überlieferung Homers sollte außerdem Peisistratos bestimmend eingegriffen haben: also konnte es ganz glaublich erscheinen, daß wenigstens ein Teil der Handschriften, welche die Alexandriner zur Vergleichung hatten, aus alten athenischen Exemplaren abgeschrieben war und daß bei dieser Gelegenheit Irrtümer in bezug auf  $\eta$  und  $\omega$  vorgekommen waren. In den Scholien findet sich dieses Erklärungsprinzip mehrfach angewandt. H 238 haben fast alle Handschriften  $\beta\omega\upsilon$  mit Aristarch, wenige (darunter Vindobonensis 5?)  $\beta\omicron\upsilon$  mit Aristophanes. Über die Lesart der beiden Alexandriner belehren uns A und TV aus Didymos; und TV bemerkt dazu:  $\epsilon\upsilon$  τῶν παλαιῶν ἐγγράπτῳ BON, ὅπερ οὐκ ἐνόησαν οἱ διορθῶται. Ludwich zweifelt, ob auch dieser Zusatz aus Didymos geschöpft sei, begründet aber seinen Zweifel nur durch das allgemeine Mißtrauen, das er gegen die Nachrichten von der ἀρχαίῃ σημασίᾳ hegt (AHT. I 11), so daß wir keinen Grund haben uns ihm anzuschließen. — Die Odysseescholien mehrerer Handschriften bemerken zu α 275 (μητέρα): τῇ ἀρχαίᾳ συνηθείᾳ ἐγγράπτῳ ΜΕΤΕΡ ἀντὶ τοῦ ΜΗΤΗΡ. τοῦτο ἀγνοήσας τις προσέθηκε τὸ α. ἢ δεῖ

ὕποστίζειν εἰς τὸ »μητέρα δέ« καὶ μιμῆσθαι τὸν διασκευτόμενον. Auch diese Notiz spricht Ludwich, obwohl er sie mitdruckt, dem Didymos ab. Natürlich ist die mit ἧ δεῖ angefügte Deutung die richtige, und die Anwendung des Erklärungsprinzipes der falschen Umschrift in diesem Falle ganz verfehlt. — Ξ 244 hat der Venetus A ἐπίσχοιες, der syrische Palimpsest ΕΠΙΣΧΟΙΑΣ, sonst unsere Handschriften fast alle ἐπισχοίης. Im Altertum scheint ἐπίσχοιες die herrschende Lesart gewesen zu sein. So schrieb Herodian, und erklärte die Form entweder durch πλεονασμὸς τοῦ ε aus ἐπίσχοις oder durch συστολή aus ἐπισχοίης. Wir wissen dies aus einem venetianischen Scholion. Ein anderes Schol. A sagt: τῷ ἐπίσχοιμι ἀκόλουθόν ἐστι τὸ ἐπίσχοις, τῷ δὲ ἐπισχοίην τὸ ἐπισχοίης. καὶ ἴσως ἔδει οὕτως ἔχειν, παρεφθάρη δὲ ὑπὸ τῶν μεταχαρακτηρισάντων. Auch diese Nachricht hält Ludwich nicht für didymisch. Die Konjekture, daß ἐπισχοίης statt ἐπίσχοιες zu schreiben sei, führt der Scholiast auf Alexander von Kotyäon, einen Lehrer des Mark Aurel zurück; sie ist also wirklich viel jünger als Didymos. — Λ 404 schrieb Zenodot ὄν ποτ' Ἀχιλλεύς anstatt ὦ ποτ' Ἀχιλλεύς. Aristonikos bemerkt dazu: μήποτε πεπλάνηται γεγραμμένου τοῦ ο ὑπ' ἀρχαίης σημασίας ἀντὶ τοῦ ω, προσθεῖς τὸ ν. Hier erkennt denn auch Ludwich (AHT. II 421) an, daß die Berufung auf das alte Alphabet von Aristarch herrühre; aber es sei eine bloße Hypothese gewesen, nirgends sei zu erkennen, daß einem der alexandrinischen Kritiker ein in altattischem Alphabet geschriebener Text vorgelegen habe. Nun, unser Respekt für diese Kritiker wird nur erhöht, wenn sie es vermocht haben auf innere Gründe einen so wichtigen Satz zu bauen. Übrigens gibt es zu denken, daß in diesem Satze Krates mit ihnen übereinstimmte. Zu Φ 363 empfehlen (in den Genfer Scholien) Peisistratos von Ephesos und Hermogenes die Korrektur μελδομένου (mit σιάλοιο zu verbinden) anstatt μελδόμενος (zu λέβης), und leiten den Fehler aus der Übertragung in das jüngere Alphabet ab: γραφομένου »νίση μελδομενο« καὶ οὐ προσκειμένου τοῦ υ ὁ μεταγράφων εἰς τὴν νῶν γραμματικὴν οὐκ ἐνόησεν, ὅτι »μελδομένου« ἦν, ἀλλ' ἄνευ τοῦ υ ἀναγινώσκων ἀδιανόητον ἠγείτο καὶ ἡμαρτημένον εἶναι, διόπερ προσέθηκε ἀντὶ τοῦ υ τὸ σ »μελδόμενος« ποιήσας. γράφεται οὖν ὁ λέβης τηχόμενος ἀντὶ τοῦ »ἀπαλοτρεφὸς σιάλοιο«. Aus dem Kommentar des Ammonios (Pap. Oxyrh. 221 Kol. 17, 30 ff.) wissen wir jetzt, daß Korrektur und Begründung auf Krates zurückgehen: Κράτης[ς] ἐν . . . δ]ιορθωτικῶν γραφομέ[νου] »με]λδον« (lies:

μαλδομενο) φησὶ ἀντὶ τοῦ »με[λδομέ]νου« διὰ τὸ τοὺς ἀρχαίους [τῷ ο τ]ὸ υ μὴ προστιθέναι ἀγν[οήσαντά τινα . . .]. Das sieht doch sehr so aus, als sei der Alphabetwechsel für den Homertext nicht erst erschlossen worden sondern als Tatsache bekannt gewesen.

Neuere Gelehrte haben ihn als Erklärungsprinzip wieder aufgenommen. Eine Fülle sorgfältig beurteilter Beispiele findet man bei Jacob Wackernagel zusammengestellt in dem schon öfters erwähnten Aufsatz über die Zerdehnung, Bzb. Btr. IV S. 265 ff. Er führt u. a. die Verwandlung von ἐργάζετο in εἰργάζετο, εἶδεα in ἦδεα, εἰσκει in ἐσκει, ἦος τῆος in ἔως τέως, τεθνηώς στήομεν ἦται in τεθνηώς στελομεν εἶται auf die Umschrift aus dem alten Alphabet zurück. Gegen dieses Verfahren wandte sich lebhaft Wilamowitz in einem besonderen Kapitel seiner »Homerischen Untersuchungen« (1884), das von den μεταγραφάμενοι<sup>1)</sup> handelt, und wieder in der »Einleitung in die griech. Tragödie« (1907 = Herakles I, 1889) S. 125. In der völligen Ablehnung dieser Erklärungsweise stimmt er mit Arthur Ludwich überein, der ebenfalls einen eignen Paragraphen (AHT. II 45) den μεταχαρακτηρίσαντες gewidmet hat. Die Gründe beider Gelehrten sind aber nur zum Teil dieselben. Prüfen wir die wichtigsten davon.

1. An der Spitze steht eine chronologische Erwägung. In Euripides' Theseus wird der Name des Helden von einem des Schreibens unkundigen Hirten beschrieben (fr. 385); dabei heißt es:

τὸ δεύτερον δὲ πρῶτα μὲν γραμμαὶ δύο,  
ταύτας διείργει δ' ἐν μέσοις ἄλλη μία.

Daraus schloß Kirchhoff (Alph.<sup>4</sup> 92 f.), daß das ionische Alphabet »im Privatgebrauch« der Athener »schon seit den Perserkriegen Verwendung zu finden angefangen hatte«. Ludwich (S. 425) und Wilamowitz (HU. 305), die beide dies als Argument geltend machen, erinnern auch daran, daß auf attischen Inschriften seit der Mitte des 5. Jahrhunderts ionische Zeichen vorkommen, in dem letzten Jahrzehnt vor 403 sogar schon sehr häufig. Wilamowitz nimmt an, daß wie Euripides (nach seinem eignen Zeugnis) so auch

1) H. J. Polak macht darauf aufmerksam, daß kein Grund ist hier nicht die aktive Form μεταγράφαντες zu gebrauchen, bei Thukydides IV 50, 2 habe das Medium faktitive Bedeutung. Verslagen en Mededeelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen. Afdeling Letterkunde, derde Reeks, twalfde Deel (Amsterdam 1896). S. 71.

Sophokles sich des ionischen Alphabetes bedient habe; für Äschylos hielt er im Jahre 1884 noch einen Zweifel für möglich, hat ihn dann aber fünf Jahre später zurückgezogen: nach den durch Köhler (Athen. Mitteil. X 359 ff.) erschlossenen Tatsachen<sup>2)</sup> sei es sicher, daß auch Äschylos nicht mehr attisch geschrieben haben könne. — Das alles ist natürlich richtig. Aber daraus folgt doch nicht, daß die homerischen Gedichte niemals aus attischem in ionisches Alphabet umgeschrieben worden sind, sondern nur, daß, falls dies geschehen ist, es beträchtlich vor 403 geschehen sein muß. Dieser Satz ist es, den Wilamowitz begründet hat, und ihn werden wir im weiteren Gang der Untersuchung berücksichtigen.

2. Ein zweites Bedenken gegen die Erklärung gewisser Fehler aus falscher Umschrift findet Wilamowitz in der inneren Unmöglichkeit des angenommenen Herganges. »Gesetzt auch«, so schreibt er HU. 305 f., »es hat eine Umschrift irgendwo stattgefunden, »meinethalben beim Homer, so ist es eine bare Gedankenlosigkeit, »wenn diese Gelegenheit zu einer Quelle von Fehlern gemacht »wird. — — Wenn ein Volk eines Tages eine Änderung in der »Orthographie vornimmt, die noch dazu sorgfältigere Bezeichnung »von Lauten bezweckt, die schon vorher ebenso im Munde differenzierten wie sie sich nun auch dem Auge darstellen sollten, so ist »gar nicht auszudenken, wieso gerade dabei die Leute Fehler machen »sollten. Wenn man vorher εὐδοικοσι schrieb und doch unterschied, ob es ἦν δ' εὐκόσι oder ἦν δὲ οἰκῶσι oder ἐν δὲ οἰκοῦσι heißen sollte: wie kam man plötzlich dazu sich zu versehen, weil »man's nun gemäß der Aussprache verschieden schrieb?« Ja wie kam man dazu? Wie kommen unsere Kinder in der Schule dazu, orthographische Fehler zu machen, *ie* und *i*, *ß* und *ff* zu verwechseln, obwohl *dienen* und *binden*, *Füße* und *Flüsse* verschieden gesprochen werden? Der größte Teil der Schwierigkeiten, die beim Erlernen der Orthographie überwunden werden müssen, beruht ja

2) An der angeführten Stelle hat Köhler (1885) »die attischen Grabsteine des 3. Jahrhunderts« in bezug auf die Entwicklung des Alphabetes und der Schriftformen untersucht. Dabei ist er zu dem Ergebnis gekommen (S. 378): »daß das ionische Alphabet in Athen um die Mitte des 5. Jahrhunderts für private Aufzeichnungen auf Stein verwandt worden ist; es kann nicht wohl anders gedacht werden, als daß es in den literarisch gebildeten und tätigen Kreisen schon in der vorhergehenden Epoche im Gebrauch gewesen ist.«

darin, daß man sich gewöhnen soll, auf die feineren Unterschiede der eignen Aussprache zu achten und ihnen die durch fremde Autorität festgesetzten Unterschiede der Schreibung Punkt für Punkt entsprechen zu lassen. Das von Wilamowitz gegebene griechische Beispiel ist geeignet die Sache lächerlich zu machen, nicht, sie aufzuklären; denn dort wird die graphische Unterscheidung durch die erhebliche Verschiedenheit nicht nur der Aussprache sondern auch des Sinnes unterstützt. Da, wo bei gleicher oder doch dem Hinübergleiten einen Anhalt bietender Bedeutung geringe lautliche Abweichungen durch die Schrift bezeichnet werden sollten, können sehr wohl Fehler und Verwechslungen vorgekommen sein, zumal wenn der Text nicht nach dem Gehör aufgeschrieben sondern aus einer geschriebenen Vorlage kopiert wurde. Übrigens werden wir finden, daß Wilamowitz selbst diesen Einwand nicht allzu ernst meint, da er ihn durch einen der folgenden (4) wieder austreicht.

3. Die Unfruchtbarkeit des Prinzipes ist ein weiterer Vorwurf, der von demselben Gelehrten erhoben wird, wenn er S. 306 sagt: »Was hat sie [die Umschrifthypothese] denn erklären wollen im »Homer wie im Pindar? Nichts als die langweiligen ε und ο, ει und ου. Wer etwas mit ihr machen will, der finde wenigstens »ein η für h im Homer, γ für λ [muß heißen: λ für γ] im Äschylos, »ψχ für χξ bei Pindar, μ für ιβ, β für ε bei Epicharm. Bis das »geschehen ist, soll man von dem μεταγραμματισμός stille sein.« Diese Forderung ist ganz unbillig. Verwechslungen konnten natürlich nur da stattfinden, wo die beiden zu scheidenden Laute einander ähnlich waren. Denn wenn wir auch annehmen müssen, daß die homerischen Gedichte im Altertum vielfach mit mangelhaftem grammatischen Verständnis abgeschrieben wurden, so fehlte das Verständnis doch nicht völlig; wer aber h und η, γ und λ, χ und ψ verwechseln sollte, hätte dem Text ebenso fremd gegenüberstehen müssen, wie heute etwa der Telegraphist einer lateinischen Depesche.

4. Den eigentlich entscheidenden Grund, das Verfahren von Wackernagel und anderen zu verwerfen, findet Wilamowitz in der methodischen Inkonsequenz, zu der es führe. Er schreibt HU. 323 f.: »Gesetzt auch, die ἀρχαία σημασία wäre berechtigt als Erklärungsgrund zu dienen, wie sie καιροσέων und τεθνεώς, θείης u. a. m. »allerdings erklären würde, so hätte es doch keine Logik sich auf »sie zu berufen, weil so viele ganz analoge Erscheinungen mit ihr

»keinesfalls etwas zu schaffen haben können.« Hier wird also plötzlich zugegeben, daß gewisse Fälle sich doch aus einem Umschriftfehler erklären lassen; und dazu stimmt es dann, daß Wilamowitz ein andermal (Einl. in d. gr. Trag. [1907] = Herakl. I [1889] S. 126) von der Möglichkeit spricht, daß »sehr alte ionische Poesie« (z. B. Homer) aus altionischem in neuionisches Alphabet umgeschrieben wäre. Damit ist doch der zweite der vorher besprochenen Einwände freiwillig aufgegeben; aber auch der neue und letzte hält nicht stand. Das ist ja unzweifelhaft richtig, daß viele der Fehler, die in der Zeit der ersten schriftlichen Überlieferung in den homerischen Text gekommen sind, einfach entstanden, weil die Abschreiber unwillkürlich die modernen Formen ihrer eigenen täglichen Sprache an Stelle der altertümlichen epischen einsetzten; das sind alle die Fälle, von denen unser voriges Kapitel handelte. Die Beispiele, die Wilamowitz anführt, sind treffend gewählt:  $\acute{\iota}\epsilon\nu\alpha\iota$  für  $\acute{\iota}\mu\epsilon\nu\alpha\iota$ ,  $\eta\tilde{\omega}$   $\delta\tilde{\iota}\alpha\nu$  für  $\eta\acute{o}\alpha$   $\delta\tilde{\iota}\alpha\nu$ ,  $\mu\epsilon\iota\lambda\iota\chi\acute{\iota}\omicron\iota\varsigma$   $\acute{\epsilon}\pi\acute{\epsilon}\epsilon\sigma\sigma\iota$  statt  $\mu\epsilon\iota\lambda\iota\chi\acute{\iota}\omicron\iota\varsigma$   $\acute{f}\acute{\epsilon}\pi\acute{\epsilon}\sigma\sigma\iota$ ,  $\text{A}\acute{\iota}\acute{o}\lambda\omicron\upsilon$   $\kappa\lambda\omicron\tau\acute{\alpha}$   $\delta\acute{o}\mu\alpha\tau\alpha$  statt  $\text{A}\acute{\iota}\acute{o}\lambda\omicron\upsilon$ ,  $\eta\tilde{\nu}$   $\pi\omicron\upsilon$  für  $\alpha\tilde{\iota}$   $\kappa\epsilon\nu$  usw. Aber wenn er nun verlangt, daß nach dem Muster dieser Fälle auch diejenigen beurteilt werden müßten, bei denen an und für sich eine Erklärung aus falscher Umschrift möglich sein würde, so fragt man vergebens nach dem Grunde; der Satz, daß beide Gruppen »ganz analoge Erscheinungen« enthalten, soll doch erst bewiesen werden, er kann nicht sich selber beweisen. Vielmehr ist es vollkommen denkbar, daß die allgemeine Neigung, jüngere Sprachformen statt der im Text überlieferten einzuführen, in vielen Fällen durch die Unsicherheit in der Deutung einer älteren Niederschrift unterstützt wurde. Und es ist wichtig diesen Zusammenhang im Auge zu behalten; die Rücksicht auf ihn wird uns im voraus davor bewahren, einer an sich möglichen Annahme, die sich nachher doch als falsch herausstellen würde, weiter nachzugehen. Man könnte ja, der von Wilamowitz gegebenen Anregung folgend, die sicheren Umschriftfehler, die sich bei Homer finden, der Zeit des Überganges aus der älteren ionischen (O = o, ou, ω; E = ε, ει) in die jüngere ionische Schreibweise zuweisen; aber damit würde eben Verwandtes und Zusammengehöriges getrennt werden. Die falsche Deutung überlieferter Schriftzeichen hätte nicht einen so großen Umfang angenommen, wenn die epische Sprache damals, als ihr die neue Orthographie auferlegt wurde, noch in lebendiger Entwicklung

gewesen wäre; und umgekehrt würden athenische Leser und Schreiber die Formen der ihnen ungewohnten, altertümlichen Sprache schärfer aufgefaßt und minder leicht verwirrt haben, wenn sie ihnen bereits in der genauen Orthographie, deren sie selber täglich sich bedienten, vorgelegen hätten. Erst dadurch wurde die Versuchung zum Irrtum recht stark, daß neue Schreibregeln auf eine dem eigenen Leben fremde Sprache angewandt wurden. Die Abschreiber des fünften Jahrhunderts mußten um so bereitwilliger ein echtes  $\xi\omicron\varsigma$  τῆος in das ihnen gewohnte  $\xi\omega\varsigma$  τέως verwandeln, weil in der Schreibung EO nichts daran erinnerte, daß ηο gemeint sei. Leute, deren »eigne Rede das ei und e oft vermischte«, konnten freilich auch ohne schriftlichen Anlaß von τερνηρός zu τερνειώς abirren; aber dies mußte ihnen um so näher liegen, wenn die Vorlage, aus der sie abschrieben, für beide Lautgruppen nur das eine Zeichen EO hatte.

II. Wir haben gesehen, daß die Ansicht der Alexandriner von dem Einfluß der ἀρχαϊκὴ σημασία auf die Textgeschichte durch nichts erschüttert ist. Doch verdient der zuletzt erörterte Einwand noch genauere Betrachtung; er mag uns vor zu großer Zuversicht warnen. Wenn wirklich in allen Fällen, wo Erklärung aus falscher Umschrift möglich ist, sie nur als verstärkendes Moment zu einer andern Erklärung hinzukommt, so ist es doch im Grunde schwach um sie bestellt. Und daher kommt es wohl, daß so vielfach die Ansicht verbreitet ist, Wilamowitz habe diese ganze Theorie ein für allemal beseitigt. *Fabulam de erroribus τῶν μεταγραφημένων merito exposuit de Wilamowitz*; — — εἶτα (pro ἤταο) ἔκεια non errore scribendi sed ꝑrecentiorum studio vetusta suo ipsorum mori et pronuntiationi (ἔταο ἔκεια) adsimulandi nata sunt: so schrieb 1892 Wilhelm Schulze in seinen Quaestiones epicae p. 153. Daß beide Erklärungen sich nicht ausschließen, also nicht mit non — sed einander gegenübergestellt werden dürfen, ist soeben gezeigt worden. Aber es ist vorsichtiger, wir geben alle die Fälle, in denen beide zusammentreffen könnten, vorläufig preis und fragen, ob es Beispiele gibt, in denen nur die Erklärung aus falscher Umschrift, nicht auch die aus unwillkürlicher Modernisierung stattfinden kann.

1. η 407: καιροσέων δ' ὀθονέων ἀπολείβεται ὕγρον ἔλαιον. In diesem Verse hat das erste Wort den Gelehrten von jeher viel Not gemacht. Immerhin erkannte man, wie wir aus Eustathios



und den Scholien sehen, vereinzelt schon im Altertum, daß ein von *καῖρος* abgeleitetes Adjektiv darin stecke; und danach hat Lobeck (Pathol. Elem. [1853] p. 504 sq.) *καιροσσεών* hergestellt. Da mit *καῖρος* die Schnüre am Webstuhl bezeichnet werden, welche dazu dienen, die Fäden des Aufzuges in paralleler Lage zu halten und zu verhindern daß sie sich verwirren, so ist *καιρέσσαι ὀδύσαι* soviel wie »dichtgekettete, dichtgewebte Leinwand«. Wie der Irrtum in unserer Überlieferung entstanden sei, blieb dunkel. Dies hat erst Theodor Bergk (Philol. 16 [1860] S. 578—584) aufgeklärt und dem Dichter die kontrahierte Form *καιρουσσεών* zurückgegeben. Auf einer alten milesischen Weihinschrift (IGA. 488) nennt sich der Stifter *Τειχιω(ύ)σ(σ)της ἀρχός*. Das Alphabet dieser Inschrift steht in der Bezeichnung des *ου* ganz auf dem Standpunkt des älteren attischen; wenn wir also annehmen, daß in einem athenischen Exemplar der Odyssee, ebenfalls ohne Bezeichnung der Geminatio, *KAIPOΣEON* geschrieben war, so begreift es sich leicht, daß ein Abschreiber, der das ungewöhnliche Adjektiv *καιρόεις* nicht kannte, aus den unverständenen Buchstaben eine Form *καιροσσεών* machte. Dabei hat er aber die richtige Form nicht unter dem Einfluß seiner eigenen Sprache modernisiert, sondern einfach mißverstanden, weil die Zeichen des alten Alphabets eine doppelte Deutung zuließen.

2. *θεοοδής* brachte man früher mit *θεοειδής* zusammen. Die richtige Ableitung fand Buttmann im Lexilogus (I 43), indem er es auf *θεοδεής* zurückführte. Aber woher sollte das *ου* kommen? Da der Stamm von *δέος* ursprünglich mit *δϕ* anlautete, so ist als Grundform \**θεο-δϕειής* anzusetzen, und daraus konnte durch Vermittlung von \**θεοδϕής* nur *θεοδδής* werden (vgl. *ἔδδεισεν, περιδδείσασα*). Auch diese sprachgeschichtlich richtige Form können wir mit Wackernagel (Bzb. Btr. IV 274) dem Homertexte zurückgeben, wenn wir voraussetzen, daß auf einer gewissen Stufe der Überlieferung *δ* einfach geschrieben war, so daß *θεοδ(δ)ής* in *θεοοδής* verlesen werden konnte.

3. *θ 408 f.*: *ἔπος δ' εἶ πέρ τι βέβραται δεινόν, ἄφαρ τὸ φέροισεν ἀναρπάξασαι ἄλλαι*. So bittet Euryalos den Fremden um Verzeihung. »Furchtbares, Gewaltiges« hatte er nicht gesagt, aber *κερτόμια, ὀνειδεία ἔπεα*, Spottendes, Schmähendes: *κακὰ ἔλεγον*. Und mit *κακολόγον* erklärt Hesychios ein seltenes *δεννόν*; das zugehörige Verbum *δεννάζειν* kommt unter anderem bei Sophokles (Ai. 243, Ant. 759) vor, Herodot kennt (9, 107) das Substantiv:

παρά τοῖσι Πέρσῃσι γυναικὸς κακίῳ ἀκοῦσαι δέννος μέγιστός ἐστι. Ewald Bruhn, dem wir diese unzweifelhafte Korrektur verdanken, hat gestattet sie hier mitzuteilen. Die Entstehung des Irrtums liegt auf der Hand: ΔΕΝΟΝ war geschrieben, und wurde vom Abschreiber so gedeutet, wie es ihm geläufig war; die Bedeutung war nicht so unpassend, daß ein unkritischer Sinn hätte Anstoß nehmen müssen.

4. ὠλεσίκαρπος (x 510) stellt Wilhelm Schulze Quaest. ep. 159 zusammen mit einer Gruppe von Worten, die eigentlich einen kurzen Vokal in der ersten Silbe haben sollten, ihn aber unter dem Drucke des Metrums gedehnt zeigen: εἰρῆσῆ, εἰαρινός, εἰνοσίφυλλος, Δουλίχιον, δουλιχοδείρων. Wenn unser Wort statt des zu erwartenden ου ein ω zeigt, so meint Schulze, dies sei nach Analogie von ὠλεσα, ὄλωλα, ἐξώλης eingedrungen. Gewiß richtig; aber die Anlehnung an solche Formen hätte schwerlich erfolgen können, wenn ΟΥ schon in den ältesten Texten deutlich geschrieben gewesen wäre. Wir haben also den Fall, daß das Mißverstehen des alten Alphabetes durch ein anderes Moment, die unzeitige Erinnerung an verwandte Wörter, befördert worden ist; von Modernisierung einer ursprünglichen Lautgestalt kann auch hier nicht die Rede sein.

5. Das richtige Verständnis von περιώσιος (Δ 359. π 203) wird Gustav Meyer (KZ. 22 [1874] p. 487) verdankt, der zeigte, daß περιεῖναι darin steckt, also περιούσιος geschrieben werden muß. Die Verbesserung ist darum nicht minder sicher, weil die Herausgeber es bisher verschmäht haben von ihr Gebrauch zu machen. Der Ursprung des Fehlers aber kann auch hier nur darin liegen, daß in einer alten Vorlage O geschrieben war und die zwiefache Aussprache ου oder ω zuließ.

6. ναϊετάωσαν, ναϊεταώσης u. ä. ist an mehreren Stellen in allen oder den meisten Handschriften überliefert. Diese Form ist noch schlimmer als die große Masse der von den Verben auf ἄω gebildeten, weil sie nicht einmal durch Zerdehnung erklärt werden kann; es müßte dann wenigstens ναϊετώωσαν heißen. Tatsächlich gab es diese Lesart im Altertum, und sie wurde von Aristarch bevorzugt, wie Didymos zu Z 445 bezeugt: Ἄρισταρχος διὰ τοῦ ο »ναϊετώωσαν«. Offenbar hatte man erkannt, daß für die Schreibung αω überhaupt keine Erklärung möglich sei. Ebenso haben neuere Herausgeber geurteilt und sind entweder, wie La Roche und

Ludwich, dem Alexandriner gefolgt oder haben die einfache unkontrahierte Form *ναιετάουσαν*, *ναιεταούσης* hergestellt. Dies taten unter anderen Bekker<sup>2</sup> und Nauck, bei denen doch sonst die sogenannten zerdehnten oder assimilierten Formen beibehalten sind. Mit Recht sträubten sie sich gegen eine Korrektur, die den Ursprung des berichtigten Fehlers nicht deutlich machte; *ναιετάουσαν* kann nur aus *ΝΑΙΕΤΑΟΣΑΝ*, nicht aus *ΝΑΙΕΤΟΟΣΑΝ* verlesen sein<sup>3</sup>).

7. Auch die Formen *ἀρώσι* (ι 108), *δηίφεν* (δ 226), *δηίφοντες* (Λ 153), *δηιώοντο* (N 675) weichen von der Masse der zerdehnten ab, da sie nicht von *α*-Stämmen sondern von *ο*-Stämmen abgeleitet sind. Daher sind auch diese von mehreren Herausgebern, die sonst an der Zerdehnung keinen Anstoß nehmen, in *ἀρούσι*, *δηίοιεν*, *δηίόντες* korrigiert worden. Der Fehler stammt wieder aus dem älteren Alphabet, in dem *ου*, *οι*, *οο* und *ω*, *οφ*, *ω* nicht geschieden waren. Allerdings kam auch hier wie bei *οὐλεσίκαρπος* ein anderer Grund hinzu, der den Irrtum unterstützte: man erinnerte sich an falscher Stelle an die Flexion der Verba auf *άω*. (Der abweichenden Ansicht von Ehrlich wurde oben S. 111 gedacht.)

8. Zu *αἰὲν ὁμοστιχάει* O 635 bemerkt Schol. B: *συμπορεύεται βάρβαρον δὲ φησιν εἶναι αὐτὸ Διονύσιος*. Lobeck bezog den Tadel des Grammatikers auf die Endung und meinte, er habe *ὁμοστιχάει* für besser gehalten. Den wahren Grund des Anstoßes erkannte Bekker<sup>2</sup>, der Σ 577 (*χρύσειοι δὲ νομῆες ἄμ' ἐστιχάοντο βέεσιν*) zur Vergleichung heranzog und *ὁμοῦ στιχάει* schrieb. Das falsche Kompositum kann nur durch Mißverständnis der Zeichen *ΜΟΣ* entstanden sein<sup>4</sup>).

9. Die ungeheuerlichen Lesarten *ἐπιδημίου ἄκροεντος* (I 64) und *κακομηχάνου ἄκροέσσης* (Z 344) sind zuerst von Payne Knight

3) Daß *ναιετάουσαν* durch falsche Umschrift aus älterem Alphabet entstanden sein muß, erkennt auch A. Gemoll an (Homerische Blätter II, Progr. Striegau 1888. S. 17 f.), während er vorher Ludwich und Wilamowitz zugestimmt hat, »daß man den Homer schwerlich jemals anders als in ionischer Schrift geschrieben und gelesen« habe.

4) Ein gleichartiger Fall kommt hinzu, wenn K 515 (u. ö.) zu lesen ist: *οὐδ' ἄλαοῦ σκοπιῆν εἶχε*, wie in meiner Ausgabe vorgeschlagen ist. Für die wahrscheinlichste Deutung der überlieferten Zeichen halte ich dies auch heute noch.

in seiner Ausgabe und aufs neue von Georg Curtius (Grdz.<sup>3</sup> 449) dadurch beseitigt worden, daß das anlautende *o* zum vorhergehenden Worte gezogen und so ein paar Beispiele der altertümlichen Genitivendung *oo* neu gewonnen wurden. Man muß annehmen, daß die Buchstaben IOOKP von ungelehrten Abschreibern falsch abgeteilt worden sind, wobei wieder der Anklang an ein bekanntes Wort, das Adjektiv *ὀκροίεις* »spitzig«, den Irrtum erleichtern mochte. Dieses Beispiel ist besonders lehrreich, weil ihm eine Gruppe ähnlicher Fälle zur Seite steht, in denen wirklich das vorliegt, was Wilamowitz allgemein behauptet, die bloße Modernisierung eines altertümlichen Wortes. *Αἰόλου κλυτὰ δῶματα* hat er selbst angeführt; von ganz gleicher Art sind: *ἀγρίου πρόσθεν* X 313, *ἀνεψιοῦ χταμένοιο* O 554, *Ἀσκληπιοῦ δύο παῖδες* B 734, *Ἰλίου προπάροιθε* O 66, *ὁμοίου πολέμοιο* I 440. Auch hier hat die rechte Endung *oo* der attischen *ou* weichen müssen und hat nur in der metrischen Lücke, die dadurch entstand, eine Spur zurückgelassen. Aus *ἐπιδημίου κρούεντος* ist nicht, nach demselben Muster, *ἐπιδημίου κρούεντος* geworden, sondern die Entstellung ist hier andere Wege gegangen: der sicherste Beweis dafür, daß die Faktoren, deren Ergebnis sie ist, andere gewesen sind.

10. H 434: *τῆμος ἄρ' ἀμφὶ πυρὴν κριτὸς ἔγρετο λαὸς Ἀχαιῶν,*

Q 789: *τῆμος ἄρ' ἀμφὶ πυρὴν κλυτοῦ Ἑκτορος ἔγρετο λαός.*

In beiden Versen gibt *ἔγρετο* »erwachte« gar keinen Sinn und ist von Düntzer in *ἤγρετο* »versammelte sich« geändert worden. Läge der umgekehrte Fehler vor, so könnte man daran denken, daß die alte augmentlose Form unter der Einwirkung attischer Sprachgewohnheit in die augmentierte verwandelt worden sei; der irrtümliche Fortfall des Augmentes aber steht zu der sonst beobachteten Vorliebe der Schreiber für moderne Formen geradezu im Gegensatz und kann nur dadurch veranlaßt sein, daß ein in altem Alphabet geschriebenes ΕΓΡΕΤΟ falsch gelesen wurde. Ja, wenn wir wollten, so könnten wir hier den Spieß umdrehen und gegen Wilamowitz behaupten: weil bei *ἔγρετο* die Annahme einer unwillkürlichen Modernisierung ausgeschlossen sei, so dürfe man auch bei *εἰργάζετο* *ἐφάξει* u. ä. nicht hieran denken, sondern nur an falsche Umschrift aus dem attischen Alphabet. Aber freilich, diese Behauptung würde ebenso einseitig und unbillig sein wie die welche wir bekämpfen.

11. *ὠμηστῆς* ist zuerst von Wackernagel (S. 267) in das etymologisch richtige *ὠμεστῆς* korrigiert worden. Er hat gewiß recht mit

der Vermutung, daß der Gedanke an Wörter wie ὀρχηστῆς μολπηστῆς den Abschreiber verleitet habe E für η zu nehmen. —

Die Beispiele sind nicht sehr zahlreich, beweisen aber unzweifelhaft, daß falsche Umschrift von E und O als selbständige Fehlerquelle, unabhängig von dem Streben nach Modernisierung, wirksam gewesen ist. Ganz begreiflich, daß der Irrtum beim Abschreiben manchmal durch den Gedanken an irgend eine verwandte oder ähnlich klingende Bildung hervorgeleitet wurde. Solche Assoziationshilfen fanden wir in ὄλεσα (für 4), ὀρώσω (7), ὀκριόεις (9), ὀρχηστῆς (11); auch bei ἔγγρετο (10) hat natürlich die Verwechslung mit ἔγγρετο mitgewirkt. Eine Anregung dieser Art zu falscher Umschrift konnte nun auch dadurch gegeben werden, daß dem Schreiber, während er eine homerische Wortform aus der Vorlage herübernehmen sollte, die entsprechende Form der ihm geläufigen Sprache vorschwebte. Die beiden Erklärungen, deren Rechte wir gegeneinander abgewogen haben, schließen sich nicht gegenseitig aus, wie Wilamowitz wollte, sind aber auch nicht wie zwei Kreise deren einer den andern ganz umschließt, sondern wie Kreise, die sich schneiden und zum Teil decken: in vielen Fällen haben falsche Umschrift und der Modernisierungstrieb zusammengewirkt; aber es gibt auch falsche Lesarten, die nur auf dem zweiten, und es fehlt nicht an solchen, die nur auf dem ersten Wege entstanden sind.

III. Ein Bedenken gegen unsere Auffassung ist doch noch möglich: waren denn alle Homerausgaben des Altertums aus attischen Exemplaren abgeschrieben? Dies müßte doch der Fall sein, wenn Irrtümer, die in der gesamten späteren Überlieferung festsetzen, durch verkehrte Umschrift aus dem attischen Alphabet entstanden sein sollen. Die Frage muß ernstlich geprüft werden. Und dabei wird sich zugleich die schon früher (S. 118; vgl. 107 f.) angekündigte Entscheidung ergeben, daß wir recht getan haben den Wechsel der Orthographie nicht in die ältere Zeit zu verlegen, wo die Ionier selbst erst die genauere Bezeichnung der e- und o-Laute einführten.

Die eben hervorgehobene Schwierigkeit bestand nicht für Aristarch, auch nicht für Cobet; denn beide hielten Homer für einen geborenen Athener, und da verstand es sich von selbst, daß das Urexemplar seiner Dichtungen attisch geschrieben war. Aristonikos notierte zu N 497, wo die Dualformen Αἴαντες μεμαότες

vorkommen: ἡ διπλή, ὅτι συνεχῶς κέχρηται τοῖς δουικοῖς· ἡ δὲ ἀναφορὰ πρὸς τὰ περὶ τῆς πατρίδος· Ἀθηναίων γὰρ ἴδιον. Und Cobet hat seine Überzeugung, daß Athen Homers Heimat sei, wiederholt ausgesprochen, besonders deutlich MCr. 281, mit bezug auf die oben angeführte Bemerkung über den Dual: *Summo iure videtur Pisistratus de Homero dixisse: ἡμέτερος γὰρ κείνος ὁ χρύσεος ἦν πολυήτης. plurimis enim ex lingua Homericæ indicibus colligimus Athenis oriundum fuisse poetam.* Diese Ansicht teilt heute wohl kaum noch jemand; auch Arthur Ludwich (AHT. II 422) nennt den Standpunkt der beiden einen »isolierten und mehr als bedenklichen«, bei dem man nicht weiter zu verweilen brauche. Aber auf andere Weise läßt sich vielleicht die Frage, die wir aufwerfen mußten, befriedigend beantworten. Aus dem Altertum ist uns überliefert, daß zuerst Peisistratos die zerstreuten homerischen Gedichte gesammelt habe. Will man dies ernst nehmen, so bleibt nichts übrig als sich vorzustellen, daß durch die Redaktion des Peisistratos ein offizielles attisches Exemplar der beiden Epen geschaffen worden sei, aus dem dann alle oder doch fast alle späteren Abschriften geflossen wären. Unter dieser Voraussetzung würde man es verstehen, wie die Irrtümer, zu denen das attische Alphabet den Anlaß gegeben hatte, zu so vollkommener Herrschaft im Homer-texte gelangen konnten.

Doch wir dürfen uns bei dieser Erklärung nicht beruhigen. Die soeben angedeutete Ansicht von der peisistratischen Rezension ist zwar die, zu der sich Lachmann, Ritschl, Kirchhoff bekannten; aber sie ist zuerst von Lehrs, dann mit erneuter Heftigkeit von Wilamowitz und von Ludwich bekämpft worden. Die Einigkeit freilich zwischen diesen beiden ist auch hier nur scheinbar; Ludwicks Behandlung der Sache ist zugleich eine lebhaft Polemik gegen Wilamowitz. Unter Zusammenfassung aller früheren Arbeiten, unmittelbar anknüpfend an meine Darstellung in der 1. Auflage dieses Buches, die er zu widerlegen meint, hat dann Matthaëus Valetton in einem Aufsätze der *Mnemosyne* (1896) die vielumstrittene Frage noch einmal behandelt; er hat hier und da nützliche Anregung gegeben eine Einzelheit klarer zu fassen, zur Beurteilung im ganzen aber nichts neues hinzugebracht<sup>5)</sup>.

5) Valetton, *De carminum Homericorum recensione Pisistrateæ*. *Mnemos.* n. s. 24 (1896) p. 405—426. — H. J. Polak in seiner inhaltreichen

Die Nachrichten aus dem Altertum sind bei Wolf Proleg. p. 143 gesammelt und brauchen hier nicht alle wiederholt zu werden. Wenn in ihnen unklare, ja völlig phantastische Vorstellungen mehrfach sich breit machen, so wäre es ebenso unkritisch diese anzunehmen, wie um ihretwillen den historischen Kern, der doch darin stecken kann, zu verwerfen<sup>6)</sup>. Das älteste Zeugnis steht bei Cicero de orat. III 34, 137: *Quis doctior illis temporibus aut cuius eloquentia litteris instructor fuisse traditur quam Pisistrati? qui primus Homeri libros confusos antea sic disposuisse dicitur, ut nunc habemus*. Eine besonders genaue Darstellung fand Ritschl in einem Plautus-Scholion einer italienischen Handschrift des 15. Jahrhunderts, das sich selbst als Übersetzung aus dem Aristophanes-Kommentar des Tzetzes (Caecius) bezeichnet. Nachdem die gelehrten Veranstaltungen des Ptolemäus Philadelphus geschildert sind, heißt es dort: *Ceterum Pisistratus sparsam prius Homeri poesim ante Ptol(emaem) Philadelphum annis ducentis et eo etiam amplius sollerti cura in ea quae nunc exstant redegit volumina, usus ad hoc opus divinum industria quattuor celeberrimorum et eruditissimorum hominum, videlicet Concyli, Onomacriti Atheniensis, Zopyri Heraclotae et Orphei Crotoniatae; nam carptim prius Homerus et non nisi difficillime legebatur*. Auf Grund dieses Scholions und mit Benutzung der sonstigen Nachrichten unternahm es im Jahre 1838 Ritschl in einer besonderen Schrift<sup>7)</sup> eine positive Anschauung von der Bedeutung der peisistratischen Redaktion zu gewinnen. Dagegen wandte sich Lehrs 1862 in einem Aufsätze des Rheinischen Museums<sup>8)</sup>. Er suchte die überlieferte Vorstellung von einer Kommission des Peisistratos lächerlich zu machen, führte aber allerdings

Abhandlung »De jongste Gedanteverwisseling der Homerische Kwestie« (1896; s. oben S. 115), die sich in eingehender und im übrigen fruchtbarer Kritik mit meinen »Grundfragen« beschäftigt, widmet dem Kapitel über Peisistratos nur einigen Spott; wie aber er selbst sich den starken attischen Einfluß erklärt, den das Epos bei seiner ersten schriftlichen Aufzeichnung erfahren hat, sagt Polak nicht.

6) Dies letztere tut Valeton Mnemos. 24 p. 419—423, und scheint auf diesen Teil seiner Arbeit besonderen Wert zu legen.

7) Die alexandrinischen Bibliotheken unter den ersten Ptolemäern und die Sammlung der homerischen Gedichte durch Pisistratus; jetzt Opusc. I, 1 ff.

8) Zur homerischen Interpolation; jetzt als viertes Epimetrum in seinem »Aristarch«.

auch einen sehr wichtigen Grund gegen sie an: die Alexandriner, Zenodot und Aristophanes sowohl wie Aristarch, erwähnen nirgends die Tätigkeit des Peisistratos<sup>9)</sup>. Weder von einer Sammlung die er veranstaltet habe, noch von Lesarten seiner Ausgabe, noch von Interpolationen, wie sie anderwärts ihm zur Last gelegt werden, ist bei den drei großen Grammatikern auch nur mit einem Worte die Rede. Daraus zog Lehrs den Schluß, daß jene Nachricht, die zuerst bei Cicero auftaucht, eine späte Legende sei, für die er freilich Zeit und Art der Entstehung nicht anzugeben wußte.

An diese Beweisführung knüpfte 1884 Wilamowitz an (HU. II 1). Er behauptete, die Alexandriner hätten doch von der Tätigkeit des Peisistratos gewußt, und das zeige sich an zwei Stellen. 1. Der Vers B 558 (στῆσε δ' ἄγων, ἔν' Ἀθηναίων ἴσαντο φάλαγγες) wird mehrfach im Altertum als eine Interpolation bezeichnet, die Peisistratos gemacht habe, um den Anspruch der Athener auf Salamis zu beweisen, das er doch tatsächlich mit Gewalt den rechtmäßigen Besitzern, den Megarern, abgenommen hatte. Da nun dieser Vers außer in anderen Handschriften auch im Venetus A fehlt, so schließt Wilamowitz, daß Aristarch ihn als peisistratische Fälschung erkannt und ausgeworfen habe. Er sagt (S. 238): »Aristarch ist »weit entfernt die peisistratischen Interpolationen nicht zu kennen: »er wagt auf Grund derselben, was er sehr selten wagt, er wirft »den Vers ganz und gar aus.« — 2. Wenige Verse vorher heißt es von Menestheus, B 553—555:

τῷ δ' οὐ πῶ τις ὁμοῖος ἐπιχθόνιος γένετ' ἀνὴρ  
κοσμήσαι ἵππους τε καὶ ἀνέρας ἀσπιδιώτας·  
Νέστωρ οἷος ἔριζεν, δὲ γὰρ προγενέστερος ἦεν.

Diese drei Verse wurden von Zenodot verworfen, von Aristarch aber verteidigt, worüber Aristonikos berichtet: ἡ διπλῆ περιστιγμένη, ὅτι Ζηνόδοτος ἀπὸ τούτου τρεῖς στίχους ἠθέτηκεν, μήποτε διότι διὰ τῶν ἐπὶ μέρους οὐδέποτε αὐτὸν διατάσσοντα συνέστησεν. πολλὰ μέντοι Ὅμηρος κεφαλαιωδῶς συνίστησιν, αὐτὰ τὰ ἔργα παραλιπών, ὡς τὴν Μαχάονος ἀριστείαν »παῦσεν ἀριστεύοντα κτλ.« (Δ 506). Da Aristarch hier von dem Grunde, der seinen Vorgänger zur Athetese bestimmt habe, nur zweifelnd (μήποτε) spricht, so vermutet

9) Über den — wieder aufgegebenen — Gedanken, eine wenigstens mittelbar erkennbare Spur dieser Art nachzuweisen, wird weiterhin (S. 133) kurz berichtet werden.



Wilamowitz (S. 239), daß er den wahren Grund des Zenodot nicht erkannt habe; in Wirklichkeit habe dieser die Verse deshalb gestrichen, weil er auch sie für eine Interpolation des Peisistratos gehalten habe. Zu dieser Annahme ist Wilamowitz dadurch geführt worden, daß es nachweislich im Altertum Gelehrte gab, die den ganzen Abschnitt über Athen (546—556), innerhalb dessen die drei von Zenodot gestrichenen Verse stehen, für unecht hielten und auf Peisistratos zurückführten.

Gegen diesen Angriff wird nun Lehrs von Ludwig in Schutz genommen (AHT. II § 43). Nicht ganz mit Unrecht. Denn in beiden Fällen schreibt Wilamowitz den Alexandrinern Motive zu, von denen nichts überliefert ist, während er diejenige Begründung ihrer Ansichten, die überliefert ist, verwirft. Wenn an der zweiten Stelle Aristarch den Gedanken, den er bei Zenodot vermutet und seinerseits widerlegen will, vorsichtig mit μήποτε einleitet, so entspricht das ganz dem besonnenen Charakter seiner Kritik: er verdient dafür eher Anerkennung als Mißtrauen. Jedenfalls war, wenn es sich darum handelte den leider nicht ausgesprochenen Anlaß zu Zenodots Athetese durch Vermutung zu ergänzen, Aristarch eher in der Lage das Richtige zu finden als Wilamowitz. Was dieser für seine Ansicht anführt, ist nur scheinbar von Gewicht: die Behauptung des Megarers Dieuchidas, daß der ganze von Athen handelnde Abschnitt durch Peisistratos eingeschoben sei, braucht mit dem was Zenodot über drei Verse aus dieser Partie urteilte nichts zu tun zu haben, ja kann kaum etwas damit zu tun haben, weil sich beide Athetesen dem Umfang nach nicht decken. Und was den ersten Fall (B 558) betrifft, so ist uns hier ausdrücklich bezeugt, weshalb Aristarch den Vers nicht habe gelten lassen. Zu Γ 230 bemerkt Aristonikos: ἡ διπλῆ, ὅτι πλησίον ὁ Ἰδομενεὺς Αἴαντος τοῦ Τελαμωνίου ἐτάσσετο <καί> κατὰ τὴν ἐπιπόλησιν (Δ 251. 273) συμφώνως. παραιτητέον ἄρα ἐκεῖνον τὸν στίχον τὸν ἐν τῷ καταλόγῳ (B 558) ὑπὸ τινῶν γραφόμενον »στῆσε δ' κτλ.«· οὐ γὰρ ἦσαν πλησίον Αἴαντος Ἀθηναῖοι. Diese zuverlässige und unzweideutige Nachricht meint Wilamowitz mit seiner abweichenden Ansicht über Aristarchs Beweggrund dadurch vereinigen zu können, daß er sagt (S. 239): Aristarch würde den Vers zwar aus sachlichen Gründen auch dann athetiert haben, wenn er diplomatisch unverdächtig gewesen wäre; er hat ihn aber deswegen ausgelassen, weil er in den Ausgaben seiner Vorgänger Aristophanes und Zenodot

nicht stand. Ludwich ist ganz im Rechte, wenn er gegen die Art protestiert, wie hier überlieferte Nachrichten eliminiert werden, um haltlosen Vermutungen Platz zu machen, Vermutungen noch dazu, die zu dem was ihr Urheber wenige Zeilen vorher gesagt hat im Widerspruch stehen. Denn wenn Aristarch den Vers deshalb nicht in seine Ausgabe aufnahm, weil er schon in denen seiner Vorgänger nicht enthalten war, wie kann er es denn gewesen sein, der ihn »auf Grund« seiner Ansicht von den peisistratischen Interpolationen »auswarf«? Auch der Wortlaut bei Aristonikos zeigt übrigens, daß wir es hier nicht mit einem Beispiel besonderer Kühnheit seines Meisters zu tun haben, vielmehr wieder mit einem Zuge von Vorsicht: Aristarch scheute sich ἐκείνον τὸν στίχον τὸν ὑπό τινων γραφόμενον in seinen Text einzusetzen. Die Tatsache daß der Vers nur in einigen der Handschriften, die Aristarch benutzte, zu lesen war, könnte allerdings mit einer Fälschung durch Peisistratos in der Weise zusammenhängen, daß die von ihm versuchte Interpolation diesmal nicht ganz durchgedrungen wäre. Wilamowitz deutet (S. 239. 240. 242) auf eine solche Möglichkeit hin; und ich selbst glaube, daß der Hergang so gewesen ist. Ist er das aber, so fehlt jeder Anhalt für den Glauben, daß Aristarch oder seine Vorgänger, in dem was sie lehrten und schrieben, auf die Annahme peisistratischer Interpolationen und damit indirekt auf die einer Redaktion durch Peisistratos irgendwo Bezug genommen hätten.

So weit sind Lehrs und Ludwich also im Rechte. Ob aber die Alexandriner in diesem Falle von dem, wovon sie nicht sprechen, überhaupt nichts gewußt haben, das ist eine ganz andere Frage. Lehrs selber drückte sich in dieser Beziehung sehr vorsichtig aus (Ar.<sup>2</sup> 450): die Nachrichten von der Tätigkeit des Peisistratos enthielten »ganz unbegründete, den alten alexandrinischen Kritikern, »einem Zenodot, einem Aristarch unbekannte oder durch und »durch verachtete Annahmen und Vorstellungen«. Und ähnlich erklärte Ludwich (AHT. II 403): »das Schweigen des Aristonikos »und Didymos, bei so dringender Veranlassung es zu brechen, »kommt einem Nichtwissen oder einem absichtlichen Verdammungs- »urteil völlig gleich.« Praktisch aber haben nachher beide Gelehrte die zweite Möglichkeit nicht weiter beachtet, sondern so gesprochen, als sei es erwiesen, daß die Vorstellung von einer peisistratischen Ausgabe der homerischen Gedichte den Alexandrinern unbekannt

gewesen sei. Und doch liegt das Richtige auf der andern Seite. Wilamowitz hat festgestellt, daß bereits im 4. Jahrhundert v. Chr. die Behauptung, Peisistratos habe den Homertext interpoliert, öffentlich ausgesprochen war; und für diesen Vorwurf war es eine notwendige Voraussetzung, daß man gläubte, die Redaktion der homerischen Gedichte in der herrschenden Fassung gehe auf Peisistratos zurück.

Diogenes von Laerte (I 2, 9) sagt in einer Aufzählung der Verdienste Solons: τὰ τε Ὀμήρου ἐξ ὑποβολῆς γέγραφε ῥαψωδῶσαι, αἶον, ἔπου ὁ πρῶτος ἔληξεν, ἐκεῖθεν ἄρχεσθαι τὸν ἐχόμενον· μᾶλλον οὖν Ὀμηρον ἐφώτισεν ἢ Πεισιστρατος (ὅσπερ συλλέξας τὰ Ὀμήρου ἐνεποίησέ τινα εἰς τὴν Ἀθηναίων χάριν) ὡς φησι Διευχίδας ἐν εἰ Μεγαρικῶν. ἦν δὲ μάλιστα τὰ ἔπη ταῦτα· »οἱ δ' ἄρ' Ἀθήνας εἶχον« καὶ τὰ ἐξῆς. Die Ergänzung ist von Ritschl (Opusc. I 54), wird von Wilamowitz (HU. 240) gebilligt und ist der Sache nach jedenfalls gesichert. Die Frage, wann der hier genannte Gewährsmann, Dieuchidas, gelebt habe, hat zuerst Wilamowitz erörtert und durch scharfsinnige Kombinationen beantwortet (S. 241. 251), nach denen es als feststehend gelten kann, daß Dieuchidas im 4. Jahrhundert v. Chr. lebte. Was er über die Fälschungen lehrte, die Peisistratos im Interesse der attischen Politik vorgenommen habe, war vielleicht bloße Vermutung, eingegeben durch den Haß des Megarers gegen die Unterdrücker seiner Vaterstadt, aber — auch dies hat Wilamowitz (S. 243 ff.) erkannt und glaublich gemacht — eine richtige Vermutung. Für diese aber diente zur unentbehrlichen Grundlage die Vorstellung, daß Peisistratos einen Text des Homer hatte herstellen lassen. Fragen wir weiter, woher Dieuchidas diese Voraussetzung für seine Polemik gewonnen hatte, so bekommen wir von Wilamowitz keine ganz klare Antwort. Einmal heißt es (S. 254): »Nur die Interpolation konnte Dieuchidas »erschließen; die Rezension mußte für seine Ansicht etwas Gegebenes »sein.« An einer späteren Stelle aber (S. 262 f.) wird die Sache so dargestellt, als habe Dieuchidas aus dem Zustande des Homertextes und aus dem hergebrachten Vortrage bei den Panathenäen erst den Schluß gezogen, daß in Athen durch Peisistratos die epischen Gesänge gesammelt worden seien. Die erste dieser beiden sich widersprechenden Ansichten muß entschieden vorgezogen werden. Nirgends ist überliefert, daß Dieuchidas von der Redaktion des Peisistratos überhaupt gesprochen habe; bei Diogenes steht

ihre Erwähnung innerhalb der von Ritschl ergänzten Worte. Nur das ist klar: der Vorwurf, Peisistratos habe den Homer interpoliert, konnte von dem megarischen Historiker nicht erhoben werden, wenn er nicht voraussetzte, daß die allgemein verbreitete Gestalt des Textes auf Peisistratos zurückgehe; und dieser Vorwurf hatte nur dann Aussicht auf die Leser Eindruck zu machen, wenn auch ihnen der Gedanke geläufig war, daß die Athener den homerischen Gedichten die abschließende Redaktion gegeben hätten. Wir dürfen also annehmen, daß dieser Gedanke, gleichviel ob durch Überlieferung erhalten oder durch Kombination gefunden, im 4. Jahrhundert allgemein verbreitet war. Er kann also auch den Alexandrinern nicht unbekannt geblieben sein.

Wie kommt es, daß trotzdem keiner von ihnen die Sache erwähnt? Ich meine, der Grund läßt sich noch einigermaßen erkennen. Hans Flach hat es in seiner Schrift »Peisistratos und seine literarische Tätigkeit« (Tübingen 1885) sehr wahrscheinlich gemacht, daß die bei Cicero erhaltene Nachricht von der kritischen Tätigkeit des Peisistratos aus pergamenischer Tradition stamme, und weiter, daß diese Ansicht überhaupt in der Schule des Krates von Mallos rezipiert gewesen sei. Nun ist es ein auch in der heutigen Gelehrtenwelt beliebtes Verfahren, unbequeme Ansichten eines Gegners dadurch zu bekämpfen, daß man sie totzuschweigen sucht; auch die Philologen des Altertums werden es verstanden haben dies Mittel zu benutzen<sup>10)</sup>. Damit ist freilich noch nicht das Auffallende der Tatsache beseitigt, daß auch von Lesarten attischer Exemplare des Homer bei den Alexandrinern nirgends die Rede ist, während doch die Ausgaben anderer Städte (Massilia, Chios, Argos usw.) mehrfach erwähnt werden. Aber dies hat bereits Ritschl (Op. I 49 f.) einleuchtend erklärt; und seine Grundanschauung stimmt zu dem, was wir im 2. Kapitel in bezug auf die Einheitlichkeit der antiken Vulgata erkannt haben (S. 42 f.). Die gesamte schriftliche Tradition der homerischen Epen im Altertum, mit Einschluß der Ausgaben *κατὰ πόλεις*, ging auf die athenische Quelle zurück; der attische Text bildete die gemeinsame Grundlage und »allgemeine

10) Valeton Mnemos. 21 p. 410 will dies für Aristarch gelten lassen, nicht für Zenodot, der älter sei als die pergamenische Schule. Aber von Zenodots Lehren wissen wir soviel weniger als von denen Aristarchs, daß in bezug auf ihn der Schluß *ex silentio* vollends unstatthaft ist. Vgl. die S. 133 angeführte Äußerung Roemers.

Voraussetzung, worauf alle Ausübung homerischer Kritik beruhte, und so fiel die Notwendigkeit ihn in einzelnen Fällen mit Namen zu nennen von selbst weg; am wenigsten konnte daran gedacht werden, ein athenisches oder attisches Exemplar in demselben Sinne und auf der gleichen Stufe wie ein chiisches, massilisches, sinopisches zu erwähnen. Lehrs (Ar.<sup>2</sup> 449) will diese Auskunft nicht recht gelten lassen: wenn die Alexandriner »bestimmt wußten, alle unsere Texte gehen auf eine Redaktion des Pisistratus zurück«, dann hätte sich »bei so ausgebildetem Zurückgehen auf die Lesarten gar zu natürlich der Gedanke einstellen« müssen, »dies oder jenes trage den Stempel jenes Ursprunges an sich, zumal »da Aristarch den Homer für einen Athener hielt und die Atticisten im Homer beobachtete.« Aber gerade das, was Lehrs hier als erschwerendes Moment geltend macht, ist geeignet die Schwierigkeit zu heben; Aristarch konnte gar nicht daran denken, den Zustand des homerischen Textes im ganzen oder im einzelnen aus dem Fortwirken einer ersten athenischen Ausgabe zu erklären; denn die Tatsachen und Beobachtungen, durch die andere zu einer solchen Annahme geführt worden waren, erledigten sich ihm in viel einfacherer Weise dadurch, daß er den Dichter selbst für einen geborenen Athener hielt. Für uns, die wir alle überzeugt sind, daß er darin irrte, wächst eben dadurch die Wahrscheinlichkeit des entgegenstehenden Erklärungsversuches, desjenigen, den die Pergamener guthießen und an den Dieuchidas mit seinen Vorwürfen anknüpfte.

IV. Aber nicht bloß einer ernsthaften Diskussion würdig ist die Nachricht, daß zur Zeit und unter dem Einflusse des Peisistratos Ilias und Odyssee ihre jetzige Gestalt erhalten haben: wir müßten diesen Ursprung der schriftlichen Überlieferung, wenn er nicht von alters her bezeugt wäre, geradezu postulieren. Dafür sprechen folgende Gründe.

1. Die Verse in B sind nicht die einzigen, die im Altertum als peisistratische Fälschung angesprochen wurden; weitere Fälle derart hat Wilamowitz (HU. 259 f.) zusammengestellt. Hereas von Megara behauptete, daß λ 631 (Θησέα Περίθοόν τε, θεῶν ἐρικυδέα τέχνα) die Erwähnung des athenischen Nationalhelden durch Peisistratos interpoliert sei. Das »Haus des Erechtheus«, das γ 84 erwähnt wird, kann kein anderes sein als der alte Polias-tempel in Athen. Daran, daß Homer diesen kennt, brauchte Aristarch

keinen Anstoß zu nehmen, aber sein Zeitgenosse Chairis nahm Anstoß und hielt die Stelle für nachträglich eingeschoben; und ihm werden wir, mit Wilamowitz (S. 247 f.), beistimmen. Daß die Δολώ-  
 νεια ursprünglich für sich bestanden habe und erst durch Peisistratos an ihren jetzigen Platz gebracht worden sei, ist eine alte Vermutung, die uns unter anderem in einem Scholion des Townleyanus zu K 1 überliefert ist: φασὶ τὴν ῥαψωδίαν ὄφ' Ὀμήρου ἰδίᾳ τετάχθαι καὶ μὴ εἶναι μέρος τῆς Ἰλιάδος, ὑπὸ δὲ Πεισιστράτου τετάχθαι εἰς τὴν ποιήσιν<sup>11)</sup>. Neuerdings will Louis Erhardt<sup>12)</sup> in der Rolle, welche in diesem Gesange Athene spielt, eine Spur attischer Herkunft finden. Die Verse λ 566—631 hat Wilamowitz als späte Interpolation ausgeschieden und in einem geistreichen Exkurs den religiösen Boden geschildert, aus dem, eben wieder in Athen, dieser jüngste Sproß des Epos hervorgewachsen sei. Mag dem sein wie ihm wolle, und mag man solchen kritischen Hypothesen noch so mißtrauisch gegenüberstehen, als gesichert kann gelten, daß in B, γ, λ athenische Interpolationen stattgefunden haben und, was das Wichtigste ist, zu vollkommener Herrschaft gelangt sind. Das Lob des Menestheus (B 553—555) las schon Herodot (VII 161) in seinem Exemplar der Ilias; und den Vers über Salamis (B 558),

11) Ähnlich Eustathios. Adolf Roemer (Homerische Gestalten und Gestaltungen [Sonderabdruck aus einer Festschrift der Univ. Erlangen, 1901] S. 16 f.) kombinierte diese Nachricht mit der Bemerkung des Aristonikos zu I 709: ὅτι τῶ ἀπαρεμφάτῳ ἀντὶ τοῦ προστακτικοῦ κέχρηται, καὶ ὅτι τῇ ἐχομένῃ Ἀγαμέμνων ἀριστεύει. Er meinte, zu τῇ ἐχομένῃ sei zweifellos ῥαψωδία zu ergänzen; also habe sich in dem von Aristarch anerkannten Corpus Iiacum Λ an I angeschlossen. Daraus schien zu folgen, daß auch die im Townleyanus angedeutete Begründung der großen Athetese und die Bezugnahme auf Peisistratos dem Aristonikos bekannt gewesen sei. Solcher Ansicht widersprach Arthur Ludwig (BphW. 1902 S. 37), indem er dem sonstigen Sprachgebrauche gemäß τῇ ἐχομένῃ (ἡμέρα) ergänzte. Roemer hat denn bald nachher in den »Homerischen Studien« (Abhdlgn. bayer. Akad. philol.-philos. 22, 1902) seine Auffassung des Scholions zu I 709 aufgegeben, sicher mit Recht. Aber ebenso recht hat er, wenn er dort (S. 439) das Kapitel über »Aristarch und die Rezension des Pisistratos« mit den Worten schließt, »daß, wenn ein Aristonikos »schweigt über die Redaktion des Pisistratos, dies durchaus kein Beweis »ist, daß dieselbe im Nachlaß der alexandrinischen Philologen sich nicht »gefunden und nicht von ihnen berücksichtigt worden ist.«

12) Die Entstehung der homerischen Gedichte (Leipzig 1894) S. 164. Erhardt bekennt sich (S. CIX) ausdrücklich zu dem Glauben an die Redaktion durch Peisistratos.

das einzige dieser interpolierten Stücke das nicht in alle Handschriften des Altertums und der späteren Zeit übergegangen ist, hielt jedenfalls Aristoteles (Rhetor. I 15) für echt. Die Interpolationen des Peisistratos haben also glänzenden Erfolg gehabt. Auch Wilamowitz (S. 240) fragt: »Wie in aller Welt hätte Peisistratos »interpolieren sollen, wenn er keinen Text machte, und zwar, da »die Verse in allen Exemplaren standen, den Vulgärtext machte?« Merkwürdig genug — auch Ludwich (II 404) wundert sich darüber — daß Wilamowitz nicht selbst aus dieser Erwägung den Schluß gezogen hat, daß die »Peisistratos-Legende« in Wahrheit etwas ganz anderes als eine Legende ist.

2. Noch einen anderen Grund dafür hat gerade Wilamowitz kräftig hervorgehoben und anschaulich gemacht: die attische Färbung der homerischen Sprache. Er schildert (S. 255 ff.) zunächst das Fortleben des Epos im athenischen Kulturkreise in der Zeit vor Entstehung der Tragödie. »Das Epos ward in Athen gern »gehört, gern gelernt und gelesen; es unterlag demnach derselben »Metamorphose in Athen, der es allerorten unterlag; zum Teil un- »willkürlich, indem die attische Sprache eindrang wo sie konnte, »zum Teil durch Ein- und Nachdichtung, indem die Lehrenden »und Lernenden, die gewerbsmäßigen und die gelegentlichen Erzähler, die Überlieferung mit derselben Freiheit behandelten, wie »es seit den Tagen der ersten Dichter alle getrieben hatten, die »das Epos weitergegeben hatten. Zu den chiischen, milesischen, »halikarnassischen, kyprischen, korinthischen Schichten, die über »dem alten äolischen Grundstocke sich abgelagert hatten, trat die »jüngste, die athenische.« Seit den Erfolgen der Perserkriege habe sich dann Athen zur »Kapitale von Hellas« gehoben; »mochte sein »politischer Vorrang bestritten sein, an der geistigen Suprematie »war nichts zu ändern.« So sei es im 5. Jahrhundert gewesen, und der Sturz des Reiches habe darin keine Änderung gebracht. »Der politische Untergang Athens steigert sogar nur den geistigen »Einfluß. Athen zentralisiert die Bildung: kein Wunder, daß die »Nachwelt den Homer durch Athen empfing; Athen zentralisiert »den Buchhandel: kein Wunder, daß man nachher nur attische »Homere hatte. — — Wir würden einen anders entstellten, aber »auch einen entstellten lesen, wenn statt Athen etwa Korinth die »weltgeschichtliche Rolle gespielt hätte.« Wilamowitz hält es *in abstracto* für möglich, »daß im 4. oder 3. Jahrhundert Handschriften

»existiert haben, welche vom Attischen unbeeinflußt waren. — —  
 »Aber die abstrakte Möglichkeit hilft zu nichts; das konkrete  
 »Faktum ist für keinen Vers erwiesen und wird in irgendwie er-  
 »heblicher Ausdehnung niemehr erwiesen werden können.« Ich  
 habe diese Sätze wörtlich mitgeteilt, weil sich die richtige An-  
 schauung von den Tatsachen, die in ihnen enthalten ist, schwerlich  
 besser würde ausdrücken lassen. Ausführlicher kommt derselbe  
 Gelehrte in dem Kapitel über die »μεταγραφόμενοι« auf den atti-  
 schen Einfluß zu sprechen, den er hier (S. 304. 323) auch durch  
 einzelne Beispiele erläutert: ἕως τέως, ἕωσφόρος, Ἀγέλεως, Πηλέως  
 οἰέ für Πηλῆος οἰέ, Ἀτρεΐδης für Ἀτρεΐδης, zahlreiche Fälle von  
 Kontraktion, die den Vers stören usw. Ein Teil der Beispiele, die  
 Wilamowitz anführt, ist allerdings insofern anfechtbar, als in ihnen  
 wohl nicht eine attische Tünche auf echte Formen der epischen  
 Sprache aufgetragen ist, vielmehr das ionische Element erscheint,  
 welches innerhalb der lebendigen epischen Sprache dem älteren  
 äolischen beigemischt ist. Dahin gehört z. B. ἰέναι für ἴμεναι und  
 vor allem (S. 324) die Vernachlässigung des *f*, von der im näch-  
 sten Kapitel noch die Rede sein wird. Aber wichtige Gruppen  
 kommen hinzu. Die zerdehnten Formen der Verba auf *άω* setzen,  
 wie wir gesehen haben (S. 106. 112), als Vorstufe einen Zustand  
 des Textes voraus, in dem dieselben Formen kontrahiert, und  
 zwar nach attischer Weise, geschrieben waren. Und weiter,  
 das vielfache Schwanken und die Widersprüche, die in unseren  
 Handschriften wie in den Ansichten der Grammatiker in betreff  
 der Aspiration bei Homer hervortreten<sup>13)</sup>, lassen noch erken-  
 nen, daß die echte, d. h. vorattische, epische Sprache in der  
 Weglassung des Spiritus asper der ionischen Mundart Herodots  
 entweder gleich oder doch sehr nahe stand. Wenn Aristarch  
 ἄδην, ἄδινός, ἄθρόος verlangte statt ᾄδην, ᾄδινός, ᾄθρόος, so folgt  
 daraus für die Frage nach dem echt homerischen Lautbestande  
 gar nichts; denn Aristarch hielt Homer für einen Athener und  
 war durch diese irrthümliche Anschauung außer stand gesetzt,  
 die Reste der ursprünglichen, nicht bloß äolischen sondern auch  
 ionischen Psilosis, die sich bei Homer erhalten hatten, richtig zu  
 beurteilen.

<sup>13)</sup> Belege dafür findet man bequem zusammengestellt bei Kühner-  
 Blaß, Ausführl. Gramm. d. griech. Sprache I (1890) S. 410.



Der geschilderte Tatbestand liegt so offen zutage, daß es eigentlich nicht nötig sein sollte ihn selbst erst noch gegen die Behauptung, er sei gar nicht vorhanden, zu verteidigen. Aber Arthur Ludwich nötigt uns hier wieder zum Verweilen. In § 44 seines zweiten Bandes sucht er zu beweisen, daß ein nennenswerter attischer Einfluß auf den Homertext überhaupt nie stattgefunden habe: und zwar bestreitet er dies hauptsächlich deshalb, weil die Tatsache nirgends durch äußere Zeugnisse bescheinigt ist. Einige seiner Äußerungen hierüber haben wir schon bei früherer Gelegenheit (S. 83) angeführt. Er konstatiert weiter (S. 448), »daß die alexandrinischen Diorthoten von irgendwelcher besonderen Einwirkung der Athener auf die homerische Überlieferung entweder überhaupt keine Ahnung hatten oder doch sicherlich nicht im mindesten überzeugt waren.« Er meint, »ihr durchgängiges Schweigen über jegliche speziell attische Tradition spreche hier lauter als viele Worte.« Daß Aristarch unter den ziemlich zahlreichen Homercodices, auf Grund deren er seine Rezension schuf, keinen athenischen namhaft gemacht habe, sei »ganz unerklärlich« unter der Voraussetzung, daß »er von gewaltamen, stetig fortgesetzten epichorischen Brechungen der natürlichen Fortpflanzung zumal an demjenigen Orte, den er für die Heimat des Dichters hielt, wirklich irgend etwas Verlässliches gewußt hätte.« Nirgends vielleicht tritt die Hilflosigkeit des Standpunktes, den der Königsberger Gelehrte einnimmt, peinlicher hervor als an dieser Stelle. Die Scheu vor »inneren Gründen«, von der er beherrscht wird, treibt ihn dazu, gegen das was ist die Augen zu verschließen und ängstlich nach Gewährsmännern zu verlangen, die ihm bezeugen könnten, daß es auch wirklich sei. Wie sollten denn die Athener des 6. und 5. Jahrhunderts von einer Umwandlung etwas erzählt haben, die sich in ihrem eignen täglichen Leben allmählich und unmerklich vollzogen hatte? Und wenn sie das nicht getan haben können, wie sollten dem Aristarch Nachrichten über eine solche Umwandlung vorliegen, die er hätte weitergeben können? Ihm selbst aber konnten die attischen Elemente in der homerischen Sprache natürlich nicht als »gewaltame epichorische Brechungen«, sie mußten ihm als das ursprünglich Richtige und Notwendige erscheinen; war er doch überzeugt, daß eben in Attika Ilias und Odyssee ihren Ursprung genommen hätten. Das einzige, was Aristarch für die Beantwortung unserer

Frage leisten konnte, war, daß er den Tatbestand eines starken attischen Elementes im homerischen Dialekte feststellte. Und dies eine hat er wahrlich entschieden genug geleistet. Wäre nur Ludwig in diesem Punkte über einen Irrtum seines Meisters weniger geringschätzig hinweggegangen, als er es getan hat! Von großen Männern zu lernen gibt es nirgends bessere Gelegenheit als aus ihren Irrtümern. Gewiß war es falsch, daß Aristarch den Dichter zu einem Athener machte; aber irgend einen vernünftigen Grund für diese Annahme muß er doch gehabt haben. Dieser Grund lag in dem Zustand der epischen Sprache, den Aristarch sehr viel unbefangener und richtiger gewürdigt hat als Ludwig. Die Tatsache hatte er treffend beobachtet, in ihrer Erklärung hat er sich geirrt.

Dasselbe gilt heute von Wilamowitz. Auch die Art, wie er die reichliche Beimischung attischer Laute und Formen im Homer zu erklären sucht, befriedigt nicht. Man mag die geistige Vorherrschaft Athens im 5. und 4. Jahrhundert, die Ausbreitung des athenischen Buchhandels noch so groß annehmen: beide reichen nicht aus, um es begreiflich zu machen, wie alle älteren, nicht-attischen Exemplare der Gedichte so vollständig aus der Welt verschwinden konnten. Wilamowitz sagt (S. 255): »Die Ilias und die »Odyssee sind in ihrer jetzigen Gestalt notorisch älter als Peisistratos.« Tatsachen, durch die das bewiesen würde, bringt er nicht bei, spricht vielmehr in diesem Satze nur eine persönliche Überzeugung aus, ebenso wie mit dem weiteren, daß vor Peisistratos »Homer schon oft genug aufgeschrieben war, also, da er doch ein »ionischer Dichter ist, ionisch aufgeschrieben war« (S. 304). Wenn dies wirklich so gewesen ist, wo sind denn all die ionischen Exemplare geblieben? wie konnten sie bis zu dem Grade verloren gehen, daß diejenigen Ausgaben, von denen wir nachher innerhalb des ionischen Kulturgebietes etwas erfahren, die massilische, chiische, erst wieder aus athenischen Vorlagen abgeschrieben werden mußten? Sollen wir wirklich denken, daß die Konkurrenz des athenischen Buchhandels eine so verheerende Wirkung gehabt hat? Die abstrakte Möglichkeit, daß es so gewesen sei, muß man ja zugeben; aber jede Wahrscheinlichkeit spricht dagegen. Alles drängt vielmehr auf die Erkenntnis hin, daß eben deshalb alle späteren Exemplare aus athenischer Quelle geflossen sind, weil die Gedichte in Athen zum ersten Mal aufgeschrieben worden waren.

3. Die attische Färbung der homerischen Sprache und der feste Platz, den sich die Interpolationen des Peisistratos im Text errungen haben, würden uns, auch wenn kein überliefertes Zeugnis vorläge, zu der Hypothese nötigen, daß zur Zeit des Peisistratos in Athen die erste Niederschrift stattgefunden habe. Der dritte Grund kommt nun hinzu: die Fehler, die bei der Umschrift aus dem attischen ins ionische Alphabet gemacht worden und allen alten Handschriften gemeinsam gewesen sind. Allerdings für *καί-ροσέων*, *θεουδήης*, *δεννόν* u. ä. könnte das ältere Alphabet ein alt-ionisches gewesen sein, aber kaum für *ὠλεσίκαρπος*, *περιώσιος*, *ναιετάωσαν*, *ἀρώσι*, und sicher nicht für *ἔγρετο*, *ὠμηστής*. Denn fast überall, wo ionisch geschrieben wurde, bediente man sich von Anfang an des Zeichens Ω; und ein Alphabet ohne H im Sinne von η gab es auf ionischem Gebiet überhaupt nicht. Dies hat Fick (Bzb. Btr. 30 [1906] S. 297; vgl. oben S. 406 f.) mit Recht betont. Daß die Umschrift nicht später als zu Anfang des 5. Jahrhunderts erfolgt sein kann, hat Wilamowitz nachgewiesen (s. oben S. 116). Daß sie überhaupt stattgefunden habe, schien uns (S. 124) nur deshalb noch zweifelhaft, weil man dann voraussetzen mußte, daß alle Homerausgaben des Altertums aus attischen Exemplaren abgeschrieben worden seien. Aber nachdem diese Voraussetzung von zwei anderen Seiten her begründet und zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhoben worden ist, dient ihr die Umschriftstheorie nun ihrerseits zur weiteren Bestätigung.

V. Dies alles ist so einfach und einleuchtend, daß man sich nur wundern muß, wie gerade Wilamowitz es nicht anerkennen konnte, der doch so wesentlich dazu beigetragen hat das Material für die Beweisführung herbeizuschaffen und zu sichten. Ich meine drei Erwägungen zu erkennen, die ihn und andere von der richtigen Einsicht zurückgehalten haben.

4. »Die Staubwolke, welche Fr. A. Wolf mit seinen irrigen »Vorstellungen von der Jugend der Schrift aufgewirbelt hat, ist »verflogen«: mit diesem Satz eröffnet Wilamowitz (HU. 286) seine Erörterungen über das Alter der Schrift in Griechenland. Es wird ihm nicht schwer zu zeigen, daß die Wissenschaft auf diesem Gebiete seit Wolf große Fortschritte gemacht hat; aber den Zweck, dem diese Ausführungen im Zusammenhange seiner ganzen Untersuchung dienen sollen, erreichen sie nicht. Wenn wir wirklich zugeben, daß das phönizische Alphabet spätestens im 10. Jahrhundert

von den Griechen rezipiert worden ist (S. 287), und daß »der Besitz der Schrift für die homerische Zeit nicht im entferntesten bezweifelt werden kann« (S. 290), so folgt daraus doch gar nichts für die Frage, ob Ilias und Odyssee im 8., 7. oder 6. Jahrhundert zuerst aufgezeichnet worden sind. Man müßte denn mit Valeton (Mnemos. 24 S. 408) glauben, weil ums Jahr 590 griechische Söldner in Abusimbel ihre Namen in Stein geritzt haben, so sei es unwahrscheinlich, daß zur selben Zeit die Rhapsoden die Schreibkunst verschmäht hätten. Doch auch wer sich vor so unzutreffenden Vergleichen hütet, ist leicht in Gefahr, vom Standpunkte unserer literarischen Kultur und unserer verkrüppelten Gedächtnisse aus schief zu urteilen. Die Römer kannten und übten längst die Schrift, ehe sie auf den Gedanken kamen ihr bürgerliches Gesetz aufzuschreiben. So war auch bei den Hellenen der Gedanke, die Heldengesänge, die vielen vollkommen lebendig im Gedächtnis waren, mühsam aufzuschreiben, zuerst gewiß etwas Kühnes und Unerhörtes; und wir könnten uns fast wundern, daß sie schon so früh, nämlich zur Zeit des Solon und Peisistratos, dazu gelangt sind. Haben wir es doch erlebt, daß noch in unserem Jahrhundert das finnische Epos durch Lönnrot zum ersten Mal aus mündlicher Überlieferung gesammelt und herausgegeben worden ist; ganz zu schweigen von den Grimmschen Märchen, von denen, wenn die heutigen Gegner der peisistratischen Redaktion recht hätten, ein Philologe der Zukunft müßte behaupten dürfen, sie könnten unmöglich im Jahre 1812 zuerst gesammelt und gedruckt worden sein, weil man in Deutschland die Kunst des Schreibens und der mechanischen Vielfältigung schon Jahrhunderte vorher gekannt habe.

Man kann einwenden, und man hat gegen diese Stelle meiner Ausführungen eingewandt, die Märchen seien einzelne kleine Erzählungen, und auch das Kalevala könne mit Ilias und Odyssee nicht auf eine Stufe gestellt werden, weil es Lönnrot nicht gelungen sei, eine wirkliche organische Einheit in den von ihm gesammelten Stücken herzustellen<sup>14</sup>). Gut! Damit ist zugegeben, daß das Entscheidende nicht in der äußeren Möglichkeit des Aufschreibens liegt sondern in den inneren Verhältnissen der homerischen Dichtungsart.

14) In bezug auf Grimms Märchen Andrew Lang, *Homer and his age* (1906) S. 343; in bezug auf das finnische Epos Fraccaroli, *Bollettino di filologia classica* 1895 p. 6.

Daß Generationen hindurch der Heldengesang nur mündlich fortgepflanzt wurde, also zu irgend einer Zeit zum ersten Male aufgezeichnet worden sein muß, bestreitet niemand; daß die spätere schriftliche Überlieferung der homerischen Gedichte in all ihren Zweigen auf ein athenisches Exemplar zurückgeht, hat Lachmann (Betrachtungen<sup>3</sup> S. 31) angenommen und Wilamowitz bewiesen (s. oben S. 134 f.). Daß irgendwo und irgendwann schon vor der Zeit, da Athen sich der Pflege des epischen Gesanges bemächtigte, jemand die ihm bekannten Stücke aufgeschrieben habe, ist natürlich denkbar, jedoch für uns ohne Bedeutung, weil eine solche Aufzeichnung dann jedenfalls keine Folge gehabt hat sondern wirkungslos versiegt ist. Es ist aber auch, wenn schon denkbar, doch wenig wahrscheinlich. Die Berufung auf die lyrische Poesie vermag hier gar nichts: sie trug von Anfang an einen persönlichen Charakter; was frisch entstand, mußte festgehalten werden, und dazu diente die Schrift. Das Epos beruhte auf uralter Überlieferung, erhalten im Gedächtnis und in den Vorträgen der Rhapsoden; diese hatten das größte Interesse daran, einen Besitz, von dessen Verwertung sie lebten, streng für sich zu bewahren. Wie die römischen Patrizier nur widerstrebend in eine schriftliche Fixierung des Rechtes willigten, so müssen auch die Rhapsoden gezwungen worden sein ihre Vorzugstellung aufzugeben<sup>15</sup>). Und dazu stimmt es aufs beste, wenn der Verzicht zu einer Zeit erfolgt ist, in der ihre Kunst und ihr Ansehen schon im Niedergange begriffen waren, in der andererseits eine Macht ihnen gegenüberstand, die einen Druck ausüben vermochte, aber auch in der Lage war für materiellen Verlust die Nachgebenden zu entschädigen. Eine solche Macht war Peisistratos. Ob sich auch die Umstände noch erkennen lassen, die ihn zum Eingreifen veranlaßt haben mögen, ist eine Frage, die wir im Sinn behalten wollen.

Man hat bisher ziemlich allgemein angenommen, daß die abschließende Bearbeitung der Odyssee, wie sie jetzt vorliegt und allerdings nicht wohl ohne Schrift hergestellt sein kann, spätestens dem 7., die der Ilias vielleicht dem 8. Jahrhundert angehöre. Aber solche Ansätze sind nur Vermutungen; wir müssen sie aufgeben

<sup>15</sup>) Richard Volkmann (Geschichte und Kritik der Wolfschen Prolegomena [1874] S. 317 f.) hat diesen Gedanken angeregt, ihm freilich eine andre Wendung gegeben als hier geschehen ist.

und zu Lachmanns Ansicht zurückkehren, wenn die Tradition von dem Werke des Peisistratos durch äußere Anzeichen und innere Gründe bestätigt wird. Daß dies der Fall ist, haben wir gesehen. Oder sollen wir die Nachricht eben deshalb verwerfen, weil sie überliefert ist?

2. Nicht daß sie überliefert ist, sondern wie sie überliefert ist, erregt Mißtrauen; und damit kommen wir zu dem zweiten der Einwände, die noch geprüft werden sollten. »Peisistratos und seine Hofphilologen sind«, meint Wilamowitz (S. 254), »ein Abklatsch von Ptolemaios und den Sammlern des Museion.« Das läßt sich hören; die Möglichkeit jedenfalls liegt auch hier vor: in der »Zeit der ausgebildeten Grammatik« kann die ursprüngliche Tradition mit unechten Farben ausgemalt und ausgeschmückt worden sein<sup>16</sup>). Aber was ausgeschmückt wurde, muß doch vorher schon dagewesen sein; von dem einen der vier Gelehrten des Peisistratos, die Tzetzes in dem Plautus-Scholion nennt (oben S. 126), Onomakritos, erzählt bereits Herodot (7, 6), daß er im Dienste der Peisistratiden als Sammler und Ordner (διαθέτης) älterer Poesie, der Sprüche des Musäos, tätig gewesen sei. Und Wilamowitz selbst spricht es aus, daß in jener anekdotenhaft aufgeputzten Erzählung als Kern eine »sehr viel einfachere ältere Tradition« enthalten sei, nach welcher »Peisistratos den Homer, den er sammelte, interpolierte«. Soll nun auch diese ältere Tradition falsch sein? Seit Lehrs hat man freilich genug über sie gespottet; aber wenn

16) Eine neue Probe unwissenschaftlicher Verwendung der Kunde von der peisistratischen Redaktion ist kürzlich auf einem Papyruszutage getreten (Grenfell and Hunt, *The Oxyrhynchus Papyri* III [1903] p. 36 ff. Nr. 442). Julius Africanus gibt dort am Schluß des 18. Buches seiner *Κεστοί* ein Stück der *νέκυνια* (λ. 34—43), vermehrt um Beschwörungsformeln in Hexametern, die er damit verbunden gefunden habe und die er ebenfalls für echt homerisch hält. Wenn sie sonst an dieser Stelle nicht gelesen würden, so habe entweder der Dichter selbst sie *διὰ τὸ τῆς ὑποθέσεως ἀξίωμα* unterdrückt oder die Peisistratiden, *τὰ ἄλλα συνράπτοντες ἔπη, τὰυτα ἀπέσχισαν, ἀλλότρια ποῦ στοίχου τῆς ποιήσεως ἐκεῖ[να] ἐπικρίναντες*. Daraus geht hervor, daß im 3. Jahrhundert n. Chr. die Sammlung und Ordnung der homerischen Gedichte durch Peisistratos und die Seinen als etwas Feststehendes galt, und dies wußten wir ohnehin. Wer mehr daraus folgern wollte, würde den Spott verdienen, den Ludwig, etwas vorgreifend, an die Veröffentlichung dieses Papyrus geknüpft hat (BphW. 1904 S. 1468 f.).

Wilamowitz diesen Spott ausdrücklich für berechtigt erklärt, so widerspricht er damit sich selbst. Sein Verdienst ist es ja gerade, nachgewiesen zu haben, daß die Vorstellung von der sammelnden und ordnenden Tätigkeit des Peisistratos keine späte Erfindung ist, sondern bereits im 4. Jahrhundert v. Chr. lebendig war und entweder einen wesentlichen Bestandteil der richtigen Hypothese des Dieuchidas bildete oder, was wir (S. 130 f.) vorziehen mußten, dieser Hypothese als fertige Voraussetzung diene.

3. Ein drittes Bedenken bleibt übrig, das Wilamowitz als das eigentlich entscheidende an den Schluß seiner Beweisführung gestellt hat, und für dessen Widerlegung ich mich wieder auf keinen besser als auf ihn selbst berufen kann. Der bei Diogenes aufbewahrten Nachricht (oben S. 130), Solon habe den rhapsodischen Vortrag ἐξ ὑποβολῆς für die homerischen Epen eingeführt, steht eine andere gegenüber, die das gleiche Verdienst dem Hipparch zuschreibt, mitgeteilt im pseudoplatonischen Ἴππαρχος p. 228 B: Ἴππαρχος, ὅς τὰ Ὀμήρου πρῶτος ἐκόμισεν εἰς τὴν γῆν ταυτηνὴ καὶ ἠνάγκασε τοὺς ῥαψωδοὺς Παναθηναίοις ἐξ ὑπολήψεως ἐφεξῆς αὐτὰ διέναι, ὥσπερ νῦν ἔτι οἷδε ποιοῦσιν. Man hat sich bemüht zwischen ἐξ ὑποβολῆς und ἐξ ὑπολήψεως einen Unterschied zu machen und danach jedem der beiden Männer seinen Anteil an dem Verdienste zu geben; aber solcher »Konkordanzkritik« ist Wilamowitz (S. 263) mit gutem Grund entgegengetreten. Die Worte, in welchen Diogenes (und mit ihm übereinstimmend ein Artikel bei Suidas) den Ausdruck ἐξ ὑποβολῆς umschreibt, schildern ja genau das, was sonst mit ὑπόληψις bezeichnet wird: ἔπου ὁ πρῶτος ἔλθεν ἐκεῖθεν ἄρχεσθαι τὸν ἐχόμενον. Die beiden im einzelnen voneinander abweichenden Notizen sind also nur verschiedene Versionen einer und derselben von alters her überkommenen Nachricht: daß für den Vortrag bei den Panathenäen gesetzliche Bestimmungen über die Reihenfolge der Stücke bestanden, die man »den Stiftern der Festordnung, wen man gerade dafür ansah, zuschrieb«. Ob Peisistratos das Fest der Panathenäen zuerst geschaffen oder nur durch Umwandlung aus älteren Gebräuchen zu neuem Glanze erhoben hat, ist unsicher<sup>17)</sup>; daran aber zweifelt niemand, daß er es gewesen

17) Ed. Meyer, GA. II (1893) § 482 erwähnt »das panathenäische Fest, das Peisistratos geschaffen hat«. Aber an einer früheren Stelle (§ 413) heißt es nur, daß »im Jahre 566, vielleicht auf Antrag des Peisistratos« dies Fest begründet, bzw. umgestaltet worden sei.

ist, der um die Mitte des 6. Jahrhunderts diesem Feste seinen eigentümlichen und großartigen Charakter verliehen hat. Im Zusammenhange damit stand die Bestimmung, daß die homerischen Gesänge nicht in beliebiger Reihenfolge sondern in der durch den Inhalt gebotenen Ordnung vorgetragen werden sollten.

Stimmt das nicht vortrefflich zu der Nachricht, die wir bisher als richtig erkannt haben, daß eben damals die Gesänge zum ersten Mal gesammelt und aufgeschrieben worden sind? Fast möchte man glauben, daß es auch im Denken Verschiedenheiten des Geschmackes gebe; denn Wilamowitz folgert aus dem Zusammentreffen beider Angaben gerade das Entgegengesetzte (S. 264): »das kann man nicht nachdrücklich genug einschärfen, daß diese offizielle Institution eine Reihenfolge wahren soll, also eine Einheit voraussetzt. Wer auch nur einen Schluß machen kann, muß erkennen, daß die homerischen Gedichte zu der Zeit, wo diese Bestimmung erlassen ward, feste und geschlossene Form hatten, mit andern Worten, daß damals unsere Ilias und Odyssee existierten. Folglich ist die peisistratische Sammlung, an die Bentley und Wolf, Hermann und Lachmann geglaubt haben, eine bare Unmöglichkeit.« Ich habe schon früher (Literar. Zentralblatt 1885 Sp. 472) dieser »nachdrücklich eingeschärften« Logik widersprochen und wundere mich, daß andere, wie z. B. auch Ed. Meyer (GA. II § 255 Anm.), sich ihr einfach gefügt haben<sup>18)</sup>. Die Art, wie

18) Wieder bei anderen wundere ich mich nicht. Die Erfahrung der Reitbahn, daß ein Pferd scheinbar sicher mitgeht, an der entscheidenden Stelle aber, auf die hin alle Kraft gesammelt wurde, ausbricht, hat in der Wissenschaft ihre Analogien; jedenfalls in der philologischen Wissenschaft, in der der letzte Schluß immer zugleich ein Entschluß ist. Einem solchen entgeht in unserm Falle Allen (Class. Rev. 45 [1904] S. 7) dadurch, daß er versichert, die Frage sei unwichtig. Etwas anders Gercke in einer Besprechung von Ludwigs Buch über die Homervulgata (Dtsch. Lit.-Ztg. 1902 S. 995). Er spottet zunächst über die, welche »an die Existenz und einen zauberhaften Einfluß des attischen Staatsexemplares des Peisistratos glauben«, erklärt dann, »er selbst vermöge diese Wirkung [die attische Färbung des Textes] »nur den berufsmäßigen Rhapsoden zuzuschreiben, die bei ihren öffentlichen Rezitationen wenigstens in Athen [seit wann? und durch wen?] »gehalten waren die ganzen Epen der Reihe »nach vorzutragen« — und schließt diese Betrachtung mit dem Satze: »Einmal hat also ein namenloser Rhapsode (oder mit der Zeit eine Rhapsodenschule) einen brauchbaren Text festgestellt, schriftlich oder »zunächst noch mündlich, vielleicht auf Veranlassung eines attischen



Wilamowitz sich die Sache zurechtlegt, ist möglich; aber mindestens ebenso möglich die Annahme, daß jene gesetzliche Bestimmung und die schriftliche Redaktion der Gesänge gleichzeitig erfolgten. Oder, noch besser — und damit schließt sich die letzte Lücke — das Gesetz über den Vortrag wurde zuerst gegeben. Man wünschte in die Rezitationen der Rhapsoden eine feste Ordnung zu bringen und meinte hierfür ausreichenden Anhalt zu haben in dem sachlichen Zusammenhang der Ereignisse, den alle im Bewußtsein trugen und den der Vortragende, so oft er neu anhub, voraussetzen konnte: ἔνθεν ἑλών θ 500, ἐνθ' ἄλλοι μὲν πάντες α 11. Als dann aber zur Ausführung geschritten wurde, da zeigte sich, daß diese Hoffnung doch allzu optimistisch gewesen war. Die Liederzyklen der beiden großen Epen waren zwar sehr viel mehr als eine lose Aneinanderreihung einzelner Gedichte, aber keiner von beiden bildete ein in sich geschlossenes und abgerundetes Ganze. Eine ungefähre Ordnung war allerdings durch den Inhalt gegeben; aber wenn nun ein Rhapsode an den andern anknüpfen sollte, so gab es vielfachen Anlaß zu Zweifeln: hier und da fehlten Verbindungsstücke, dann wieder waren manche Szenen in doppelter Fassung vorhanden, auch über die Reihenfolge innerhalb der Hauptabschnitte konnte gestritten werden. Da entschloß sich Peisistratos, um die Durchführung der einmal erlassenen und als heilsam erkannten Maßregel möglich zu machen, zu einem weiteren Schritt: er schuf den Rhapsoden dadurch eine feste Grundlage, daß er durch Sachverständige die Gesänge sammeln und sichten, wo es nötig schien durch kleine Füllstücke ergänzen und, was das Wichtigste war, aufschreiben ließ<sup>19)</sup>.

»Staatsmannes des 6. Jahrhunderts, sicher unter dem Einflusse jung-attischer Lokaltradition«. Also ein attischer Staatsmann des 6. Jahrhunderts hat mitgewirkt: das lehrt die aufgeklärte Wissenschaft. Wer aber meint, daß dieser Staatsmann Peisistratos gewesen sei, der ist des Köhlerglaubens schuldig.

19) Den scheinbaren Widerspruch zwischen dem, was über Solon, und dem, was über Peisistratos berichtet wird, hat, ohne daß ich davon wußte, in eben dieser Weise Croiset zu lösen gesucht: *Histoire de la littérature grecque* I (1887) p. 416, 417. Schon viel früher war Wilhelm Müller in seiner »Homerischen Vorschule« (2. Aufl. 1836 S. 67) dieser Auffassung nahe gekommen, indem er »das solonische Gesetz als wichtigen Vorläufer der peisistratischen Zusammenstellung der Ilias und Odyssee« betrachtete. Müllers Buch, durch Vorlesungen von Wolf angeregt, aber reich an selbständigen Anschauungen, erschien zuerst 1824. Es ist noch heute der Beachtung wert.

»Doch ich komme mir bald lächerlich vor, wenn ich noch immer die Möglichkeit gelten lasse, daß unsere Ilias in dem gegenwärtigen Zusammenhange der bedeutenderen Teile, und nicht bloß der wenigen bedeutendsten, jemals vor der Arbeit des Pisistratos gedacht worden sei.« Ganz unterschreiben möchte ich diese Worte Lachmanns (Betrachtungen S. 76) nicht. Der Glaube an seine Einzellieder ist durch Grote und Kirchoff, Niese und Wilamowitz zerstört worden; als Ganzes »gedacht« war die Ilias längst, ehe sie als Ganzes aufgeschrieben wurde. Aber ein tüchtiges Stück richtiger Erkenntnis steckt auch hier in den Worten des Altmeisters. Die peisistratische Redaktion ist eine äußerlich wohlbezeugte, historisch durchaus verständliche, durch innere Gründe befestigte Tatsache. Es ist Zeit sie von der Gering-schätzung zu befreien, der sie durch die Macht der Mode unterworfen worden ist.

## Sechstes Kapitel.

### Dialektmischung.

Aus dem, was uns das vorige Kapitel gelehrt hat, erwächst eine neue Aufgabe für die Textkritik: man kann versuchen die homerischen Gedichte so zu drucken, wie sie von der Kommission des Peisistratos aufgeschrieben worden sind. Diese Gestalt des Textes würde dann etwa dem entsprechen, was bei anderen literarischen Werken das ursprüngliche Manuskript des Autors bedeutet. Aber dies gilt nur insofern, als wir es beide Male mit dem Anfangspunkt der schriftlichen Überlieferung zu tun haben. Von hier aus jenseits liegt bei dem Autor nur die eigene vorbereitende Gedankenarbeit, bei Homer eine jahrhundertelange Fortpflanzung in mündlicher Tradition. Darum wäre es doch wieder verkehrt, wenn man hoffen wollte, in einer Wiederherstellung des ältesten athenischen Exemplares nun endlich »den echten« Homer zu haben. Nicht nur durch das alte attische Alphabet, das wir in solchem Texte anwenden müßten, würde das Bild einigermaßen getrübt werden, sondern durch die mangelnde orthographische Genauigkeit, die wir jener Periode haben zusprechen müssen. Solchen Übelständen ließe sich nun wohl dadurch abhelfen, daß man nicht die Niederschrift des 6. Jahrhunderts, wie sie gewesen sein mußte, zur Grundlage nähme, sondern die lautliche Gestalt, in der damals der Inhalt dieser Niederschrift von den Rhapsoden vorgetragen wurde; dabei hätte man den Vorteil, das vollkommnere Alphabet der späteren Zeit und die orthographische Sorgfalt, an die wir selbst gewöhnt sind, anwenden zu können: ε, η und ει würden scharf geschieden sein, die Wahl zwischen παῖς und παίς, εὐφροσύνη und εὐφροσύνη würde dem Bedürfnis des Verses angepaßt sein, keine falschen Kontraktionen würden das Metrum stören. In der Tat war dies das Ziel, das ich mir bei meiner eigenen Ausgabe gesteckt hatte.

Aber stehen bleiben darf die Betrachtung auch hier nicht. Angenommen die Aufgabe wäre reinlich gelöst, so würde der Text immer noch eine reichliche Menge grammatischer Unklarheiten, ja geradezu falscher Formen bieten; denn die Sänger, welche während der letzten Generationen vor Peisistratos die epische Poesie gepflegt hatten, waren selbst über einen Teil der Worte und Formen, deren sie sich bedienten, im unklaren gewesen, weil diese aus einer ihnen fremden Mundart stammten.

Die Dialektmischung, die in der epischen Sprache vorliegt, verlangt von der Wissenschaft ein Doppeltes. Einmal muß abgegrenzt werden, wie weit das Gebiet jeder einzelnen Mundart reicht, welche Erscheinungen der Flexion und der Lautentwicklung als ionisch, welche als äolisch zu gelten haben. Sodann aber erhebt sich die wichtigere Frage, wie die Mischung so verschiedenartiger Elemente zustande gekommen sei. Für beides wollen wir eine Antwort suchen und dabei hier, wo es nur auf die Feststellung der Prinzipien ankommt, einzelne minder häufige und versprengte Vorkommnisse, wie die kyprischen Spuren in manchen Gesängen<sup>1)</sup>, außer acht lassen. Der große Gegensatz ionischer und äolischer Sprachformen soll uns allein beschäftigen.

## I.

Dabei ist es nicht die Absicht, alle äolischen Bestandteile des epischen Dialektes aufzuzählen; an einige besonders deutliche und charakteristische will ich zunächst erinnern, um eine Anschauung von der Art des Dialektes zu geben, dann die bei Homer entscheidenden Merkmale klarstellen, und so der nachfolgenden Untersuchung, wie die Mischung entstanden sei, den Boden bereiten.

Neben ionischem *τέσσαρες* findet sich mehrmals äol. *πίσυρες*, auch in anerkannt jungen Partien der Dichtung, z. B. Ω 233. In *θήρ*, *θηρίον* und den davon abgeleiteten Wörtern herrscht allgemein das ionische *θ*; aber wo von den Kentauren die Rede ist, findet sich zweimal eine andere Form: *φηρσίν* A 268, *φῆρας* B 743. Die Kentauren sind in Thessalien zu Hause, und dort sind Eigennamen wie *Φιλόφειρος* (εἰ nach thessalischer Orthographie für *η*) mehrfach inschriftlich bezeugt. Thessalisch ist so gut wie gleichbedeutend mit Lesbisch, also gehört der alte Name der Kentauren zu

1) Über diese s. Fick, Die homerische Ilias S. 253 ff. 394. 543.

den äolischen Sprachresten im Epos. Derselbe Austausch der Aspiraten dient an einer Stelle der Odyssee dazu die Lesart zu entscheiden, ρ 221: *ὅς πολλῆς φλιῆσι παραστάς θλίψεται ὄμους*. Daß Zenodot so, mit θ, schrieb, bezeugt Didymos; und daraus hat Ludwig mit Recht geschlossen, daß Aristarch *φλίψεται*, was in zahlreichen Handschriften überliefert ist und als Variante auch bei Eustathios erwähnt wird, bevorzugt habe. Trotzdem hat Ludwig *θλίψεται* in den Text gesetzt, während doch der labiale Anlaut durch die Alliteration an *φλιῆσι* gestützt wird und die Entstehung eines Fehlers viel begreiflicher ist, wenn man das äolische *φλίψεται* als das Ursprüngliche ansetzt, als umgekehrt. — *πολυπάμμονος* haben Δ 433 fast alle Handschriften, nur wenige, darunter der Venetus A, *πολυπάμμονος*; dies würde dorisch sein, während *πολυπάμμονος* die richtige äolische Form ist für gleichbedeutendes ionisches *πολυκτήμμονος*. Auch in Πάμμονα Ω 250 ist derselbe Wortstamm (diesmal in allen Handschriften) erhalten, und versteckt in Πολυπτημονίδαο ω 305, das Cobet in Πολυπαμονίδαο korrigiert hat. Nur in der Einzahl des μ hat er geirrt, sonst ist die Verbesserung schlagend: nicht »Leidenreich« heißt der Vater des Ἀφείδαο, des Verschwenders, sondern »Güterreich«. Die äolische Geminatio des Nasals haben wir auch in ἀργεννός ἐρεβεννός, die immer in dieser Gestalt erscheinen, während bei φαεινός ebenso ausschließlich die ionische Form herrscht. Den gleichen Lautbestand zeigen ἔμμεναι, woneben freilich εἶναι nicht minder häufig ist, und die bekannten Formen der Personalpronomina ἄμμες ὕμμες, ἄμμιν ὕμμιν usw., deren Erwähnung in diesem Zusammenhange eigentlich allein schon ausreichen müßte sie gegen den Uniformierungstrieb der Holländer (s. oben S. 98) zu schützen. — Auf dem Gebiete des Vokalismus ist äolisch das *a* in ὕπαιθα (neben πρόσθε ὕπισθε), das *e* in Θεράτης Ἀλιθέροσης Θερσίλοχος (neben θάρσος θράσος und den davon abgeleiteten Bildungen). Die Vorsilbe ἀρι- lautet äolisch ἐρι-, und beide sind, zwar ohne erkennbares Prinzip, doch in dem Sinne genau verteilt, daß in jeder einzelnen Zusammensetzung immer nur eine von beiden vorkommt: ἀρίγνωτος ἀριδείκτος ἀριπρεπής, aber ἐριαύχενες ἐρίηρες ἐρίβωλος ἐριχυδής. Statt πάρδαλις hat der Venetus A an mehreren Stellen πόρδαλις; die Schreibung mit *a* bevorzugte Aristarch (zu N 403), und so herrscht sie in unseren Ausgaben, auch in der meinigen, mit Unrecht, da das *o* als äolischer Überrest angesehen werden muß. In dem Lexikon des Apollonios

ist die Nachricht erhalten, daß Apion in dem Schwanken zwischen  $\alpha$  und  $o$  einen Unterschied der Bedeutung zu erkennen meinte. Das ist natürlich falsch; aber die Alten verdienen auch hier unsern Dank, daß sie eine Tatsache, die sie nicht verstanden, gewissenhaft aufbewahrt haben. In andern Fällen haben sie auch richtig geurteilt: daß  $\acute{\epsilon}\pi\alpha\sigma\sigma\acute{\upsilon}\tau\epsilon\rho\iota$  äolischen Vokal zeigt, erkannte Herodian (zu A 383:  $\text{Αἰολικόν ἐστὶν ἄσσον ἄσσότερος ἄσσότερος, ὡς ὄνομα ὄνομα}$ ), und für  $\acute{\alpha}\mu\omega\delta\iota\varsigma$ ,  $\acute{\alpha}\lambda\lambda\omega\delta\iota\varsigma$  ist die gleiche Erklärung in den Scholien und bei Eustathios mehrfach überliefert. — Zweifelhafter als die Lautlehre ist für unsern Zweck das Gebiet der Flexion. Denn hier handelt es sich nicht um grundlegende Merkmale, sondern um die Konkurrenz von Typen und Analogien, die nicht ursprünglich auf bestimmte Dialekte beschränkt waren; die, welche in dem einen herrschend geworden sind, können sich vereinzelt auch in andern erhalten haben. Infinitive auf  $-\acute{\eta}\mu\epsilon\nu\alpha\iota$  von Verben auf  $\acute{\alpha}\omega$  und  $\acute{\epsilon}\omega$  (wie  $\gamma\acute{o}\eta\mu\epsilon\nu\alpha\iota$   $\phi\iota\lambda\acute{\eta}\mu\epsilon\nu\alpha\iota$ ) sind wir bei Homer berechtigt für äolisch zu halten, weil diese Flexionsweise (nach Analogie der Verba auf  $\mu\iota$ ) im Lesbischen zur Regel geworden ist; aber weil entsprechend gebildete Formen (so die Partizipia arkad.  $\acute{\alpha}\delta\iota\kappa\acute{\eta}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$ , lokr.  $\acute{\epsilon}\nu\kappa\alpha\lambda\acute{\epsilon}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$ , delph.  $\pi\omicron\iota\acute{\epsilon}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$  u. ä.) gelegentlich auch in andern Mundarten vorkommen, so muß man immer auf den Einwand gefaßt bleiben, es handle sich hier um Reste einer gemeingriechischen Bildung, in denen Homer nur zufällig mit den Lesbiern übereinstimme. Sicher äolisch sind die schon früher (S. 77) erwähnten Beispiele der Deklination des Partiz. Perf. Akt. nach Art des präsentischen,  $\kappa\epsilon\lambda\acute{\eta}\gamma\gamma\omicron\tau\epsilon\varsigma$   $\kappa\epsilon\lambda\acute{\eta}\gamma\gamma\omicron\tau\alpha\varsigma$ , die wir durch Korrektur von  $\kappa\epsilon\mu\eta\gamma\omega\tilde{\iota}$   $\tau\epsilon\theta\eta\gamma\omega\tilde{\iota}\tau\omicron\varsigma$  u. ä. vermehren müssen. Sie werden noch bei einem späteren Anlaß berührt werden.

Die Grundlage für eine eingehendere Erörterung und genaue Feststellung des äolischen Bestandes bei Homer bildet die vortreffliche Arbeit von Gustav Hinrichs, *De Homericæ elocutionis vestigiis Aeolicis* (Jena 1875), aus der auch im vorstehenden mit geschöpft worden ist. In neuerer Zeit ist manche einzelne Entdeckung hinzugekommen. Felix Solmsen hat, auf ein inschriftlich aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. bezeugtes, übrigens zu zwei Glossen des Hesychios stimmendes  $\tau\epsilon\lambda\acute{\omega}\rho\iota\omicron\nu$  gestützt, in scharfsinniger Untersuchung dargetan, daß die entsprechende Form des Wortes mit  $\pi$  äolisch ist, woran sich wichtige Folgerungen schließen in bezug auf  $\pi\acute{\epsilon}\lambda\omega$   $\pi\acute{\epsilon}\lambda\omicron\mu\alpha\iota$  neben  $\tau\acute{\epsilon}\lambda\lambda\omega$   $\pi\epsilon\rho\iota\tau\acute{\epsilon}\lambda\lambda\omicron\mu\alpha\iota$  (KZ. 34 [1897] S. 536 ff.).

Derselbe Gelehrte deutet das  $\sigma$  in ἀολλής ἀορτήρ als Äolismus, weil gemeingriechisch in der Stammsilbe dieser Wörter nicht  $\sigma$ -, sondern  $\alpha$ -Stufe erwartet werden müsse (Untersuchungen zur griech. Laut- und Verslehre [1901] S. 285. 292). Äolisch ist der Gebrauch der Patronymika auf  $-\iota\sigma$ : Νηλήϊος, Τελαμώνιος, Καπανήϊος υἱός u. a., die noch mehr als jene auf  $-\delta\eta\varsigma$  und  $-(\omega\nu)$  innerhalb des Epos deutlich als etwas Alttertümliches dastehen<sup>2)</sup>. Alle diese Erscheinungen sind an Umfang doch klein im Verhältnis zu drei durchgehenden Zügen, die den Mischcharakter des epischen Dialektes bestimmen:  $\mathcal{F}$ ,  $\bar{\alpha}$  für  $\eta$ ,  $\kappa\epsilon\nu$ .

a) Den alten Grammatikern galt das Vau als »äolischer Buchstabe«, und so wurde es noch bis in die neuere Zeit hinein bezeichnet. Aus den Inschriften lernte man aber, daß es bei vielen griechischen Stämmen (Böotern, Lokrern, Eleern; Argivern, Kretern, Lakedämoniern) lange lebendig gewesen ist; es war also gemeingriechisch und muß auch bei den Vorfahren der Ionier einst gesprochen worden sein. Deshalb nahm man vielfach an, daß es bei Homer nicht ein äolisches Element sondern altionisch sei. Dies war unter anderen die Ansicht von Blaß und Kirchhoff. Das Schwanken im Gebrauch des  $\mathcal{F}$ , das wir bei Homer beobachten, könnte an sich auch innerhalb einer und derselben Mundart stattgefunden haben; das beweisen die Beispiele seiner Vernachlässigung, die sich in der rein äolischen Sprache von Sappho und Alkäos finden, hier also wohl auf natürlichem Wege durch allmähliche Abschwächung des Lautes entstanden sein müssen. Bei Alkäos lesen wir: λῦσαι ἄτερ  $\mathcal{F}$ έθεν (Fr. 11), πρώτιστ' ὑπὸ  $\mathcal{F}$ έργον (15), θέλω τι  $\mathcal{F}$ είπην (55), aber andererseits: τὸ δ' ἔργον ἀγήσαιο τέα

2) Telemach, die Freier der Penelope haben überhaupt keine patronymischen Beiwörter; Odysseus in der Ilias nur selten, auch in der Odyssee nicht gerade häufig. Wenn in bezug auf ihn aus diesem Tatbestande der Schluß gezogen wird, *Ulixem non diu ante eorum carminum quae de eo agunt ortum pro homine haberi coeptum esse et Laertem patrem a poetis accepisse*, so zeigt das nur, wie gefährlich solche mythologischen Deutungen, wenn sie einmal ausgesprochen sind, leicht werden. Im übrigen verdient die Dissertation, der dieser Satz (S. 30) entnommen ist, — Wilh. Meyer, De Homeri patronymicis, Gottingae 1907 — allen Dank für die vollständige und klare Darlegung der Verhältnisse. Für Beurteilung und Verwertung hat die sachkundige Rezension von Karl Fr. W. Schmidt (BphW. 1907 S. 993 ff.) manches hinzugebracht. Das über Odysseus Gesagte scheint Schmidt zu billigen.

κόρα (14), χεράτω μύρον ἄδω (36), τέγγε πνεύμονας οἴνω (39) usw.; und bei Sappho: καὶ μὴ τι φείπην (28), φέσπερε (95), aber πλάσιον ἄδω φωνεύσας (2), φαέννον εἶδος (3), γάμβρος ἔρχεται ἴσος Ἄρσει (91) usw. Wenn hier keine Dialektmischung vorliegt, so braucht es auch bei Homer nicht der Fall zu sein. Aber zwei Gründe, die von Fick wiederholt geltend gemacht sind, nötigen uns die Sache anders anzusehen.

1. Nirgends ist in einem ionischen Sprachdenkmal eine sichere Spur des Lautes *f* erhalten. Zwar glaubte man vor zwanzig Jahren eine solche gefunden zu haben in dem Namen *φιφικαρτίδης*, der auf einer naxischen Bustrophedon-Inschrift (Bull. Corr. Hell. XII [1888] p. 463) zu lesen sein sollte; aber nur mit sehr wohlwollender Phantasie war es möglich die Zeichen so zu deuten, die für einen unbefangenen Betrachter nur *Εἰδοκαρτίδης* ergeben konnten. Seit diese Berichtigung in der Praefatio zu meiner Ilias (1890) p. XIII ausgesprochen ist, haben sich denn auch andere durch Autopsie von der Unmöglichkeit des *φιφι-* überzeugt. — Auf den chalkidischen Vasen, die Kirchhoff (Alph.<sup>4</sup> 124 f.) und nach ihm Kretschmer (Griech. Vaseninschriften [1894] S. 62 ff.) veröffentlicht hat (GDI. 5294. 5295), finden sich die Namen *φῶ*, *Ωφατίης*, *Γαρυφόνης*. Aber Fick (Od. S. 10) hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß der Dialekt dieser Inschriften ein gemischter ist: er zeigt ein *α* in *Γαρυφόνης* und in anderen Namen wie *Χόρα*, *Ναίς*; *α* mit *η* verbunden findet sich in einem später hinzugekommenen Beispiel, der Genetivform *Ἀγασίεφο* d. i. *Ἀγασιλήφο* auf einer protokorinthischen Lekythos (Arch. Anz. 1899 S. 142). Fick verwies auf Thukyd. VI 5, wo erzählt wird, zur Gründung von Himera auf Sizilien hätten sich Bewohner von Zankle und von Syrakus vereinigt, und aus diesem Grunde sei auch die Sprache in der neuen Stadt eine gemischte gewesen (*καὶ φωνὴ μὲν μεταξύ τῆς τε Χαλκιδέων καὶ Δωρίδος ἐκράθη*). Ob nun Fick deshalb recht hatte anzunehmen, daß jene Vasen aus Himera stammen, ist eine unwesentliche Frage; Mischdialekte sind gewiß auch an andern Orten in Großgriechenland gesprochen worden (vgl. Thuk. VI 4 über Leontinoi). Fest steht jedenfalls, daß diese Mischung, die für einen bestimmten Punkt von Thukydides bezeugt ist, gerade in denjenigen Inschriften chalkidischen Alphabetes, die das *f* haben, vorliegt. Wo die Vokale rein ionisch sind, da bleibt das *f* aus: neben *Ἀθηναίη*, *Νηίδε[ς]* auf einer Amphora aus Caere steht *Γηρούνης*



(GDI. 5298). Danach war Kretschmer doch wohl allzu vorsichtig, wenn er es (Gr. Vaseninschr. 71) zweifelhaft ließ, ob das  $f$  der angeführten Namen »aus dem chalkidischen oder aus demselben Dialekt wie das dorische  $\bar{a}$  stammt«. Ich meine, solange die Sache so steht, daß solches Beispiel eines ionischen  $f$  das einzige sein würde, müssen wir uns für die zweite Seite der Alternative entscheiden<sup>3)</sup>.

Kretschmer sagt weiter, es sei sicher, daß die chalkidische Mundart »zur Zeit der Gründung der campanischen Kolonien »den  $w$ -Laut noch besaß; denn Latiner und Etrusker haben von »dort her das Vau-Zeichen in der Bedeutung der labialen Spirans »entlehnt«. Aber wer bürgt uns denn dafür, daß die Römer das chalkidische Alphabet von einer rein ionisch sprechenden Gemeinde bekommen haben? Und wenn das selbst der Fall war, so wird durch das Vorhandensein des Zeichens im Alphabet noch lange nicht bewiesen, daß auch in der Sprache der Laut lebendig war. Daß beides nicht notwendig zusammenfiel, sehen wir gleich bestätigt in einem eigentümlichen orthographischen Versuche, der bei den östlichen Ioniern gemacht worden ist, den Buchstaben  $f$ , der durch den Schwund des Lautes frei geworden war, anderweitig zu verwenden. Auf der bekannten naxischen Weihinschrift des 6. Jahrhunderts (IGA. 409 = GDI. 5424) steht  $[\tau]o(\bar{v}) \acute{\alpha}f\upsilon\tau o(\bar{v}) \lambda\acute{\iota}\theta o(\upsilon) \epsilon(\bar{i})\mu\acute{\iota}$ , und in einem attischen Epigramm etwa derselben Zeit ( $\Delta\epsilon\lambda\tau\acute{\iota}\omicron\nu$   $\acute{\alpha}\rho\chi\alpha\iota\omicron\lambda$ . 1890, S. 103)  $A\acute{F}Y\tau A\bar{P}$ , d. i.  $\alpha\acute{\omega}\acute{\tau}\acute{\alpha}\rho$ . Blaß und andere haben auch diese Fälle als Beweis für die lange Fortdauer des  $w$ -Lautes bei den Ioniern geltend machen wollen. Aber gerade wenn man das Zeichen  $f$  zu »mißbräuchlicher und pleonastischer Verwendung« verfügbar hatte, so ist klar, daß man seiner für den graphischen Ausdruck eines lebendigen Lautes nicht mehr bedurfte. So urteilte Fick schon früher. Daß er recht hatte, ist durch den Zusammenhang, in dem das zweite der beiden Beispiele vorkommt, bestätigt worden; denn der ganze Pentameter lautet:  $\kappa\alpha\lambda\acute{\omicron}\nu \acute{\iota}\delta\epsilon(\bar{\tau})\nu$ ,  $\acute{\alpha}f\upsilon\tau\acute{\alpha}\rho \Phi\alpha\acute{\iota}\delta\omicron\mu\omicron\varsigma \epsilon(\bar{i})\rho\gamma\acute{\alpha}\sigma\alpha\tau\omicron$ .

Wie sehr inlautendes  $f$  als wirklicher Laut dem Ionischen fremd war, würden besonders deutlich die Formen des Typus

3) Daran hat die Behandlung desselben Gegenstandes durch Thumb, Zur Geschichte des griechischen Digamma (IF. 9 [1898] S. 294 ff.), nichts geändert. Vgl. meine Kritik seiner Ausführungen, JbA. 112 (1902) S. 64.

ἐυρρεῖος (z. B. Z 508), ἀγακλειῖος (so Hesychios in dem Verse II 738 statt ἀγακλήος), ἐυκλειῖας (K 281. φ 331), δεῖος und σπειος (Konjekturen für δεῖους K 376. O 4, σπειους ε 68 u. ö.) zeigen, vorausgesetzt daß diese mit Recht von Brugmann teils verteidigt teils hergestellt worden sind (s. oben S. 79 Anm. 3). Denn wenn in der aus ursprünglichem ε $\phi$ εσο entstandenen Vokalgruppe εσο die Ionier nicht den zweiten und dritten sondern den ersten und zweiten Vokal kontrahiert haben, so kann das nur geschehen sein, weil sie an der ersten Stelle weniger als an der zweiten die benachbarten Vokale beim Sprechen voneinander abhoben. Das im Innern des Stammes ausgefallene  $\phi$  hätte also in der ionischen Mundart eine geringere Spur hinterlassen als das in der Fuge von Stamm und Endung ausgefallene  $\sigma$ . Für diese Mundart wäre folglich der Schwund des  $\phi$  zwischen Vokalen ebenso sehr eine grundlegende Tatsache, wie der des  $\sigma$  für das Griechische überhaupt. — Brugmanns Theorie ist, worauf schon hingewiesen wurde (S. 104), bei der Spärlichkeit und Unsicherheit altionischer Überlieferung keineswegs über allen Zweifel erhaben. Sollte sie sicheren Bestand gewinnen, so würde damit ein neues und gewichtiges Zeugnis für die Abneigung der Ionier gegen den  $w$ -Laut gegeben sein.

2. Auch die Art, in der das  $\phi$  bei Homer erscheint, ist in mehreren Formen eine gerade dem Äolischen charakteristische. Dahin gehören: αὔρουσαν (aus \*ἄν-φερουσαν), αὔταχοι (aus \*ἄ-φιαχοι, die »zusammenschreienden«), εῖθαδε (von Wurzel σφαδ), δεύω und δεύομαι (»ermangeln«) u. ä. Von diesen Formen gibt auch Blau (I 83) zu, daß sie »äolisches αυ, ευ« haben; ihr Vokalismus erinnert an den der bekannten lesbischen: χεύω, φαῦος, εὔιδον. Dagegen hat Wilhelm Schulze (Qe. 55 sqq.) nachzuweisen gesucht, daß das υ in den homerischen Beispielen nicht äolisch und dem in χεύω φαῦος nur scheinbar ähnlich sei. Er fragt: wenn man δεύομαι aus \*δεφομαι ableite, warum denn niemals \*ρέύω χεύω (aus \*ρέφω \*χέφω) bei Homer vorkämen, sondern immer nur ρέω χέω? Eine Stütze finde die falsche Ansicht in der durch Brugmann vertretenen etymologischen Verbindung zwischen δεύομαι und δεύτερος »abstehend von, nachfolgend«; sobald man sich entschieße beide Worte zu trennen und δεύτερος zu W. du (vgl. δύο) zu stellen, so werde es möglich, für δεύομαι eine Wurzel δευσ anzusetzen, die mit dem Präfix δυσ verwandt sei, und dann könne man für die Erklärung des υ in δεύομαι der äolischen Ableitung

entrat. All diese Folgerungen sind natürlich für sich richtig. Aber höchst anfechtbar ist der Ausgangspunkt, die Zerreißung von *δεύομαι* und *δευτερος*; namentlich der zugehörige Superlativ *δευτατος* zeigt klar die angenommene Grundbedeutung: »am meisten fernstehend«. Bleiben wir also mit Brugmann (Griech. Gramm.<sup>3</sup> [1900] § 233) bei dieser Etymologie, so ist das *υ* von *δεύομαι* allerdings nur aus dem Äolischen zu erklären<sup>4</sup>); wenn daneben *δέω* und *χέω* als nicht-äolische Formen herrschen, so ist das dieselbe Laune des Mischdialektes, die wir in *φαινώς* neben *ἀργεννώς* kennen gelernt haben. — Die von Schulze versuchte Beweisführung läßt sich sogar gegen ihn selbst kehren. Er scheidet hom. \**εὔαδε* von lesb. *εὔιδε*, weil das eine aus \**ε̣̌̄fīde* das andre aus \**ε̣̌̄σfāde*, \**ε̣̌̄ffāde* entstanden ist, und erweckt so den Eindruck, als ob das *υ* in *εὔαδε* mit der lesbischen Vokalisierung des *f* nichts zu tun habe. Aber wenn die Lautgruppe *εσf* innerhalb des Ionischen regelrecht zu *ευ* geworden wäre, wie käme es denn, daß dieselbe Lautgruppe in *εῖθα* (aus \**sesvōdha*) zu *ει* oder, wie Schulze (p. 404) statt dessen einsetzt, zu *η* sich entwickelt hat? Hier liegen doch wohl Erzeugnisse verschiedener Mundarten vor. — Eine sichere Spur des Äolischen haben wir vollends in den Fällen, wo der Spirant vor *ρ* vokalisiert ist: *ταλαύρινος*, *ἀπούρας*, *ἀπέορα* verglichen mit äol. *αὔρηκτος*, *εὔράγη*, denen bei Homer ein ionisch entwickeltes *ἔρρηξεν* zur Seite steht.

Gegen beide Gründe, die hier für äolische Herkunft des homerischen *f* angeführt worden sind, läßt sich etwas einwenden: 1) wir haben keine recht alten ionischen Inschriften, jedenfalls keine, die uns ein Bild des Dialektes, wie er im 7. Jahrhundert war, geben können; und 2) wenn einige Fälle des *f* bei Homer aus dem Äolischen stammen, so braucht noch nicht das Gleiche von allen zu gelten. Das eine wie das andre ist im Prinzip zuzugeben; die Möglichkeit, daß neue inschriftliche Funde uns zu einer geänderten Auffassung führen könnten, soll nicht bestritten werden. Bis jetzt sind Hoffnungen, die in diesem Sinne für ein ionisches *f* gehegt wurden, noch jedesmal getäuscht worden, zuletzt wieder, wie es scheint, durch die neugefundene Busto-

4) Anders urteilt hierüber Bechtel, Vokalkontraktion (1908) S. 134 ff. Er stimmt Brugmanns Erklärung von *δευτερος* zu, hält aber das *υ*, hier wie in ähnlichen Fällen, für gemeingriechisch. Auf Schwierigkeiten, zu denen seine Theorie führt, weist er selbst hin S. 137. 140 f.

phedon-Inschrift von Chios, deren Publikation erwartet wird. Mithin steht heute mehr als je fest: soweit wir mit unsern Mitteln die Entwicklung der Mundarten zurückverfolgen können, gehört es zu den wesentlichen Merkmalen aller Zweige des Ionischen, daß sie diesen Laut aufgegeben haben. Und da nicht nur überhaupt das Vorhandensein äolischer Elemente in der epischen Sprache gesichert ist, sondern wir obendrein gesehen haben, daß ein Teil der homerischen Beispiele des *f* äolischen Ursprung haben muß, so spricht doch alle zur Zeit erreichbare Wahrscheinlichkeit dafür, daß die andern Fälle ebenso zu beurteilen sind. — Übrigens macht es, um daran doch noch einmal zu erinnern, für die praktische Frage des Druckens keinen Unterschied, ob man das *f* bei Homer für äolisch oder für altionisch hält. Auch wer dieser letzteren Ansicht ist, muß zugeben oder sollte doch zugeben, daß der Laut nicht nur in der abschließenden Redaktion, sondern schon in der Sprache der jüngeren Partien des Epos nicht mehr lebendig war; gar zu zahlreich sind die Stellen, an denen ihm nur durch gewaltsamen Eingriff in den Text aufgeholfen werden könnte (vgl. oben S. 400 f.). Und eine Mißbildung wie 3. Plur. ἀπηύρων<sup>5)</sup> zeigt, wie weit ein jüngerer homerischer Dichter vom Verständnis einer ursprünglich digammierten Form entfernt sein konnte.

b) Auch das lange α, das Homer nicht selten an Stelle von η hat, könnte an sich altionisch sein. Wenn der Dichter Ἄτρειδαια und Ἄτρειδῆω nebeneinander gebraucht, so sind das zwei Formen, deren eine aus der anderen entstanden ist; ebenso Ἑρμῆς aus Ἑρμείας Ἑρμείας (E 390), πολέων aus πολάων und vieles Ähnliche. Dazu kommt, daß wir auch sonst Beweise dafür haben, daß die Verwandlung des ā in ē sich im Ionischen nicht überall gleichmäßig vollzogen hat. Auf den Kykladen finden wir noch im 5. Jahrhundert in den Inschriften alle aus α entstandenen ē und ε durch Η bezeichnet und dadurch von denjenigen ē und ε geschieden, die aus gemeingriechischem e herkommen und E geschrieben werden. Dieses Gesetz, das von Dittenberger entdeckt und von Blaß im Zusammenhange seiner Untersuchungen über die Aussprache (§ 9) gut verwertet ist, läßt erkennen, daß sich die Er-

5) S. Hinrichs Hom. eloc. vest. Aeol. p. 439 sqq., denselben in Faesis Odyssee (1884) zu γ 192; meine Praef. II. p. xvii. Über das η urteilt anders als ich Schulze Qe. p. 265.

innerung an den ursprünglichen *a*-Laut auch im Insel-Ionischen noch lange erhalten hat. Ferner: im attischen Zweige der Gesamtmundart ist  $\bar{a}$  nach Vokalen und  $\rho$  immer geblieben. Man hat freilich gemeint, dieses attische  $\bar{a}$  sei aus gemeinionischem  $\eta$  zurückverwandelt, und dies gilt heute vielen als bewiesen. Wäre es wirklich so, dann würde der Annahme, die homerischen  $\bar{a}$  seien altionisch, jeder bestimmte Anhalt entzogen, und von vornherein die größte Wahrscheinlichkeit dafür gewonnen sein, daß sie vielmehr aus dem Äolischen stammen. Aber die Annahme bedarf der Prüfung.

Kretschmer hat (KZ. 34 [1890] S. 289 f.) darauf hingewiesen, daß nicht nur nach echtem  $\varepsilon$  das attische *a purum* sich findet sondern auch nach einem aus gemeingriechischem *a* entstandenen  $\varepsilon$  in  $\theta\acute{\epsilon}\alpha$   $\theta\acute{\epsilon}\alpha\rho\rho\nu$   $\text{Ἄναξιλέα}$ ; wenn attisches  $\bar{a}$  nach  $\varepsilon$  etwas Ursprüngliches wäre, dann könnte es, so argumentiert er, nicht auch in denjenigen Wörtern geblieben sein, in denen zur Zeit, als der ionische Dialekt sich von der Gesamtsprache loslöste, der vorhergehende Vokal selber noch ein *a*-Laut war, also den Wandel des folgenden  $\bar{a}$  in  $\eta$  gestattete. Dieser Einwand ist scharfsinnig und lehrreich, aber nicht durchschlagend. Zwischen  $\theta\acute{\alpha}\alpha$  (so im Dorischen; Grundform  $*\theta\bar{a}f\alpha$ ) und  $\theta\acute{\epsilon}\alpha$  ist die natürliche Zwischenstufe  $*\theta\acute{\eta}\alpha$ , und in dieser würde das  $\bar{a}$  so gut wie in  $\nu\acute{\epsilon}\alpha$ ,  $\beta\acute{\iota}\alpha$ ,  $\chi\acute{\omega}\rho\alpha$  für die attische Aussprache durch den vorhergehenden Vokal geschützt gewesen sein. Kretschmer meint allerdings, die beiden *a* in  $\theta\acute{\alpha}\alpha$  hätten sich gleichmäßig verändert, und gewinnt so die Notwendigkeit, aus gemeinionischem  $*\theta\acute{\eta}\eta$  ein attisches  $\theta\acute{\epsilon}\alpha$  durch Rückverwandlung entstehen zu lassen. Aber dabei hat er das, was bewiesen werden sollte, unmerklich als bewiesen vorausgesetzt; wir wissen ja gar nicht, wie im Attischen ein  $\bar{a}$  nach  $\eta$  behandelt wurde, ob es, wie ich vermuten möchte, den Gesetzen des *a purum* unterlag, oder, wie Kretschmer will, davon frei war. Und auch wenn es gelingen sollte, seine Ansicht durch Tatsachen zu stützen und zu zeigen, daß  $\bar{a}$  in  $\theta\acute{\epsilon}\alpha$  und  $\text{Ἄναξιλέα}$  wirklich aus  $\eta$  zurückverwandelt sei, so wäre damit für alle übrigen Fälle noch nichts bewiesen. Vielmehr bliebe es immer noch das Wahrscheinliche, daß die Rückkehr von  $\eta$  zu  $\bar{a}$  (ein an sich, wenn auch nicht unerhörter, doch seltener und seltsamer Vorgang) in den beiden angeführten und in ähnlichen Wörtern nach der Analogie der sehr viel zahlreicheren Fälle erfolgt wäre, in denen  $\bar{a}$  nach  $\varepsilon$  von alters her sich erhalten hatte. Wie stark auf diesem Gebiete die

Analogie wirkte, hat Kretschmer selbst durch Beispiele gezeigt (S. 295). Für den Beweis seiner Ansicht, daß jedes attische  $\alpha$  *purum* aus ionischem  $\eta$  entstanden sei, bleibt es die unerläßliche Forderung, daß innerhalb der älteren attischen Sprachdenkmäler irgendwelche Beispiele für  $\eta$  nach  $\rho\epsilon\iota\upsilon$  nachgewiesen werden. Bisher fehlen sie gänzlich, in Urkunden wie in Epigrammen, die doch bis in die Zeit der Bustrophedonschrift hinaufreichen und Wortformen mit  $\alpha$  *purum* in ansehnlicher Menge darbieten. — Einen Ersatz für diese Lücke meint Brugmann (Griech. Gramm.<sup>3</sup> § 10) darin zu finden, daß kontrahierte Formen wie  $\delta\gamma\iota\tilde{\eta}$  als Vorstufe für altattisches  $\delta\gamma\iota\bar{a}$  notwendig vorausgesetzt werden müßten. Wir haben hier ein nicht urgriechisches sondern auf ionischem Boden durch Kontraktion entstandenes  $\eta$ ; und wenn auch diesem attisch ein  $\alpha$  entspricht, so scheint es einleuchtend, daß es aus gemeinionischem  $\eta$  geworden sein muß. Gegen die Verallgemeinerung dieses Schlusses auf alle übrigen Fälle des  $\alpha$  *purum* läßt sich dasselbe einwenden was soeben gegen Kretschmer gesagt wurde; aber das ist nicht die einzige Schwäche, an der Brugmanns Beweis leidet. Versuchen wir uns die Chronologie des Herganges deutlich zu machen! Bei Homer gibt es noch  $\rho\rho\sigma\phi\upsilon\acute{\epsilon}(\alpha)$  τ 58. Daß bei Herodot  $\delta\gamma\iota\acute{\epsilon}\alpha$  handschriftlich bezeugt ist, hat keinen Wert, da man weiß, wie der Text dieses Autors durch hyperionischen Eifer entstellt ist. Aber darüber wird niemand zweifeln, daß die Kontraktion des  $\epsilon$  mit dem Vokal der Endung in den Kasusformen der  $\epsilon\sigma$ -Stämme ein relativ junger Vorgang, jedenfalls erheblich jünger ist als der Schwund des  $f$ . Am wenigsten kann Brugmann es bestreiten, der ja gerade für das Ionische  $\epsilon\upsilon\kappa\lambda\epsilon\iota\alpha\varsigma$ ,  $\acute{\alpha}\gamma\alpha\kappa\lambda\epsilon\iota\omicron\varsigma$  als regelrechte Formen gelten läßt und  $\delta\upsilon\sigma\kappa\lambda\epsilon\bar{\alpha}$  (B 115),  $\acute{\alpha}\kappa\lambda\epsilon\bar{\alpha}$  (δ 727) durch Quantitätsumstellung aus  $*\delta\upsilon\sigma\kappa\lambda\epsilon\iota\alpha$ ,  $*\acute{\alpha}\kappa\lambda\epsilon\iota\alpha$  ableitet (IF. 9 S. 162 f.). Hier aber wird er genötigt dieses Verhältnis umzukehren:  $\delta\gamma\iota\tilde{\eta}$  soll aus  $\delta\gamma\iota\acute{\epsilon}\alpha$  kontrahiert sein, ehe ionisch  $\eta$  zu attisch  $\bar{a}$  wurde; und dies wieder müßte geschehen sein, ehe das  $f$  in  $*\acute{\alpha}\rho\phi\eta$  verklang, aus dem attisch  $\acute{\alpha}\rho\eta$  geworden ist, weil das dazwischenstehende  $f$  den Vokal der Einwirkung des  $\rho$  entzog. Diese Reihenfolge ist so unglaublich, daß eine Hypothese, aus der sie sich unvermeidlich ergibt, nimmermehr die richtige sein kann. Vielmehr sind  $\delta\gamma\iota\acute{\epsilon}\alpha$   $\epsilon\delta\phi\upsilon\acute{\epsilon}\alpha$  erst innerhalb des Attischen kontrahiert worden, und zwar, da die Lautgruppen  $\epsilon\eta$   $\upsilon\eta$  der ursprünglichen Natur dieses Dialektes widerstrebten, sogleich in  $\bar{a}$ .

Neuerdings scheint auch Kretschmer dieser Ansicht sich zuzuneigen. Er verteidigt mit guten Gründen die Überlieferung, daß Attika ein Teil der alten Heimat der Ionier und ihrer Mundart gewesen sei, und macht es andererseits wahrscheinlich, daß das ionische  $\eta$  auf karischer Aussprache des griechischen  $\bar{a}$  beruhe (Glotta I [4907] S. 34 f.). Trifft diese Vermutung das Richtige, hat wirklich der ionische Wandel des langen  $a$ -Lauts auf kleinasiatischem Boden seinen Ursprung genommen und von da erst nach Attika sich verbreitet, so ist es ja vollkommen verständlich, daß nicht alle attischen  $\bar{a}$  von ihm ergriffen wurden; undenkbar, daß die Athener die aus Asien kommende neue Sprechweise erst vollständig durchgeführt, dann wieder nachträglich eingeschränkt haben sollten. Kretschmer hat diese Konsequenz bisher nicht ausgesprochen, wird sich ihr aber kaum entziehen wollen.

Dürfen wir es somit als gesichert betrachten, daß attisches  $a$  *purum* etwas Alttertümliches ist, so scheint freilich auf den ersten Blick nichts natürlicher als die Annahme, daß auch die homerischen  $\bar{a}$  für  $\eta$  von einer älteren Stufe des Ionischen her bewahrt seien. Diese Ansicht habe ich früher gegen Fick vertreten, halte sie aber nicht mehr aufrecht. Nur ein kleiner Teil jener homerischen  $a$  steht an Stellen, an denen auch das Attische  $a$  hat:  $\theta\epsilon\acute{\alpha}$ ,  $\text{A}\iota\nu\epsilon\acute{\iota}\alpha\varsigma$ ,  $\text{N}\alpha\upsilon\sigma\iota\kappa\acute{\alpha}\alpha$ , dazu andere Ableitungen vom Stamme  $\nu\alpha\upsilon$ - wie  $\text{N}\alpha\upsilon\tau\epsilon\acute{\upsilon}\varsigma$   $\text{N}\alpha\upsilon\beta\omicron\lambda\iota\delta\eta\varsigma$ ; dagegen ist massenhaft att.  $\bar{a}$  durch hom.  $\eta$  vertreten:  $\pi\acute{\rho}\eta\sigma\sigma\epsilon\iota\nu$ ,  $\acute{\alpha}\nu\eta\eta\rho\acute{\omicron}\varsigma$ ,  $\xi\epsilon\nu\acute{\eta}\eta$ ,  $\acute{\alpha}\lambda\eta\theta\epsilon\acute{\iota}\eta$ ,  $\acute{\alpha}\tau\alpha\sigma\theta\alpha\lambda\acute{\eta}\eta$  u. v. a. Sollten also wirklich einzelne homerische  $a$  altionisch sein, so hat doch die große Menge dieser Erscheinungen, die dem epischen Dialekte seine eigentümliche Mischfarbe gibt (S. 459), mit dem attischen  $a$  nichts zu tun. Eher könnte man die Orthographie der Kykladen heranziehen, um es wahrscheinlich zu machen, daß der homerische Lautbestand innerhalb des ionischen Dialektes natürlich erwachsen sei. Wenn auf einer naxischen Bustrophedoninschrift (IGA. 407)  $\Delta\epsilon\iota\nu\omicron\delta\acute{\iota}\kappa\eta\omicron$  und  $\acute{\alpha}\lambda\lambda\acute{\eta}\omicron\nu$  (d. i.  $\acute{\alpha}\lambda\lambda\acute{\epsilon}\omega\nu$ ) neben  $\acute{\alpha}\nu\acute{\epsilon}\theta\epsilon\kappa\epsilon\nu$  und  $\kappa\alpha\sigma\iota\gamma\acute{\nu}\epsilon\tau\eta$  steht, zum Beweise daß damals in dem offenen Klange des aus  $a$  entstandenen  $e$  noch eine Spur seiner Herkunft bewahrt wurde, so ist es nicht undenkbar, daß in homerischer Zeit an den entsprechenden Stellen die  $a$ -Färbung noch deutlicher war und die Schreibung  $a$  veranlaßte. Aber dann bleibt es unerklärlich, wie die Zwischenstufe zwischen  $\bar{a}\omicron$   $\bar{a}\omega$  einerseits und  $\epsilon\omega$  andererseits so ganz oder fast ganz ausfallen konnte. Wir müßten  $\acute{\text{A}}\tau\tau\epsilon\acute{\iota}\delta\eta\omicron$ ,

πολήων, ληός erwarten; aber dergleichen findet sich nur ganz selten. Formen wie Ἄτρεΐδοιο, πολήων gibt es bei Homer überhaupt nicht; auch ληός statt λαός kommt nirgends vor, nur in wenigen zusammengesetzten und abgeleiteten Eigennamen erscheint der Stamm des Wortes in dieser Gestalt: Ληόκριτος (P 344. β 242), Ληώδης (φ 144 u. ö.), die von Brugmann, Nauck und Fick aus den entstellten Formen Λειώκριτος, Λειώδης hergestellt worden sind. Sehr merkwürdig ist, daß bei dem ganz gleich gebildeten νηός »Tempel« die ionische Form ausschließlich herrscht, ναός nicht ein einziges Mal vorkommt. Das völlige Ausfallen der η-Stufe in den Flexionsformen ist unerklärlich unter der Voraussetzung, daß innerhalb des Lebens der epischen Poesie āo mit kontinuierlicher Verwandlung in εω übergegangen sei; es wird begreiflich, wenn man annimmt, daß die ā-Formen einem fremden Dialekt angehörten und in den Gebrauch der ionischen Dichter als Bestandteil einer in sich abgeschlossenen, formelhaft ausgeprägten Sprache aufgenommen wurden. Zu einer Zeit, als die Ionier noch nicht von ηο zu εω übergegangen waren, blieben doch Ἄτρεΐδοιο μουσάων τάων λαός in äolischer Gestalt bestehen. Das η in den Personennamen Ληόκριτος Ληώδης muß davon herrühren, daß diese von vornherein den jüngeren, ionischen, Schichten des Epos angehörten. Und dieselbe Bewandnis muß es mit νηός haben, was auf den ersten Blick nicht ebenso leicht annehmbar ist, aber in anderem Zusammenhange sich in überraschender Weise bestätigen wird. — Die Ansicht, daß ā statt η bei Homer äolischen Ursprung habe, fand, als Fick sie entschlossen geltend machte, vielfachen Widerspruch; allmählich ist sie durchgedrungen. Gust. Meyer (Gr. Grm.<sup>2</sup> § 49 f.), Brugmann (Gr. Grm.<sup>3</sup> § 40 Anm. 4) sprechen sich in diesem Sinne aus, auch Blaß (Ausf. Grm. I, 127) scheint ebenso zu urteilen.

c) Homer hat κε(ν) und ἄν nebeneinander, während sich sonst hierin die Dialekte scharf scheiden: ion. att. ἄν, dor. böot. lokr. el. κα, thessal. äol. kypr. κε. Im Epos überwiegt κε, aber auch ἄν ist nicht selten; und manchmal stehen beide verbunden, z. B. ι 334 τοὺς ἄν κε καὶ ἤθελον, Ω 437 σοὶ δ' ἄν ἐγὼ πομπὸς καὶ κε κλυτὸν Ἄργος ἰκοίμην, Λ 202 u. ö. ὄφρ' ἄν μὲν κε. Diese Stellen suchte Nauck (Mél. Gr.-R. III [1867] p. 15 f.) durch Emendation zu beseitigen, und die beiden holländischen Gelehrten sind noch in jüngster Zeit denselben Weg gegangen (vgl. oben S. 89). Wir sehen vielmehr in dem Nebeneinander von ἄν und κε ein



besonders sicheres Zeichen der Dialektmischung und erkennen zugleich, wie die ionischen Dichter den äolischen Wort- und Formelschatz mit zunehmender Verständnislosigkeit behandelt haben.

Allerdings, auch auf Inschriften finden sich  $\check{\alpha}\nu$  und  $\kappa\epsilon\nu$  gelegentlich verbunden. Das am längsten bekannte Beispiel von  $\chi' \check{\alpha}\nu$  bietet (mehrmals) die große Bauordnung von Tegea (GDI. 1222 = Hoffmann, Griech. Dial. I Nr. 30). Zwar hatte Kirchhoff für die Zeichen EIKAN die Deutung  $\epsilon\iota \chi(\alpha\iota) \check{\alpha}\nu$  gegeben; aber Bechtel nahm nicht ohne Grund daran Anstoß, daß einmal (Z. 25) vor der fraglichen Verbindung ein  $\kappa\alpha\iota$  steht, und forderte deshalb Rückkehr zu der Deutung  $\epsilon\iota \chi(\epsilon) \check{\alpha}\nu$ . Nun wäre zwar  $\kappa\alpha\iota \epsilon\iota \kappa\alpha\iota$  ebenso wenig undenkbar wie bei Plautus (Trin. 1183) *etiam etsi*, das freilich auch dem logischen Eifer der Herausgeber zum Opfer gefallen ist; und es blieb auffallend, daß in der Inschrift von Tegea neben der Verbindung  $\kappa\check{\alpha}\nu$  zwar  $\check{\alpha}\nu$  öfters auch allein vorkommt (z. B.  $\epsilon\iota \delta' \check{\alpha}\nu \tau\iota\varsigma$ ), niemals aber ein für sich stehendes  $\kappa\epsilon$ . Doch diesen Zweifel hat eine später (1889) auf demselben Boden gefundene Inschrift (Bull. Corr. Hell. XIII p. 284 ff. = Hoffmann I Nr. 29) gelöst, die noch in epichorischem Alphabet geschrieben ist und mehrmals  $\check{\alpha}\nu$ , mehrmals  $\epsilon\iota \chi' \check{\alpha}\nu$  und einmal reines  $\kappa\epsilon$  bietet (Z. 21):  $\epsilon\iota \chi' \epsilon\pi\iota \delta\omega\mu\alpha \pi\ddot{\upsilon}\rho \epsilon\pi\omicron\iota\sigma\eta$ . Damit war die Existenz der Verbindung  $\chi(\epsilon) \check{\alpha}\nu$  im Arkadischen gesichert, auch von Hoffmann (Griech. Dial. I S. 332) richtig gewürdigt worden. Aber der Tatbestand ist auch hier kein ursprünglicher; das Arkadische ist ja selbst ein Mischdialekt, entstanden, wie Kretschmer neuerdings vermutet, durch achäische Einwanderung in ursprünglich ionisches Gebiet (Glotta I S. 23 ff.). Die von dort beigebrachten Beispiele dienen also nur zur Bestätigung der Ansicht, daß  $\check{\alpha}\nu \kappa\epsilon$  bei Homer der Dialektmischung zuzuschreiben ist. — Hoffmann hat noch an einer dritten Stelle beide Partikeln verbunden gefunden, in der kymäischen Inschrift Griech. Dial. II Nr. 173 (= CIG. 3524) Z. 52:  $\epsilon\nu\tau\acute{\alpha}\varphi\eta\nu \epsilon\nu \check{\omega} \kappa\epsilon\nu \check{\alpha}\nu \epsilon\ddot{\upsilon}\theta\epsilon\tau\omicron\nu \epsilon\check{\mu}\mu\epsilon\nu\alpha\iota \varphi\alpha\iota\nu\eta\tau\alpha\iota \tau\omicron\pi\omega$ . Meine Konjektur (Del.<sup>2</sup> 437)  $\epsilon\nu \check{\omega} \kappa\epsilon \pi\alpha\nu\acute{\epsilon}\theta\epsilon\tau\omicron\nu$  beseitigt er durch die Vermutung, daß hier der Schreiber, der künstlich einen nicht mehr lebendigen Dialekt nachahmte, aus Versehen eine ihm geläufige Form der *κοινή* beigemischt und so  $\kappa\epsilon\nu \check{\alpha}\nu$  kumuliert habe. Das ist einleuchtend; nur hätte Hoffmann hier nicht hinzufügen sollen, daß eine solche Vereinigung »auch der lebendigen Volkssprache« zugetraut werden könne; denn von dieser gibt die Künstelei eines Schreibers kein Zeugnis.

## II.

Der epische Dialekt ist, wie wir sehen, nicht der einzige, in dem verschiedene Elemente gemischt sind. Die erwähnte Analogie freilich hilft uns nicht viel. Sicher ist, daß im einen wie im anderen Falle der überlieferte Zustand auf historischem Wege geworden ist; aber das muß auch beim Arkadischen in so früher Zeit geschehen sein, daß wir den Vorgang nicht mehr beobachten können, er vielmehr ein Problem der Forschung bildet. Mit einer literarischen Entwicklung hing er jedenfalls nicht zusammen: so läßt sich von dort her für das homerische Problem keine Aufklärung hoffen. Viel wichtiger ist es, daß sich in solchen Zweigen der griechischen Literatur, die nach dem Epos und im Lichte der Geschichte erwachsen sind, die Erscheinung der Dialektmischung mehr als einmal wiederholt. Grundlegend für die Beurteilung aller dieser Fälle ist eine Arbeit von Ahrens aus dem Jahre 1853: »Über die Mischung der Dialekte in der griechischen Lyrik« (Kl. Schr. I S. 157 ff.). Durch genaue Prüfung des nicht sehr umfanglichen, aber doch ausreichenden Materials ist er zu dem Resultat gekommen, daß die Mischung keine willkürliche gewesen sein kann »in der Weise, daß es dem Dichter freigestanden hätte, aus »der ganzen Fülle der Dialekte die Elemente seiner poetischen »Sprache nach subjektivem ästhetischen Ermessen auszuwählen.« Auch die geographische Berührung schein nicht von besonderem Einfluß gewesen zu sein. Vielmehr sei »die Art der Dialektmischung »überall von dem Entwicklungsgange der griechischen Literatur »in ihrem Verhältnis zu den verschiedenen Stämmen abhängig« (S. 158). Zum Schluß faßt Ahrens das was er bewiesen zu haben glaubt dahin zusammen (S. 180): »daß bei keinem Lyriker etwas »aus einem Dialekte zu finden ist, dessen Literatur nicht bestimmend auf den Geist seiner Poesie eingewirkt hat. Es ist z. B. »ebenso unrichtig, bei Anakreon Dorismen finden zu wollen, als »etwa bei Pindar Ionismen, weil die Anakreontische Lyrik ebenso »wenig mit der dorischen Poesie zu tun hat, als die Pindarische »mit der ionischen«. In dem Nachweis dieses historischen Verhältnisses, den Ahrens mit Scharfsinn geführt und für den er allgemeine Zustimmung gefunden hat, spielt natürlich der Einfluß der epischen Sprache auf die spätere Poesie eine große Rolle; denn für die ganze Entwicklung, die untersucht wird, bildet das Epos

mit seiner Dialektmischung den festen Ausgangspunkt. Der Verfasser nimmt es »als ein Faktum« an, daß der homerische Dialekt, »solange die epische Poesie die einzig kunstmäßig »ausgebildete Dichtungsart war, die allgemeine Literatursprache »der Hellenen bildete«; wie ihrerseits die epische Sprache entstanden sei, das liege »für jetzt außer dem Kreise der Untersuchung«.

Man kann Ahrens nicht ärger mißverstehen, als wenn man meint, er habe sagen wollen, daß hier sein Erklärungsprinzip an sich ein Ende finde, daß die Dialektmischung im Epos nicht historisch geworden, sondern wie Athene aus dem Haupte des Zeus fertig hervorgesprungen oder, menschlich ausgedrückt, daß sie künstlich und willkürlich gemacht worden sei. Und doch wird gerade für diese Ansicht der Verstorbene als Eideshelfer herangezogen, von Arthur Ludwich. Dieser zeigt auch hier, daß es ihm nicht gegeben ist die Dinge als werdend anzuschauen. Er übersieht das »für jetzt« bei Ahrens und stellt einfach die epische Sprache mit der sonstigen poetischen Literatur der Griechen auf eine Linie. In ihrer Gesamtheit zeige diese »ein durchgängiges Hinausstreben aus der Enge des Heimatsdialektes, ein »geflissentliches Herüber- und Hinüberschweifen in die Idiome »der nationalverwandten Stämme« (AHT. II 364). Ludwich sieht hierin »eine der glänzendsten Manifestationen des griechischen Idealismus«. Zu jeder Zeit, meint er (S. 365), »behaupteten die »Dichter ihre internationale Stellung. Ob sie sich derselben »jederzeit voll und ganz bewußt waren, ist dabei sehr gleichgültig«. Nein, das ist nicht gleichgültig. Denn wenn der Idealismus der Dichter sich darin gezeigt haben soll, daß sie »geflissentlich« in die Mundarten verwandter Stämme hinübergrieffen, so kann das nur mit deutlichem Bewußtsein des verfolgten Zieles und der angewandten Mittel geschehen sein. Wenn aber die Sänger unbewußt Formen und Laute verschiedener Dialekte durcheinander brachten, so hat das mit ihrem Idealismus sicher nichts zu tun; es muß irgendwelche äußeren Umstände gegeben haben, durch die sie zu einem an sich so seltsamen Verfahren veranlaßt wurden, und es muß möglich sein etwas von diesen Umständen zu erkennen. Für die späteren Zweige der griechischen Poesie sind die historischen Bedingungen, unter denen ihre Sprache erwuchs, durch Ahrens klargelegt; zu ihnen gehörte auch als eine der wichtigsten

die Tatsache, daß der epische Dialekt mit seiner Mischung fertig vorlag. Er selbst aber muß doch auch irgendwie entstanden sein und kann nicht ebenso wie die Sprache der Lyriker daraus erklärt werden, daß er bereits da war.

Die Bedeutung dieses Problems erkannte Ritschl, der schon vor zwei Menschenaltern in seinen Vorlesungen das lehrte, was nachher von anderen mühsam aufs neue gefunden worden ist. Die entscheidenden Worte, aus dem Jahre 1833/4, sind in Ribbecks Biographie (I 129) mitgeteilt. »Entstanden kurze Zeit nach dem »trojanischen Kriege, in der Periode als die Achäer den Peloponnes »beherrschten, ging die homerische Heldensage mit den von den »Dorern verdrängten Achäern oder Äoliern in deren neues Vater- »land nach Kleinasien hinüber. Dort erfand Homer (am wahr- »scheinlichsten in Smyrna), das Vorhandene zu seinem Zwecke »benutzend, den durch beide Gedichte, Ilias und Odyssee, hindurch- »gehenden Plan. Die von ihm komponierten, in äolischem Dialekt »gesungenen Epen noch kürzeren Umfangs wurden hierauf (bis »zum Anfange der Olympiaden) in den Sängerschulen der Home- »riden, besonders auf Chios, erweitert und in den ionischen Dialekt »übertragen. Zu Anfang der Olympiadenrechnung schriftlich auf- »gezeichnet, bestanden sie im großen und ganzen in derselben »Form unverändert fort.« Man sieht, das ist im wesentlichen dieselbe Anschauung, zu der später Hinrichs in der schon erwähnten Schrift gelangt ist. Er kritisiert (p. 153 sqq.) ältere Ansichten, ohne die von Ritschl zu kennen, und fordert, daß die Erklärung an Ahrens anknüpfe, also auch im Epos die Dialektmischung historisch entstehen lasse. Dies führt darauf, daß der ionischen Periode des epischen Gesanges eine andere vorangegangen sein muß, in der er bei den Äolern gepflegt wurde. Die Sagen (p. 167 sq.), die sich an den troischen Krieg anschließen, sind entstanden bei den gemischten Kolonisten, welche Troas und die Nachbargenden in Besitz nahmen; die älteren Lokalsagen der Argeer, Achäer, Thessaler wurden vermischt und durch die neuen, gemeinsamen Erlebnisse vermehrt. Kleinere poetische Darstellungen entstanden, naturgemäß in äolischem Dialekt. Diese verbreiteten sich weiter und kamen, vielleicht am bequemsten über Smyrna, zu den Ioniern. Hier wurde die Poesie weiter ausgebildet, und in größerem Maßstabe. Die homerischen Epen wurden geschaffen, in denen man formelhafte Wendungen und Ausdrücke, besonders wenn sie sich

an bestimmten Versstellen befestigt hatten, aus der älteren äolischen Poesie beibehielt. So ist es gekommen, daß Ilias und Odyssee nicht in rein ionischem Dialekt verfaßt sind und daß die äolischen Elemente, die scheinbar gesetzlos eingesprengt sind, vorzugsweise in feststehenden Formeln und an gewissen Stellen des Verses hervortreten, wie dies Hinrichs vielfach, wenn auch nicht als ausnahmslose Regel, im einzelnen nachgewiesen hat.

Diese Hypothese wurde durch den Inhalt der Ilias unterstützt. Die Kämpfe, von denen sie erzählt, sind auf einem Boden ausgefochten worden, der in geschichtlicher Zeit äolischer Besitz war, und die Helden, die in ihnen glänzen, waren Achäer, nicht Ionier. Der Name dieser letzteren kommt ein einziges Mal bei Homer vor, N 685, und da in äolischer Form, Ἰάοιες; so wird eines der hier am Kampfe beteiligten Kontingente genannt, und der Zusammenhang läßt keinen Zweifel, daß damit die Athener gemeint sind. Wie deren vereinzelt Hervortreten an dieser Stelle zu erklären sei, ist eine Frage für sich; als Zeugnis dafür, daß die Heldensage in Attika entstanden sei, kann es nicht verwertet werden und ist es wohl noch von keinem verwertet worden. Die Heimat der Sage liegt — das wird weiterhin deutlicher noch erkannt werden — in äolischem Gebiet, ihr Ursprung in Taten des äolischen Stammes, obwohl diese nun abschließend in ionischer Mundart erzählt sind.

Daß die nationale Poesie eines Stammes oder Volkes ihren Stoff nicht aus der Geschichte der eignen Vorfahren schöpft, hat insofern nichts Befremdendes, als es auch anderwärts gar nicht selten sich findet. Das französische Rolandslied besingt die Taten der Franken, also germanischer Helden. Wie überhaupt in Gallien die eindringenden Eroberer sich der überlegenen geistigen Kultur der älteren Einwohner gefügt haben, so haben sie auch deren Sprache angenommen und in ihr die aus der Heimat mitgebrachte Sitte des Heldengesanges fortgesetzt. »*L'épopée française du moyen âge, c'est l'esprit germanique dans une forme romane*«, sagt Gaston Paris. Nicht nur die Ereignisse, von denen berichtet wird, erinnern an den eigentlichen Ursprung des altfranzösischen Epos; auch der Hintergrund vor dem sie sich abspielen, der Zustand der Kultur und der Sitten, ist germanisch, die Namen der Helden sind deutsch gebildet. Diese Tatsache muß man anerkennen, auch wenn man die einzelnen Stufen des allmählichen Überganges nicht

mehr nachweisen kann<sup>6)</sup>. Unser Nibelungenlied ist in einem Teile Deutschlands zum Abschluß gebracht und fixiert worden, dem die Lande am Rhein und die alten Wohnsitze der Burgunden ziemlich fern lagen. Und in noch höherem Grade wiederholt sich dieselbe Erscheinung bei der Gudrunssage. Ihre Heimat ist das nördlichste Norddeutschland, Wate ist in Stormarn zu Hause, Dänemark und die Normandie bilden den Schauplatz der Handlung: aber diese Ereignisse sind nun in einer Mundart geschildert, in der wir von dem Rauschen der Nordsee nichts vernehmen; der oberdeutsche Sänger konnte bei seinem Publikum keine Bekanntschaft mit dem Meere voraussetzen, ja er hatte es vielleicht selbst nie gesehen. Auch bei den Russen ist der Heldengesang gewandert und hat dabei wesentliche Elemente seines Inhaltes aus der alten Heimat in die neue mitgenommen. Sagen und Lieder, die in Südrußland ihren Ursprung haben, bewahren das Bild der dortigen Landschaft auch jetzt, wo sie am Onegasee gesungen werden, in ihrer alten Heimat aber vergessen sind; sie kennen nur ein Rußland, dessen Hauptstadt Kiew ist, nicht Moskau<sup>7)</sup>. Es fehlt also nicht an Analogien zu dem Wandel, den wir für das griechische Epos annehmen müssen; aber die Frage, wie es bei diesem zugegangen sei, ist dadurch nicht beantwortet sondern erst recht dringend gemacht.

Dies empfand August Fick, der als erster ein anschauliches Bild von dem Hergang zu gewinnen versucht hat<sup>8)</sup>. Seine Grund-

6) Vgl. Léon Gautier, *Les épopées françaises* I<sup>2</sup> (1878) p. 24—37 und Pio Rajna, *Le origini dell' epopea francese* (Firenze 1884), cap. XIII und XIV. Besonders beherzigenswert, auch für den der über die homerische Frage urteilen will, ist, was Rajna zu Anfang von Kap. XIV sagt (p. 375): *La sola obbiezione diretta che si muova alla derivazione dell' epopea francese dalla germanica è la difficoltà di rappresentarsi alla mente il modo come sia seguito il passaggio dall' una all' altra. È un' obbiezione abbastanza singolare: gli è come se, ignari della struttura di una macchina a vapore, e vedendo in essa girare le ruote a fornello acceso, star ferme se il fornello è spento, negassimo nondimeno che il movimento abbia origine dal fuoco. Gran meraviglia che non ci sapessimo rendere un conto esatto di cose avvenute in mezzo alle tenebre del secolo VI e del VII!*

7) Wollner, *Untersuchungen über die Volksepik der Großrussen* (1879) S. 18 f. 41.

8) *Die homerische Odyssee in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt.* Göttingen 1883. — *Die homerische Ilias nach ihrer Entstehung betrachtet und in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt.* 1886.

ansicht geben wir am besten wieder mit seinen eignen Worten (Od. S. 5): »Die echte homerische Dichtung ist von äolischen »Dichtern ursprünglich in rein äolischer Mundart verfaßt. Mittelpunkt dieser Kunstübung war das äolische Smyrna, Träger derselben ein bestimmtes Geschlecht, eine kastenartige Innung, welche »vielleicht schon damals den Namen Ὀμηρίδαι führte. Als Smyrna »um 700 v. Chr. ionisch wurde, wanderte diese gens nach Chios »aus; dort wurde sie ionisch und ionisierte denn auch ganz natürlich die Gedichte ihres Erbesitzes, wenn auch nur in ganz äußerlicher Weise. Diese äußerlich ionisierte Äolis, in welcher die »Homeriden von Chios die homerischen Gedichte vortrugen, ist »dann die Sprache des späteren Epos geworden, in dieser Sprache »haben sie selbst ihre Erweiterungen und Fortsetzungen gedichtet.« — Der Gedanke, daß das Epos ursprünglich äolisch gedichtet sei, daß deshalb der jetzige Text eine Wort für Wort durchzuführende Rückübertragung ins Äolische fordere und vertragen müsse, war schon im Altertum geäußert worden. Denn dies ist doch wohl der Sinn der Bemerkung in Osanns Anecdotum Romanum<sup>9)</sup>: Τὴν δὲ ποιήσιν ἀναγγνώσκουσαι ἀξιῶ Ζώπυρος ὁ Μάγνης Αἰολίδι διαλέκτῳ τὸ δ' αὐτὸ καὶ Δικαίταρχος. Doch diese Nachricht steht in unsrer Überlieferung vereinzelt da. Wir wissen weder, ob es im Altertum einen in dieser Weise hergestellten Wortlaut auch nur für einige Gesänge irgendwo gegeben hat, noch vollends, ob und wie die Vertreter dieser Ansicht versucht haben, die Entstehung des überwiegend ionischen Mischdialektes, in dem Ilias und Odyssee, sozusagen von jeher, gelesen wurden, historisch zu erklären. Auch Fick hat es sich in diesem Punkte etwas leicht gemacht. Tatsache ist ja, daß Smyrna anfangs eine äolische Stadt war und ums Jahr 700, jedenfalls nicht viel später, durch Gewalt in den Besitz der Ionier übergang (Hdt. I 450). Aber daß damals die Homeriden nach Chios auswanderten, dort selber zu Ioniern wurden und nun ihre eignen Gedichte ins Ionische übersetzten, das sind alles bloße Annahmen, und zwar keineswegs wahrscheinliche oder gar »natürliche«; sie schweben in der Luft und lassen sich weder beweisen noch wider-

9) Anecdotum Romanum de notis veterum criticis imprimis Aristarchi Homericis et Iliade Heliconia. Ed. et commentariis instr. Fridericus Osann. 1851. Die Hauptabschnitte des griechischen Textes, die eine Erklärung der kritischen Zeichen enthalten, sind von Dindorf im ersten Bande der Oxforder Ausgabe der Ilias-Scholien wieder abgedruckt.

legen. Trotzdem ist die Geringschätzung, mit der Ficks Arbeit von vielen abgetan wird, nicht am Platze. Ich freue mich, mit Wackernagel<sup>10)</sup> in der Erfahrung zusammenzutreffen, daß unser Respekt für sie trotz ihrer augenfälligen Mängel bei andauernder Beschäftigung immer mehr gewachsen ist. Ficks Verdienst liegt darin, daß er es unternommen hat, ein bestimmtes Verfahren, durch welches die Mischung der Dialekte zustande gekommen sei, aufzudecken. Dieser Teil seiner Darstellung stützt sich auf sprachlich-metrische Beweisgründe und ist einer ernsthaften Prüfung sehr wohl zugänglich.

Die Übertragung aus der einen Mundart in die andre soll eine rein mechanische gewesen sein; Wort für Wort und Silbe für Silbe wurde der äolische Text durch den entsprechenden ionischen ersetzt. »Traf man (Od. 13) auf eine äolische Form, für welche die »Ias kein metrisches Äquivalent bot oder welche im Ionischen »überhaupt nicht vorkam, so lies man den Äolismus ruhig in der »ionischen Umgebung stehen.« Wenn es wirklich so hergegangen ist, so muß sich das an zwei Merkmalen noch erkennen lassen: 1) jede ionische Wortform unseres Homertextes muß sich ohne Schaden für den Vers in eine gleichwertige äolische zurückübersetzen lassen; 2) unter den äolischen Formen, die der überlieferte Text enthält, kann keine sein, die sich ohne Verletzung des Verses ins Ionische übertragen ließe. Würden beide Postulate durch die Beobachtung bestätigt, so hätten wir den sichersten Beweis für Ficks Annahme einer mechanischen Übertragung. Aber so einfach liegt die Sache nicht. Fick selber hat gefunden, daß es »überschüssige Äolismen« und »festsitzende Ionismen« in nicht ganz kleiner Zahl gibt. Zur ersten Gruppe gehören: ἀργεννός, ἐρεβεννός, μάν (öfter als μήν), πόρδαλις (neben πάρδαλις), ἴμεναι (neben häufigerem ἰέναι), ἔμμεν (5mal neben sehr häufigem εἶναι) usw. Ferner alle Formen mit ā für η wie θεά (neben Λευκοθέη), Ἄτρεϊδαο, διδυμάων, ὀπάων (neben παιήων), λαός (neben νηός) u. m. ä. In all diesen Fällen hat die ionische Form ebensoviel Silben und dieselbe Verteilung von Längen und Kürzen wie die äolische, der sie auch etymologisch genau entspricht; es ist also nicht abzusehen, warum bei einer silbenmäßigen Übertragung ins Ionische diese Formen übergangen wurden. Dasselbe gilt in bezug auf die Ver-

10) In der Rezension meiner Ilias, BphW. 4894 S. 6.



tauschung von  $\check{\alpha}$ n und  $\kappa\epsilon$  an Stellen wie A 184  $\acute{\pi}\acute{\epsilon}\mu\phi\omega$ ,  $\acute{\epsilon}\gamma\omega$   $\delta\acute{\epsilon}$   $\kappa'$   $\acute{\alpha}\gamma\omega$ , oder  $\Delta$  306  $\delta\varsigma$   $\delta\acute{\epsilon}$   $\kappa'$   $\acute{\alpha}\nu\acute{\eta}\rho$ ; denn hier würden  $\acute{\epsilon}\gamma\omega$   $\delta'$   $\acute{\alpha}\nu$   $\acute{\alpha}\gamma\omega$  und  $\delta\varsigma$   $\delta'$   $\acute{\alpha}\nu$   $\acute{\alpha}\nu\acute{\eta}\rho$  ebenso gut in den Vers passen wie der ursprüngliche äolische Ausdruck, den, wenn wir Fick folgen, der Übersetzer ohne Not hat stehen lassen. Fick hat sich begnügt (Od. 21) diese Tatsache zu konstatieren; und als auf sie ein Einwand begründet wurde, erwiderte er (II. S. xvi): »die überschüssigen »Äolismen beweisen nichts gegen meine Theorie; denn eine Übertragung wie die von mir angenommene braucht ja nicht notwendig ganz exakt ausgefallen zu sein.« In demselben Sinne ist ihm später Bechtel zu Hilfe gekommen<sup>11)</sup>; und man muß zugeben, daß vereinzelte Spuren von Inkonsequenz in der Ionisierung den allgemeinen Tatbestand nicht stören würden. Aber es handelt sich nicht bloß um ein vereinzeltes Vorkommen. Und vor allem: wenn der Beweis sich zu einem guten Teile darauf gründen soll (s. Od. 13. 349), daß die Probe genau aufgeht, dann muß sie auch wirklich genau aufgehen. Durch die Formen mit  $\bar{\alpha}o$  und  $\bar{\alpha}\omega$  ist Fick dazu geführt worden der sprachgeschichtlichen Chronologie in höchst bedenklicher Weise Gewalt anzutun. Er schließt aus ihnen (Od. 4), daß die Ionisierung des Textes zu einer Zeit stattgefunden habe, wo  $\eta o$   $\eta\omega$  bereits zu  $\epsilon\omega$  geworden waren, also ein metrisches Äquivalent für Formen wie  $\acute{\Lambda}\tau\rho\epsilon\acute{\iota}\delta\alpha o$ ,  $\tau\acute{\alpha}\omega n$  im Ionischen nicht mehr zur Verfügung stand. Aber woher kommen dann  $\acute{\Lambda}\eta\acute{\rho}\acute{o}\kappa\rho\iota\tau o\varsigma$  (aus  $\acute{\Lambda}\epsilon\iota\acute{\omega}\kappa\rho\iota\tau o\varsigma$  hergestellt),  $\nu\eta\acute{\rho}\varsigma$ ,  $\pi\alpha\iota\acute{\eta}\omega n$ ? Formen dieser Art sind ja bei Homer selten, aber doch immer häufig genug um zu beweisen, daß die Lautgruppen  $\eta o$ ,  $\eta\omega$  der Sprache des Dichters nicht fremd waren; und an den Stellen, an denen sie überhaupt auftreten, finden sie sich ausnahmslos:  $\nu\acute{\alpha}\acute{\rho}\varsigma$ ,  $*\pi\alpha\iota\acute{\alpha}\omega n$  fehlen ebenso vollständig wie  $\lambda\eta\acute{\rho}\varsigma$ ,  $\acute{\Lambda}\tau\rho\epsilon\acute{\iota}\delta\eta o$ . Fick verwandelt  $\nu\eta\acute{\rho}\varsigma$  in  $\nu\acute{\alpha}\omega\varsigma$  und zerstört damit eine Spur, die sprachgeschichtlich und kulturgeschichtlich gleich wertvoll ist. Wir erkennen vielmehr aus der vorliegenden Verschiedenheit, daß die Ionisierung der epischen Sprache ganz gewiß keine mechanische war: ionische Formen stellten sich zunächst nur in den jüngeren Partien ein, die von

11) Bechtel, Ein Einwand gegen den äolischen Homer. In *IEPΑΣ*, Abhandlungen zur indogermanischen Sprachgeschichte, August Fick zum siebenzigsten Geburtstage gewidmet (1903) S. 17–32. — Meine Antwort darauf *NJb.* 15 (1905) S. 2.

Ioniern hinzugedichtet wurden, während man die altüberlieferten Gesänge unverändert weitergab; erst allmählich und gelegentlich drängte sich auch in die Wiedergabe dieser älteren, äolischen Partien die ionische Färbung der Sprache ein.

Daß »festsitzende Ionismen« sich mit Ficks Theorie nicht vertragen, erkannte er selbst an, indem er sie, soviel als möglich, durch Textänderung zu beseitigen suchte, wo dies aber nicht möglich war, den einzelnen Vers als interpoliert hinauswarf. So schrieb er, um das *f* herzustellen, ε 209 περ ἴκεσθαι für περ ἰδέσθαι, ι 77 ἀνά τ' ἴστια εὐρύσαντες statt ἀνά θ' ἴστια λεύκ' ἐρύσαντες. Beispiele der Kontraktion, wie Ἐρμῆς ε 54, μῶνται ζ 34, haben den Anlaß gegeben, die Verse, in denen sie vorkommen, zu streichen. Leichter zu beseitigen ist ein Anstoß, wie ihn ι 404 u. ö. der Dativ Plur. auf -οις bietet: aus πολίην ἄλα τύπτον ἐρέτροις wurde πολίαν ἄλα τύπτον ἐρέτρωι gemacht. Aber bei aller Bereitwilligkeit, einzelne Abweichungen durch Korrektur zu beseitigen, trotz der Fülle von Mitteln, welche die seit Bentley ausgebildete Methode der Textkritik hierfür gewährte, und trotz der Leichtigkeit aus dem losen Gefüge homerischer Gedankenfolge einen Vers oder ein Verspaar auszuscheiden, blieb doch ein recht ansehnlicher Bestand zurück, den auch Fick nicht als zufällig entstanden und unerheblich ansehen konnte; vielmehr hat er ihn zum Ausgangspunkt für weitere kritische Folgerungen gemacht. Er glaubte beobachtet zu haben (Od. 349), daß »die von einer vernünftigen Kritik für jünger »erklärten Partien der Odyssee von festen Ionismen wimmeln, »während dieselben den älteren Teilen fast völlig fehlen oder sich »doch leicht beseitigen lassen.« Als Vertreter einer »vernünftigen Kritik« wählte Fick mit gutem Grunde Kirchhoff, ging aber dadurch über dessen eigene Ansprüche weit hinaus, daß er die von ihm durchgeführte Zerlegung in allen Einzelheiten als richtig annahm. Er suchte zu beweisen, daß alle Stücke, die Kirchhoff seinem »Redaktor« zugewiesen hat, von festen Ionismen voll sind, während die Partien, die Kirchhoff für echt hielt, sich ohne jeden Anstoß ins Äolische zurückübersetzen lassen. Das wäre ein glänzendes Resultat; die sogenannte höhere Kritik würde in ihrem Ergebnis mit der sprachgeschichtlichen Analyse des Textes genau übereinstimmen. Aber der Beweis hält bei näherer Prüfung nicht stand; Fick hat dieselben Erscheinungen des Ionismus verschieden behandelt, je nachdem sie in Stücken vorkamen deren Echtheit

oder deren Unechtheit er dartun wollte. So wurde die Kontraktion in  $\mu\omega\acute{\nu}\nu\tau\alpha\iota$   $\alpha$  248 mit unter die Anzeichen dafür gerechnet, daß  $\alpha$  88—444 von dem ionischen Redaktor verfaßt sind; aber  $\pi$  125, wo sie in einem von Kirchhoff für echt gehaltenen Stücke überliefert ist ( $\tau\acute{o}\sigma\sigma\circ\iota \mu\eta\tau\acute{\epsilon}\rho' \acute{\epsilon}\mu\acute{\eta}\gamma \mu\omega\acute{\nu}\nu\tau\alpha\iota$ ), wurde sie durch Konjekture beseitigt:  $\sigma\acute{\iota} \mu\acute{\nu}\acute{\alpha}\omicron\nu\tau\alpha\iota \mu\acute{\alpha}\tau\epsilon\rho' \acute{\epsilon}\mu\acute{\alpha}\nu$ . Ebenso galt  $\alpha$  185 die Länge der vorletzten Silbe in  $\pi\acute{o}\lambda\lambda\eta\omicron\varsigma$  als Beweis von ionischem Ursprung, während  $\zeta$  40.  $\tau$  174  $\pi\acute{o}\lambda\lambda\eta\omicron\varsigma$  und  $\pi\acute{o}\lambda\lambda\eta\epsilon\varsigma$ , die im Verse ebenso stehen, in  $\pi\acute{o}\lambda\lambda\iota\omicron\varsigma \pi\acute{o}\lambda\lambda\iota\epsilon\varsigma$  mit »äolischer Vokalverschärfung durch den Iktus« geändert wurden. Weitere Proben solcher parteiischen Kritik findet man in meiner Rezension der Fickschen Odyssee (Jahresber. d. philol. Vereins in Berlin X, 1884). Natürlich ist er sich seiner Inkonsequenz nicht bewußt gewesen, sondern hat sich von dem Wunsche, ein elegantes Resultat zu erzielen, fortreißen lassen; den Erfolg seiner Arbeit aber hat er dadurch schwer beeinträchtigt. In Wahrheit unterscheiden sich die »echten« und die »unechten« Partien der Odyssee hinsichtlich des Bestandes an festen Ionismen in viel geringerem Grade, als Fick behauptete. Daß überhaupt in dieser Beziehung ein Unterschied besteht, ist kein Wunder, da ja auch nach unserer Ansicht die älteren Partien des Epos an die äolische Periode der Poesie näher heranreichen als die jüngeren, in denen das Verständnis für äolische Formen immer mehr abnimmt. Aber ein äußerliches Merkmal zu einer scharfen Scheidung von Echt und Unecht haben wir in dieser Statistik nicht.

Für die Bearbeitung der Ilias kamen Fick die Erfahrungen zugute, die er bei der Odyssee gemacht hatte; aber auch durch äußere Verhältnisse wurde er gezwungen sein Verfahren etwas zu ändern. Hier lag eine so allgemein rezipierte Kompositionshypothese, wie dort die Kirchhoffsche war, nicht vor. Im allgemeinen hat sich Fick an Grote angeschlossen, der — ähnlich wie schon vor ihm Wilhelm Müller<sup>12)</sup> — erkannt hatte, daß die Gesänge B—H eine für sich stehende Masse bilden; aber da diese Theorie nicht überall ins einzelne ausgearbeitet war, so mußte Fick die Fragen der Komposition erst selbst erörtern. Dabei kam er durch den Zwang der Tatsachen unmerklich dazu, den gewaltigen Gegensatz echter und unechter Partien zu mildern. Zwar

12) Wilh. Müller: Homerische Vorschule. Eine Einleitung in das Studium der Ilias und Odyssee. 2. Aufl. (1836), S. 122. Vgl. S. 144 Anm.

schrieb er auch hier einiges der äolischen Blütezeit des Epos, anderes der Tätigkeit eines ionischen Redaktors zu; doch zwischen beiden setzte er eine Übergangstufe an: Stücke, die schon von Ioniern gedichtet seien, aber noch in der alten äolischen Mundart. Dahin rechnete er die Glaukos-Episode in Z, das ganze K, die Beschreibung des Schildes in Σ, die *ἄθλα ἐπὶ Πατρόκλοφ*. Der jüngsten Schicht sollten angehören, also von vornherein ionisch gedichtet sein: die Phönix-Partien in I, das Buch T fast vollständig, der Flußkampf in Φ, außerdem das ganze Füllwerk, das dazu dient alle die Episoden in den Gesamtrahmen einzufügen. — Im einzelnen war diese Zerlegung mehr als anfechtbar; daß Θ und Ω zu den ursprünglich äolischen Bestandteilen gezählt wurden, ganz unerhört. Aber prinzipiell zeigte sich ein großer Fortschritt, oder vielmehr eine Rückkehr zum Richtigen, zu der Erkenntnis, daß die Umbildung des epischen Dialektes nicht mechanisch und plötzlich erfolgt ist sondern allmählich und unwillkürlich. Daß die oben bezeichneten Stücke, um deren willen Fick eine Zwischenstufe ansetzte, von Ioniern gedichtet seien, die sich noch der hergebrachten äolischen Mundart bedienten, schloß er (S. 387. 461) daraus, weil sich in ihnen »einige feinere Ionismen finden, welche sich nicht beseitigen lassen«. Die Beobachtung war richtig, aber sie mußte viel weiter ausgedehnt werden. Solche feinere Ionismen fehlen nirgends, wie Fick an den zahlreichen Athetesen und Korrekturen hätte merken können, zu denen er in seinen »echten Partien« gedrängt wurde. Und umgekehrt fehlen auch in den jüngsten Schichten nicht Formen von bemerkenswerter Altertümlichkeit, die entweder offen zutage liegen oder unter einer modernisierten Gestalt des Textes versteckt sind. Beispielsweise gehört es zu den einleuchtendsten Emendationen, die Fick selber vorgeschlagen hat, wenn er den Versausgang *χόλος δέ μιν ἄγριος ἦρει* verwandelt in *χόλος δέ μιν ἄγριος ἄγρη*. Von dem Grunde zu dieser Konjekture wird sogleich die Rede sein. Fick hat sie Δ 23. Θ 460 in den Text gesetzt; aber dieselben Worte lesen wir θ 304 in dem Liede von Ares und Aphrodite, das mit Recht für einen späten Zusatz gilt und durch Formen wie Ἥλιος 274, Ἐρμῆν 334 als ursprünglich ionisch erwiesen wird: der nachahmende Dichter hat eine ihm geläufige altertümliche Wendung, wie so vieles Formelhafte, sich zunutze gemacht. Es handelt sich eben durchweg nicht um einen wesentlichen Unterschied zwischen »echt« und »unecht« sondern

um eine allmähliche Abstufung vom »Älteren« zum »Jüngeren«. Das hat Fick nicht erkannt; er wollte auf ein klares Entweder-Oder hinaus und mußte, um dies zu erreichen, seinem Beweismaterial Gewalt antun.

Bei diesem Irrtum und diesem gewaltsamen Verfahren ist er auch neuerdings geblieben, in Arbeiten die der Aufgabe gewidmet sind, seine Theorie von der Entstehung der Ilias weiter auszubauen und im einzelnen zu berichtigen<sup>13)</sup>. Daß die Umwandlung der epischen Sprache aus einer naturwüchsigen äolischen Mundart in einen künstlichen epischen Mischdialekt sich nicht willkürlich und mit einem Schlage sondern langsam und allmählich vollzogen habe, will er auch jetzt nicht anerkennen, versichert vielmehr aufs neue, daß in einem bestimmten Zeitpunkt (um 550 v. Chr.) die Übertragung gemacht worden sei. Den statistischen Beweis hierfür nimmt er als gelungen an, indem er auf die erhobenen Einwendungen nicht eingeht; dabei ist er selbst geschäftig ihn weiter zu entkräften. Denn wenn er die Altersschichten des Textes jetzt vielfach anders abgrenzt, als in seiner Ausgabe (1886) geschehen war, so gibt er doch zu verstehen, daß die sprachliche Analyse des Epos zu einer sicheren Scheidung von Echt und Unecht nicht geführt hat. Auch prinzipiell modifiziert er seine Ansicht in bedenklicher Weise. Als zweitälteste Schicht gilt ihm wie früher die Erweiterung des ursprünglichen Μῆνις-Liedes, die er in dem Hauptinhalt der Gesänge Μ—Σ zu finden glaubt und der er nach wie vor auch Ω, mit einigen Auslassungen, zurechnet. Für diese zweite Schicht gibt er jetzt selber zu (Bzb. Btr. 24 S. 18 f.), daß sie in der Sprache schon einige unäolische Elemente enthalten habe: den Gebrauch von ε̂ς neben εἰς und die kontrahierte Aussprache der Lautgruppen ε(f)ο ε(f)ω. Er sieht hierin »eine leichte Beeinflussung der Sprache des [noch immer äolischen] Erweiterers durch die Ias«. Erklärt ist mit diesem Ausdrucke nichts, nur die Tatsache der Mischung konstatiert, und zwar schon für diejenige Gestalt des Epos, die der vollständigen Übertragung ins Ionische vorangegangen sein soll. Also hat Fick selber unwillkürlich zugestanden, daß die Mischung äolischer und ionischer Formen nicht erst durch jene

13) Das Lied vom Zorne Achills. Bzb. Btr. 24 (1896) S. 1—81. — Die Erweiterung der Menis. Ebenda 24 (1899) S. 1—93. — Die Erweiterung der Menis. Die Einlegung des »Oitos« in die Menis. Ebenda 26 (1900) S. 1—29.

Übertragung entstanden ist. Damit ist eigentlich seine ganze Theorie schon aufgehoben. Er entzieht ihr aber vollends dadurch den Boden, daß er, einer neuen vermeintlichen Entdeckung zuliebe, auf strenge Anwendung des sprachlich-statistischen Maßstabes jetzt noch mehr als früher verzichtet. Die Auswahl und Gruppierung, in der er seine *Μῆνις* und ihre erste Erweiterung, jede zu 1936 Versen, abdruckt, ist nicht das Resultat einer sprachlichen Analyse, sondern ist im ganzen in der Absicht erfolgt, nichts »Wesentliches« wegzulassen und nichts »Unwesentliches« aufzunehmen; im kleinen aber ist für Streichung einzelner, an sich unanstößiger Verse wie auch einmal für Annahme einer größeren Lücke (an Stelle unseres P; Bzb. Btr. 21 S. 61 und 24 S. 2. 46) die Überzeugung maßgebend gewesen, daß beide Gedichte in Abschnitten verfaßt gewesen seien, deren Verszahl ein Vielfaches von 11 war.

Auf dieses Gebiet der Zahlensymmetrie, die Fick dann auch in den übrigen Partien der Ilias wiederzufinden glaubte, sind ihm seine entschlossensten Anhänger, Robert und Bechtel, doch nicht gefolgt, während sie mit bezug auf die Dialektmischung seine Hypothese in ihrer ganzen Starrheit wieder aufnahmen<sup>14</sup>). Auch bei ihnen erschien deshalb eine »Urilias«, die äolisch gedichtet gewesen sei und sich durch Rückübersetzung aus dem Ionischen rein wiederherstellen lasse; aber auch hier ging die Probe nirgends rein auf. Korrekturen mußten angebracht werden, zum Teil solche die den Sinn verschlechtern, wie Z 329 οὐ δ' αὖ μαχέσαιο καὶ ἄλλω anstatt des überlieferten οὐ δ' ἄν μαχέσαιο. Und vielfach wurden Verse nur deshalb für interpoliert erklärt, weil sie den altertümlichen Charakter einer für die Urilias in Anspruch genommenen Partie durch ionische Formen störten. Unter dem, was auf diese Weise ausgeschieden wurde, ist manches Vortreffliche. In den Worten des Paris Γ 65 f.: οὐ τοὶ ἀπόβλητ' ἐστὶ θεῶν ἐρικυδέα δῶρα, ὅσσα κεν αὐτοὶ δῶσιν, ἐκῶν δ' οὐκ ἄν τις ἔλοιτο, versuchte Robert gar nicht, den Inhalt des zweiten Verses zu bemängeln, sondern sagte nur: »66 ist wegen δῶσι zu streichen«. Logisch kann der Satz ja wohl entbehrt werden; aber der schönste und tiefste Teil des Gedankens liegt in ihm: wie Paris, der sich vor

14) Studien zur Ilias, von Carl Robert, mit Beiträgen von Friedrich Bechtel. Berlin, 1904. Zur Kritik vgl. meinen Aufsatz »Kulturschichten und sprachliche Schichten in der Ilias«, Njb. 9 (1902) S. 77—99. Einzelne Sätze daraus sind in die oben gegebene Darstellung mit aufgenommen.

dem gerechten Tadel des Bruders demütigt, doch die eigne Würde nicht aufgibt, sondern sich mit Stolz des Vorzuges bewußt bleibt, der nun wieder ihm vor vielen anderen von den Göttern verliehen ist. Was ist das für eine Kritik, die solche Perlen wegwirft, weil die Maschen des grammatischen Fangnetzes zu grob sind um sie festzuhalten! Daß sich sehr oft einzelne Verse oder Versgruppen ohne Anstoß herausnehmen lassen, ist bei der zwanglosen Art, wie Homer die Gedanken aneinander reiht und in den Versbau einfügt, ganz natürlich; daran wurde schon Fick gegenüber erinnert. Robert und Bechtel machten nicht nur von dieser Möglichkeit Ionismen zu entfernen den ausgedehntesten Gebrauch, sondern schreckten auch davor nicht zurück, ein für den Gang der Erzählung unentbehrliches Stück wegzustreichen. So wurde O 444—457 der Bericht von dem zuerst erfolgreichen Auftreten des Teukros als 'ionische Einlage' ausgesondert und damit in die Darstellung eine Lücke gebracht, die man bloß mit der Vermutung auszufüllen wußte, daß hier ein Stück *Uriliad*, in dem ebendasselbe erzählt war, verdrängt worden sei (Stud. z. II. S. 144). Dies alles und vieles Ähnliche im Verlauf eines Beweises, der den Glauben an die Existenz einer äolischen *Uriliad* gerade auf die Beobachtung hatte gründen wollen, daß die Partien, bei denen die Rückübersetzung scheitert, genau mit denen zusammenfielen, die auch um des Inhaltes willen von einer besonnenen Kritik verworfen werden mußten.

Was uns mit Hilfe solcher Eingriffe nun tatsächlich als echter und eigentlicher Grundstock der *Ilias* vorgelegt wurde, war ein Gedicht von 2146 Versen, ohne Anfang und ohne Ende, in dessen Innerem der Zusammenhang der Erzählung nicht weniger als 49mal unterbrochen sein würde. Da gehörte doch ein etwas kühner Glaube dazu, wenn man hoffte, daß diese Fragmentenreihe den Eindruck einer einheitlichen Dichtung machen solle. Wer aus den Ergebnissen eines Versuches zu lernen vermag, wird hier den Schluß ziehen, daß es eben nicht möglich ist, aus dem Bestande unsrer *Ilias* noch gerundete Stücke in rein äolischer Sprache auszulösen. Vielmehr ist dieses unser Epos schon in seinen ältesten Teilen von Ioniern gedichtet, die sich einer ihnen überlieferten fremden Mundart bedienten und deren Formen mit bestem Willen weiter gebrauchten, unwillkürlich aber hier und da die ihnen selbst vertrauten anstatt der erlernten äolischen einsetzten; anfangs geschah das nur selten, im Laufe der Generationen häufiger, und

zuletzt verschob sich das Verhältnis so weit, daß die ionische Sprache nun als die herrschende, äolische Elemente nur eingestreut erscheinen. Auch in der durch Robert erneuerten Gestalt hat die Ficksche Hypothese sich selber widerlegt.

Dies erkennt jetzt auch Bechtel an, der den sprachwissenschaftlichen Teil der Arbeit für Robert übernommen und nachher noch gegen Einwände verteidigt hatte (oben S. 168 Anm. 11). In dem schon mehrfach erwähnten Buche »Die Vokalkontraktion bei Homer« (1908) schreibt er (S. XI): »Was Fick zuletzt für die Sprache »seines 'Erweiterers' konzedierte, daß sie eine leichte Beeinflussung »durch die Ias erfahren habe (Beitr. 24, 49), das gilt schon für »die Sprache der ältesten Schicht. Das rein äolische Epos vermögen wir nicht mehr zu erreichen.« Ein wertvolles Zugeständnis, von dem aus derselbe Gelehrte wohl auch noch dahin gelangen wird, die ganze Analyse der Ilias, die durch Robert vorgelegt worden war, einer Nachprüfung zu unterziehen. Einstweilen erklärt er noch (S. x), »im Urteile darüber, welche größere Gruppen als »einheitliche Dichtungen gelten dürfen«, für die Ilias von eben dieser Analyse — wie für die Odyssee von der von Wilamowitz — »fast ganz abhängig« zu sein. Roberts Versuch, das allmähliche Wachstum der Ilias darzustellen, beruhte ja zum guten Teil auf Bechtels sprachwissenschaftlicher Theorie. Wird nun diese Theorie aufgegeben, so muß die darauf gebaute Konstruktion entweder auch fallen, oder es muß nach neuen Stützen für sie gesucht werden — wobei es sich ja am besten zeigen würde, wieviel Elemente von bleibender Kraft sie enthielt, und ob sie auch im guten, wie leider in seinen Fehlern, dem Vorbilde treu gefolgt ist.

Denn Ficks Arbeit, zu der wir zurückkehren, ist mit einer negativen Kritik nicht abgetan; sie ist auch durch positive Resultate wertvoll und kann es noch mehr werden, wenn sie als das angesehen wird, was sie ihrer Natur nach sein muß, ein Experiment. Um zu erkennen, wie viel Äolisches in Homer steckt, konnte man gar nicht anders verfahren, als daß man einmal versuchte den ganzen Text ins Äolische zu übersetzen. Dabei mußte manches zum Vorschein kommen, was sonst verborgen lag. Wenn Odysseus x 374 seine Haltung Kirke gegenüber, die ihn zu essen auffordert, mit den Worten beschreibt  $\xi\mu\eta\nu\ \alpha\lambda\lambda\omicron\varphi\rho\nu\acute{\omicron}\nu\epsilon\omega\nu$ , so gibt die Erklärung  $\acute{\alpha}\lambda\lambda\omicron\ \varphi\rho\nu\acute{\omicron}\nu\epsilon\omega\nu$  einen ganz guten Sinn. Aber  $\Psi$  698, wo die Freunde den besieigten Faustkämpfer vom Kampfplatze wegführen,  $\lambda\acute{\alpha}\delta\delta\prime\ \delta\prime$



ἀλλοφρονέοντα μετὰ σφίσιν εἶσαν ἄγοντες, da ist schwer verständlich, wie der Unglückliche, der mühsam die Füße nachschleppt und den Kopf nicht gerade halten kann, noch Muße finden soll »an anderes zu denken«. Fick (II. 389 f.) nimmt λλ als äolische Schreibung und setzt den ersten Bestandteil des Kompositums (ἄλλος) mit ion. ἡλεός oder ἡλός (β 243. O 128) gleich, wodurch die Bedeutung »betäubt, sinnlos, bewußtlos« gewonnen wird, die in  $\chi$  nicht schlecht paßt und in  $\Psi$  allein erst einen brauchbaren Sinn gibt. — Viel wichtiger ist eine allgemeine Beobachtung, auf die Fick durch seinen Übertragungsversuch geführt worden ist: er hat entdeckt, daß in unserm Homertext an vielen Stellen ein Reim verborgen liegt. Auf Verse wie: ἔσπετε νῦν μοι Μοῦσαι Ὀλύμπια δώματ' ἔχουσαι B 484, ἐκ μὲν Κρητῶν γένος εὐχόμεαι εὐρείων ξ 199 u. ä. hatte man auch sonst schon geachtet. Lehrs (Ar.<sup>2</sup> 476) kämpft lebhaft dagegen, daß man leoninische Hexameter, eine »Ausgeburt der äußersten Spielerei, der äußersten und spätesten Geschmacklosigkeit«, dem Homer aufdrängen wolle. Sie für geschmacklos zu erklären ist auch heute noch jeder Leser für seine Person berechtigt; der Glaube aber, daß sie bei Homer auf Zufall beruhen, muß wankend werden, wenn man die Fülle der Beispiele ansieht, die Fick (II. 534 f. Bzb. Btr. 24 [1896] S. 3) zusammengestellt hat: X 174 ἀλλ' ἄγετε φράζεσθε θεοὶ καὶ μητιάεσθε, N 510 ἐσπάσατ', οὐδ' ἄρ' ἔτ' ἄλλα δυνάσατο τεύχεα κάλλα, β 220 αἰ δέ κε τεθνάνοτος ἀκούω μηδ' ἔτ' ἔοντος, μ 344 φέρσομεν ἀθθανάτοισι, τοὶ ὄρρανον εὔρον ἔχοισι, u. v. a. In all diesen Fällen tritt erst durch Einsetzung der äolischen Wortform der Reim hervor. Dasselbe gilt von anderen Klangfiguren, Assonanzen und Allitterationen und Wortspielen jeder Art. Aus κτήματα πάντα wird πάμματα πάντα, ἄλλουδης ἄλλη verwandelt sich in ἄλλουδης ἄλλου, der Vers Z 201 lautet nun κάπ πέδιον τὸ Ἀλαῖον οἶος ἄλατο, Λ 547 hören wir: ὀλιγον γόνω γόννος ἀμείβων. In diesem Zusammenhange findet auch das vorher erwähnte χόλος δέ μιν ἄγριος ἄγρη seine, wie ich denke ausreichende, Begründung. Alle diese Anklänge fallen so deutlich ins Gehör, daß es nicht angeht, sie im voraus alle für zufällig zu erklären; wer das aber nicht tut, der wird nicht umhin können die sprachliche Gestalt des Textes, in der sie vernehmbar werden, als die ursprüngliche anzuerkennen.

Ein weiterer Gewinn, der sich aus dem von Fick angeregten Unternehmen ziehen läßt, liegt darin, daß wir auf diesem Wege

einen Maßstab zur Bestimmung des relativen Alters der einzelnen Partien erhalten; den Anspruch, daß die sprachgeschichtliche Kritik dies vermöge, hätte Bechtel getrost festhalten sollen. Freilich ist dabei große Vorsicht erforderlich, sehr viel größere als Fick selber bewiesen hat. Die an sich treffliche Erörterung über ἀλλοφρο-  
 νέοντα schließt er mit dem Satze: »Somit liegt in dem einen Worte  
 »der vollgültige Beweis, daß die ἄθλα ursprünglich äolisch abgefaßt  
 »sind.« Nimmermehr. Dann müßte auch durch ἄγριος ἄγρη θ 104  
 bewiesen sein, daß das Lied, welches Demodokos vorträgt, einer  
 der ältesten Teile der Odyssee sei: und doch ist natürlich auch Fick  
 (Od. 315; vgl. oben S. 171. 176) vom Gegenteil überzeugt. Beide  
 Fälle sind gleich zu beurteilen: wenn eine äolische Vokabel oder  
 Formel zum überlieferten epischen Sprachgut gehörte, so konnte  
 sie sehr wohl auch von einem späten ionischen Dichter noch an-  
 gewandt werden; ja ganze Verse und Versgruppen von altem  
 Gepräge konnte ein solcher sich zunutze machen. Eine einzelne  
 noch so altertümliche Form beweist also gar nichts für frühen  
 Ursprung der Partie, innerhalb deren sie steht. Auf der andern  
 Seite haben wir gesehen, daß auch in den echtsten und unent-  
 behrlichsten Stücken des Epos schon hier und da Ionismen festsitzen;  
 ein einzelnes Beispiel dieser Art ist also nicht nur kein Zeugnis  
 für Unechtheit, sondern nicht einmal — innerhalb dessen was auf  
 uns gekommen ist — für relativ späte Entstehung. Erst bei dem  
 Überblick über ein weiteres Gebiet tritt in der größeren oder  
 geringeren Dichtigkeit gleichartiger Vorkommnisse ein Anhalt für  
 die Schätzung des Alters hervor. Man muß den ganzen Text,  
 sozusagen, mit äolischer Lymphpe behandeln und sehen, wie und  
 wo die Äolismen zum Vorschein kommen, wo die Ionismen fest  
 sitzen bleiben. Und dabei muß streng das Gesetz befolgt werden,  
 daß man nirgends dem gewünschten Resultat etwas zuliebe tut;  
 man darf nur da ins Äolische übersetzen, wo es ohne gewalt-  
 samen Eingriff angeht, nie willkürlich korrigieren sondern immer  
 nur da, wo logische, grammatische, metrische Gründe erkennen  
 lassen, daß der Text wirklich verdorben, seine ionische Form nicht  
 die ursprüngliche sei. Das sind dieselben Grundsätze, zu denen  
 wir uns schon einmal (S. 95) bekannt haben, als es galt innerhalb  
 der schriftlichen Überlieferung den ältesten Text zu erreichen. Das  
 war nur ein vorläufiges Ziel; die Betrachtung hat uns weiter  
 geführt zu der Aufgabe, einen Text herzustellen, der durch die

Häufigkeit, mit welcher feste Ionismen und charakteristische Äolismen über ihn verteilt sind, das relative Alter seiner Teile erkennen läßt. Soll dies Werk gelingen, so muß es ohne die Willkür und Voreingenommenheit ausgeführt werden, durch die Fick seiner guten Sache geschadet hat; aber sein Verdienst wird es immer bleiben, die Aufgabe erkannt und den Plan zu ihrer Lösung entworfen zu haben.

### III.

Inzwischen ist die Frage, wie der Übergang der epischen Poesie von einem Stamme zum andern sich vollzogen habe, immer noch unbeantwortet; nur das haben wir erkannt, daß er nicht plötzlich und mechanisch gemacht worden ist. Darüber hinaus können wir höchstens Vermutungen aufstellen, und werden gut tun uns auch mit diesen in recht vorsichtigen Grenzen zu halten. Zweierlei läßt sich mit einiger Zuversicht behaupten. 1) Die Ionier müssen etwas wesentlich Neues, Grundlegendes zur Ausübung der epischen Dichtkunst hinzugebracht haben; denn wie sollte es ihnen sonst gelungen sein alles was bisher auf diesem Gebiete geleistet worden war in ihre Tätigkeit mit aufgehen zu lassen? Dieses Neue war doch wohl der Gedanke, statt der einzelnen Lieder größere Kompositionen zu schaffen, aus denen dann durch weiteres allmähliches Wachstum unsere Ilias und unsere Odyssee hervorgegangen sind. — 2) Zwischen beiden Stämmen muß eine nahe und andauernde Berührung stattgefunden haben, bei welcher die Kulturelemente beider miteinander verschmolzen wurden, und zwar so, daß die Ionier die überlegenen waren, die den geistigen Besitz der andern sich aneigneten. Dies führt auf die Annahme von Kämpfen, in denen beide Stämme miteinander rangen und sich mischten, bis der ältere von dem jugendlich kräftigeren politisch überwunden wurde. Und zu dieser Vorstellung stimmt wirklich die geschichtliche Überlieferung und noch mehr das Bild, das uns die Besitzverhältnisse an der kleinasiatischen Küste in historischer Zeit darbieten.

In neueren Bearbeitungen, welche die griechische Kolonisation in Kleinasien gefunden hat, ist der Versuch aufgegeben in ihr bestimmte Perioden zu unterscheiden; sowohl Beloch (GrG. I S. 58) als Ed. Meyer (GA. II § 161) begnügen sich, die hellenische Besiedlung der Ostküste des ägäischen Meeres im ganzen dem letzten Teil des zweiten Jahrtausends v. Chr. zuzuschreiben. Und das ist

ja wahr, daß die aus dem Altertum überkommenen Wanderungs- und Gründungssagen nicht den Wert von historischen Zeugnissen haben; diese Darstellung ist konstruiert worden, weil man für gewisse historische und geographische Verhältnisse eine Erklärung verlangte und dem naiven Sinn nur eine solche sich darbot, in der die wirtschaftlichen und politischen Zusammenhänge, die in Wirklichkeit maßgebend gewesen sind, durch persönliche Beziehungen der herrschenden Geschlechter ersetzt waren. Aber darum kann doch die Anschauung von jenen historischen Verhältnissen selbst, zu denen man die Erklärung suchte, eine richtige gewesen sein. Wenn wir also lesen (z. B. Strab. XIII 3, p. 582; vgl. Pindar Nem. 11, 34), daß die äolische Einwanderung in Kleinasien unmittelbar an Orestes angeknüpft wird, während die Ionier erst mehrere Generationen später hinübergegangen sein sollen, so daß die Rückkehr der Herakliden zwischen beiden Zügen erfolgt wäre, so zeigt sich deutlich, daß man überzeugt war, die ionischen Kolonien seien jünger als die äolischen, und den Wunsch hatte, dieses Verhältnis aus Geschichte und Genealogie zu erklären. Da tritt nun eben das Epos ergänzend und bestätigend ein, indem es durch seinen sprachlichen Zustand den Beweis liefert, daß wirklich in Kleinasien die Blüte der äolischen Kultur älter war als die der ionischen. Und von dem siegreichen Vordringen der letzteren zeigt uns die Landkarte noch Spuren. Eine der ionischen Städte, Phokäa, lag mitten in äolischem Gebiet und war gewiß nicht in gutem Einvernehmen mit den Anwohnern gegründet worden. Von einer anderen, Smyrna, war es bekannt (vgl. oben S. 166), daß sie ursprünglich äolisch gewesen und erst durch Verrat und Gewalt in den Besitz der Ionier übergegangen war. Und das ist gerade diejenige Stadt, an der besonders fest die Tradition haftete, daß sie der Sitz der homerischen Poesie gewesen sei. Nur Chios könnte ihr darin gleichgestellt werden; und da ist es doch ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß auch dort das Vorhandensein eines ursprünglich äolischen Elementes deutlich erkennbar ist. Bechtel hat<sup>15)</sup> darauf hingewiesen, daß der ionische Dialekt von Chios wie der von Erythrä und Phokäa gewisse Äolismen enthält: das  $\iota$  in den inschriftlich bezeugten Verbalformen  $\pi\rho\acute{\eta}\xi\omicron\iota\sigma\iota$ ,  $\lambda\acute{\alpha}\beta\omega\iota\sigma\iota$ , die

15) Inschriften des ionischen Dialekts (1887) S. 138. Dann in der Bearbeitung derselben Inschriften GDI III 2 (Vorwort S. VII f.).

Gemination des Nasals in den Ortsbezeichnungen Ἄργεννον und, an den Namen der Stadt Πέλινα im westlichen Thessalien erinnernd, Πελιναῖον ὄρος, u. a. dergl. Der Schluß ist nicht zu gewagt, daß einst auch diese Gebiete wie das nahegelegene Lesbos in den Händen der Äoler gewesen und ihnen durch die nachdrängenden Ionier abgenommen worden sind.

Alle solche Folgerungen würden im voraus abgeschnitten sein, wenn die Ansicht von der Entwicklung der Mundarten und der Stämme richtig wäre, die von zwei hervorragenden Forschern vertreten wird. Der eine von ihnen, Eduard Meyer<sup>16)</sup>, stellt Äolisch und Ionisch als eine ursprünglich gemeinsame Mundart den übrigen griechischen Dialekten entgegen: die Charakteristika des ionischen Dialektes seien durchweg das Ergebnis einer sekundären Entwicklung, zu der sich höchstens Ansätze schon im Mutterlande gebildet haben könnten, die aber erst in Kleinasien zu rechter Kraft gelangt sei: »Erst hier ist, wie die ionische Nationalität, so auch die ionische Sprache entstanden.« — Sätze wie diese beruhen auf historischen Grundvorstellungen, die man dem, der sie einmal gefaßt hat, schwer wird rauben können. Doch lassen sich die wichtigsten Erwägungen formulieren, die dagegen sprechen. Daß die Verwandlung des τ vor ι in σ »der tiefgreifendste Unterschied zwischen den griechischen Dialekten« sei, wird von Ed. Meyer willkürlich angenommen. Dies ist aber der einzige wesentliche Zug, in dem Äolisch und Ionisch gemeinsam von allen übrigen Dialekten abweichen. Wenn Ed. Meyer außerdem den Infinitiv auf -ναι anführt, so ist dieser dem eigentlichen Äolisch ebenso fremd wie allen dorischen Mundarten; nur im Arkadischen (und Kyprischen) erscheint er noch, dessen Zwischenstellung schon gelegentlich (S. 160) erwähnt wurde. Sie ist, wie man längst vermutet hat, darin begründet, daß im Peloponnes in ältester Zeit die Heimat ionischer Stämme gewesen ist, was Ed. Meyer § 49 bestreitet, aber § 128 nachweist. Wie in dem μ der Infinitiv-Endung so stimmen die äolischen und dorischen Dialekte vor allem in der Behandlung des langen α-Lautes überein; und der Gedanke diese Gemeinsamkeit im Gegensatz zu der ionischen Trübung in ε als grundlegendes Scheidungsmerkmal zu benutzen, wie unter anderen wieder von

16) GA. II § 49. Eingehender begründet hatte er diese Ansicht schon vorher in den »Forschungen zur alten Geschichte« I (1892) S. 132 ff.

Beloch (GrG. I S. 63) geschehen, ist mindestens ebenso berechtigt wie die von Ed. Meyer angenommene Einteilung nach  $\tau$  und  $\sigma$ . Übrigens hat er selbst sich durch den Vorzustand unklarer Mischung, den er annimmt, an einem richtigen Schluß nicht hindern lassen: in der Übereinstimmung des äolischen Dialektes mit dem thessalischen sieht auch er ein Zeugnis dafür, daß die Äoler aus Nordgriechenland nach Kleinasien hinübergegangen sind (§ 151). Dieser Schluß ist doch nur unter der Voraussetzung möglich, daß der charakteristische Unterschied der äolischen und der ionischen Mundart bereits vor der Einwanderung aus dem Mutterlande fertig war.

Ähnlich widersprechend in sich ist, auch in ihrer neuesten Darlegung, die Theorie von Wilamowitz. Auf der einen Seite hat er die richtigste Erkenntnis der Tatsache, daß in den homerischen Gesängen Äolisch und Ionisch nicht nebeneinander stehen, sondern aufeinander folgen, und erklärt dies aus geschichtlichen Vorgängen (Einl. i. d. griech. Trag. [1907] = Herakles I [1889] S. 65 f.): »Zu »der Zeit, von welcher es zuerst möglich ist sich einigermaßen »ein Bild zu machen, etwa vom 8. Jahrhundert ab, ist der vor- »waltende Stamm der ionische, von seinen Sitzen an der mysischen, »lydischen, karischen Küste nicht nur nach Norden und Süden »übergreifend sondern bereits die Propontis und fernere Gestade »mit Pflanzstädten besetzend. Die süddorischen Inseln haben die »innerliche Ionisierung bereits begonnen, vorbildlich für das Mutter- »land; aber auch die Äoler sind schon im Niedergange, verlieren »manche Küstenplätze und sind in der Kultur nunmehr die »empfangenden. Dennoch erkennen wir, daß es einst umgekehrt »gewesen war. Eben das Epos, welches doch der lebendige Aus- »druck der ionischen Suprematie ist, trägt die deutlichsten Spuren »in Form und Inhalt davon, daß es aus äolischer Wurzel stammt.« Zu diesen Sätzen stimmt in der Studie über »die ionische Wanderung« (Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wiss. 1906 S. 59 ff.) der Hinweis auf den alten Bestand äolischer Niederlassungen auf dem asiatischen Festlande, von dem Smyrna an die Ionier verloren gegangen sei (S. 61) und dem auch Erythrä und Chios einst »mindestens zum Teil« angehört haben müßten, wie aus den äolischen Spuren im Dialekt dieser Städte hervorgehe (S. 62 f.). Hiernach wären Äoler und Ionier deutlich geschiedene Stämme mit ebenso deutlich geschiedenen Mundarten. Aber das ist nun doch nicht die Meinung. Vor zwanzig Jahren schrieb Wilamowitz

(Herakl. I S. 66): »Die neuen Stämme waren niemals vorher da-  
 »gewesen, sowohl Äoler wie Ionier bilden sich erst allmählich  
 »unter dem Druck besonderer geschichtlicher Faktoren. Zunächst  
 »war das Mischungsverhältnis der Bevölkerung allerorten verschie-  
 »den, die geschichtlichen Faktoren waren verschieden, und so er-  
 »gaben sich zunächst ganz verschiedene Volks- und Sprachtypen.  
 »Eine Sprachgrenze von Äolisch und Ionisch gab es also auch  
 »noch nicht; diese ward erst gezogen, als der Zusammenschluß  
 »der Staatenbünde bestimmte Kreise zog.« — Und der Aufgabe,  
 diese Entwicklung genauer zu schildern, sind die beiden neueren  
 Untersuchungen gewidmet: »Panionion« (Sitzungsber. 1906 S. 38 ff.),  
 und die schon erwähnte über die ionische Wanderung.

Wilamowitz geht die Gründungssagen der einzelnen ionischen  
 Städte in Kleinasien durch und stellt fest, daß die verschiedensten  
 Landschaften — Böotien, Argolis, besonders oft Kreta — als ältere  
 Heimat der Ansiedler bezeichnet werden (S. 63—68). Wo als  
 Gründer oder Mitgründer, was doch etwa bei der Hälfte der Städte  
 der Fall ist, Söhne des Kodros oder überhaupt Athener vorkom-  
 men, sucht er wahrscheinlich zu machen, daß diese erst nach-  
 träglich in die Sage eingesetzt seien. So gelangt er zu der Ansicht,  
 daß die Sondertraditionen der ionischen Städte von einer Herkunft  
 aus Attika nichts gewußt hätten. Dem steht nun gegenüber die  
 bekannte Überlieferung, die den großen Zug der ionischen Kolo-  
 nisten teils aus Achaia teils von Athen kommen läßt (Herodot  
 VII 94. I 447); Wilamowitz glaubt auch hier zwei zu verschie-  
 dener Zeit und aus verschiedenem Anlaß entstandene Darstellungen  
 zu erkennen. Sobald die Ionier in Kleinasien zu einem Gefühl der  
 Zusammengehörigkeit gekommen waren, wünschten sie einen Ge-  
 samtnamen zu haben, der zugleich ihre Abstammung aus einer  
 gemeinsamen griechischen Heimat ausdrücken sollte; dazu bot sich  
 aus dem Epos der Achäername, die Kolonisation wurde nun in der  
 Vorstellung ein achaischer Eroberungszug »nach Analogie der Ilias-  
 fahrt Agamemnons«; und da man sich im Mutterlande nach einem  
 Ausgangspunkt für diesen Zug umsah, so ergab sich von selbst  
 die Landschaft, die nun Achaia hieß. Weiter: »sobald sich jener  
 »Gegensatz unter den asiatischen Griechen herausstellte, den die  
 »politischen Bünde repräsentieren, mußte man nach neuen Samt-  
 »namen greifen, und da haben Kolophon, Samos, Milet und Nach-  
 »barn den Ioniernamen gewählt, und vor dem ist der achäische

»zurückgetreten.« Später dann, zur Zeit »als Athen den asiatischen  
 »Griechen das Perserjoch abnahm, bestand der Bund der zwölf  
 »ionischen Städte nicht mehr. Athen ging darauf aus, alle seine  
 »Untertanenstädte als Kolonien zu bezeichnen, um dadurch seiner  
 »Herrschaft eine innere Berechtigung zu geben. — — — Es gibt  
 »keine Instanz dagegen, daß diese ionische Wanderung, die spätere  
 »Vulgata, ein Reflex des attischen Reiches ist.«

Eine wesentliche Voraussetzung dieser ganzen Hypothese (S. 70 f.) bildet der Satz, daß den Sonderüberlieferungen höherer Wert beizulegen sei als der allgemeinen Herleitung der Ionier aus Achaia und Attika; und eben dieser Satz wird doch von Wilamowitz mehr postuliert als bewiesen. Wenn er sich darauf beruft (S. 73), daß die Kreter, die in mehreren Einzelsagen auftreten, »durch keinerlei Beziehungen der späteren Zeit hineingetragen« sein können, so gilt ja das Gleiche von den Achäern. In bezug auf die Ionier konstruiert er einen Gegensatz zwischen Herodot und Pherekydes (bei Strabon p. 632): erst dieser wisse »von der ionischen Wanderung »als einer einmaligen Expedition athenischer Auswanderer unter »Führung von Kodrossöhnen«. Aber auch Herodot sagt (I 147): εἰσι δὲ πάντες Ἴωνες, ὅσοι ἀπ' Ἀθηνέων γεγονάσι καὶ Ἀπατούρια ἄγουσι ὀρτήν. Der Unterschied besteht nur darin, daß Herodot in dieser kurzen Erklärung keine Einzelheiten erwähnt. Vor allem aber: aus sehr viel älterer Zeit ist ein Zusammenhang zwischen Ionien und Athen durch Solon bezeugt, in einem der Fragmente welche uns die unter Aristoteles' Namen gehende Ἀθηναίων πολιτεία erhalten hat: γινώσκω, καὶ μοι φρενὸς ἔνδοθεν ἄλγεα κείται, πρεσβυτάτην ἐσορῶν γαῖαν Ἰαονίας καινομένην. Wilamowitz' Versuch, dieses Zeugnis als unwirksam zu erweisen, ist nicht gelungen<sup>17</sup>). Seine Theorie müßte daran scheitern, wenn es nicht

17) Wichtig ist dabei πρεσβυτάτην. Wilamowitz meint (S. 72), das Wort bedeute seiner Herkunft nach nichts anderes als πρέσβιστος, also den Vorrang, nicht das Alter; beruhe der Vorrang auf dem Alter, so heiße das eigentlich πρεσβύτατος γενεῆ, wie Z 24. Doch nicht; hier ist der Zusatz gemacht, weil der Bastard natürlich trotz seines Alters nicht der vornehmste unter den Brüdern ist. Übrigens bezeichnet gerade πρεσβύτατος γενεῆ unter Umständen die vornehme Herkunft ohne Gedanken an das Alter, Δ 59 f.; also dasselbe wie im Komparativ γενεῆ ὑπέρτερος Δ 786: und hier steht gar πρεσβύτερος, der »ältere«, dem vornehmeren gegenüber. So haben wir allen Grund an der bisherigen Auffassung festzuhalten, daß sich für die Formen von πρέσβυς wie für so manche Synonyma



ohnehin im höchsten Grade unglaublich wäre, daß dieselbe Volksgemeinschaft zweimal innerhalb weniger Generationen sich einen Namen und eine Herkunft erfunden haben soll.

Kretschmer hat deshalb gewiß einen richtigen Weg eingeschlagen, wenn er sich, an Ed. Meyer und Wilamowitz anknüpfend, aufs neue bemühte, die Stellung der Ionier innerhalb der griechischen Stämme von der Voraussetzung aus zu begreifen, daß ihre Herleitung aus Attika und Achaia auf die Erinnerung an Tatsachen, und zwar im Grunde an eine und dieselbe Tatsache, zurückgehe. In dem schon gelegentlich berührten Aufsatz über »Ionier und Achäer« (Glotta I [1907] S. 9—34) führt er den Gedanken aus, daß die älteste Bevölkerung des griechischen Mutterlandes die gewesen sei, aus der die Ionier des Ostens hervorgegangen sind, so daß »die Achäer schon eine zweite Schicht darstellen, die sich auf die 'ionische' lagerte, wie später die »dorische auf die achäische.« Zu einer umfassenden Bedeutung sei der Ioniernamen erst in Asien gelangt; im Mutterlande habe die älteste Bevölkerungsschicht wahrscheinlich gar keinen zusammenfassenden Namen geführt, vielmehr werde jeder einzelne Stamm seinen besonderen Namen getragen haben. Herodot nennt die ältesten Bewohner Griechenlands »Pelasger«, und rechnet zu ihnen die Ionier und im besonderen die Athener (I 56. VII 94. VIII 44); dies stimmt zu Kretschmers Vermutung. Und wenn diese pelagisch-ionische Bevölkerung in ältester Zeit, ehe die Achäer kamen, den ganzen Peloponnes und Mittelgriechenland inne gehabt hat, so würde sich hieraus die auffallende Erscheinung erklären, daß die Ionier Kleinasiens aus so verschiedenen Gegenden des Mutterlandes, unter anderen auch aus Achaia, ihre Herkunft ableiteten. Vor der Konsequenz, daß dann Kreta ebenfalls eine frühere ionische Periode gehabt haben müsse, scheut Kretschmer nicht zurück, findet vielmehr gerade hier, in den Anschauungen über die Perioden kretischer Geschichte die von archäologischen Gesichtspunkten aus gewonnen worden sind, eine Bestätigung seiner Hypothese (S. 24 f.).

auch in anderen Sprachen der Begriff der Würde aus dem des Alters entwickelt habe. Was Solon gemeint hat, läßt sich freilich nicht sicher bestimmen; nur kann ich nicht zugeben, daß »ältestes Land« deshalb unmöglich sei, weil die Länder nicht wie Kinder oder Städte hintereinander geboren werden. Sie werden doch nacheinander besiedelt. Und die Kürze des Ausdrucks würde der Dichter zu verantworten haben.

Daß es eine solche ist und vorläufig bleibt, wird er selbst nicht bestreiten. Völlig sicher dabei scheint mir nur der Grundsatz der Untersuchung: angesichts der bunten Mannigfaltigkeit geschichtlicher oder sagenhafter Nachrichten, die schwer in Einklang zu bringen sind, haben wir um so mehr Ursache, die Grundlinien festzuhalten, die uns in den charakteristischen Unterschieden der Dialekte wie in ihrer geographischen Verteilung gegeben sind. In dem Vertrauen zu den Schlüssen, die sich aus dem Zustande der Mundarten — bei Homer und auf dem Boden Kleinasien — ziehen lassen, braucht es uns nicht irre zu machen, daß die Sammelnamen der Stammgruppen »Äoler, Dorer, Ionier« erst in verhältnismäßig später Zeit hervortreten. Dies deutet freilich darauf hin, daß die vielen kleineren Stämme und Stämmchen erst spät zum Bewußtsein ihrer Einheit gelangt sind; aber darum kann sehr wohl diese Einheit tatsächlich schon vorher bestanden haben. Sie äußerte sich in gemeinsamen Sprach- und Lebensgewohnheiten, die aus gleicher Herkunft erwachsen waren und durch allen Wechsel der Zeiten bewahrt wurden, bis schließlich ihre Träger auf die Gemeinsamkeit dieses Besitzes achteten und aus ihr die Erkenntnis schöpften, daß sie selbst durch ursprüngliche Verwandtschaft verbunden seien.

Die Theorie, daß Äolisch und Ionisch erst in Kleinasien aus einem älteren Mischdialekt sich gesondert haben, würde für die homerische Frage zu einer sehr wichtigen Konsequenz führen. Die Jahrhunderte, in denen das Epos geblüht hat, sind dieselben, in denen jene Aussonderung allmählich erfolgt sein mußte. Demnach hätte man anzunehmen, daß die Dialektmischung im Epos nicht etwas sekundär Gewordenes wäre, sondern eben der Niederschlag jenes ursprünglichen Mischzustandes. Wie stellt sich Wilamowitz zu diesem Gebrauch, der von seiner Lehre gemacht werden könnte? Früher glaubte ich, er würde ihn ablehnen; aber nun scheint er sich selber dazu zu bekennen. Die »äolischen Iliaden« erklärt er für »Phantome« (Ion. Wanderg. S. 61) — mit Recht, wenn damit gesagt sein soll, daß es nicht mehr möglich ist aus unsrer Ilias eine äolische Urilias herzustellen; mit Unrecht, wenn damit die Realität einer rein äolischen Periode des Helden gesanges bestritten werden soll. Und eben dies ist doch wohl die Meinung. »Es dürfte vorschnell gewesen sein, von Gedichten aus »dieser Gegend — Smyrna, Phokäa, Erythrä, Chios — einen reinen

»Dialekt zu fordern« (S. 63): das kann immer noch zweierlei bedeuten. Entweder: das ursprünglich äolische Epos mußte, als es in diese Gegend verpflanzt und in ihr fortgepflanzt wurde, ionische Elemente in sich aufnehmen; oder: die Sprache dieser Gegend, in der sich Äoler und Ionier noch nicht gesondert hatten, war eine noch unentschiedene Mischsprache, und nur in dieser natürlichen Mischsprache konnte hier gedichtet werden. Zu der ersten Auffassung würde der Satz stimmen, der gleich folgt: »es »entspreche den Verhältnissen, daß das Epos sich immer mehr »ionisiert.« Aber die ausführlichere Schilderung des Vorganges, die an einer späteren Stelle derselben Abhandlung gegeben wird, zwingt uns die Worte anders zu verstehen. »Es wird niemals »möglich sein«, so heißt es dort (S. 75), »wirklich zu erkennen, »warum am Ende aus dem Chaos hier eine lykische oder karische »oder griechische Stadt auftaucht, und wenn sie griechisch ist, »warum sie äolisch oder dorisch oder ionisch ist. Natürlich liegt »sehr viel an den Ingredienzen, die sich in ihr zusammengefunden »haben, aber die neue Umgebung, die Nachbarschaft, die Über- »macht der Zentra in Politik und Kultur, wirken nicht weniger. [Gewiß; aber doch nur da, wo ein Zentrum von bestimmtem geistigen Charakter schon gegeben war.] »Wir entnehmen der »Erde die Reste des Hausrates und der Bauten, der bildenden »Künste: da braucht sich gar kein nationaler Unterschied fühlbar »zu machen. Um so stärker tritt er in der Sprache hervor; [Also doch?] »aber da wirkt sofort [Wann?] das literarische Vorbild, »also die Suprematie eines geistesmächtigen Ortes oder Standes »oder Mannes wie Homer aus dem äolisch-ionischen Smyrna, sei »er nun Person oder Typus. Sänger sind es, die das Äolische von »Lesbos zu einer festen Sprache gemacht haben; Denker haben »die ionische Sprache in Milet geformt, und die Sprache und Lite- »ratur zwingt zu übereinstimmendem Reden und Denken; sie »nivelliert, um zu nationalisieren. Die Einheit ist das Endergebnis »des geschichtlichen Prozesses.« — Das ist doch nicht mehr miß- zuverstehen. Der Verfasser gedenkt dann der freilich unverkennbaren Verwandtschaft zwischen Mundarten Asiens und des Mutterlandes, wie Lesbisch — Thessalisch, Kyprisch — Arkadisch, und gibt zu, daß auch diese Verwandtschaft für die Geschichte der Volksstämme verwertet werden müsse, kommt aber von hier nur zu erneuter Betonung seiner Grundansicht: »Darum sind doch die

»Volks- und Sprachindividualitäten Äolisch, Ionisch, Dorisch erst »in Asien entstanden.« Wilamowitz vertritt also wirklich diejenige Folgerung aus seiner Stammtheorie, vor der — in seinem Sinne, wie ich meinte, — in der ersten Auflage dieses Buches gewarnt worden war. Um so mehr war es geboten auf diese Theorie etwas näher einzugehen; da sie nicht bestehen kann, so ist der aus ihr sich ergebenden Ansicht von der Natur des homerischen Dialektes der geschichtliche Boden entzogen.

Aber auch unmittelbar und rein von der sprachlichen Seite betrachtet erscheint diese Ansicht ganz unhaltbar<sup>18)</sup>. Der ältere Gesamtdialekt, aus dem die beiden Mundarten sich ausgesondert haben sollen, müßte doch im Vergleich zu ihnen etwas Einfaches gewesen sein; er müßte alle die Merkmale enthalten haben, in denen Äolisch und Ionisch übereinstimmen, und daneben an den Stellen, wo beide voneinander abweichen, eine ursprünglichere Gestalt, aus der sich durch Differenzierung das Abweichende entwickelt haben könnte. Überall aber, wo in der Wirklichkeit Äolisch und Ionisch verschmolzen auftreten, da zeigt sich nicht größere Einfachheit, sondern erhöhte Mannigfaltigkeit. Das Arkadische nimmt ja eine mittlere Stellung ein. Und wenn dort alle Verba auf  $-\acute{\omega}$ ,  $-\acute{\alpha}\omega$ ,  $-\acute{\omicron}\omega$  nach äolischer Weise in die Analogie der Verba auf  $-\mu\iota$  übergegangen sind, der Infinitiv des nichtthematischen aktiven Präsens immer der ionischen Bildung folgt ( $\tilde{\eta}\nu\alpha\iota$ ), so könnte man vielleicht sagen, dies seien zwei Merkmale einer die beiden großen Zweige noch ungespalten darstellenden Vorstufe. Trotzdem sagt das niemand, sondern man sucht die scheinbare Doppelnatur der Mundart aus Verbindungen und Berührungen zu erklären, durch die der arkadische Stamm im Verlaufe seiner Geschichte hindurchgegangen sei<sup>19)</sup>. Vollends muß so die epische Sprachmischung beurteilt werden, in der die verschiedenen Elemente nicht nach

18) Die folgenden Sätze entnehme ich im wesentlichen meiner Abhandlung »Erfundenes und Überliefertes bei Homer«. NJb. 15 (1905) S. 3.

19) Hinrichs, De Homericæ elocutionis vestigiis Aeolicis (1875) S. 9, nahm an, das Ionische bilde die Grundlage, so daß einzelne äolische (achäische) Bestandteile hinzugekommen wären; nach Otto Hoffmann, Griech. Dial. I (1894) S. 6 ff. 332, war die Reihenfolge umgekehrt. In dem Zusammenhang von Kretschmers Hypothese über die Vorgeschichte der Ionier hat die Hinrichssche Ansicht eine neue Stütze gewonnen (Glotta I S. 26). Vgl. oben S. 180.

irgendwelcher auch nur äußerlichen Regel verteilt sind, sondern jedesmal innerhalb derselben Gruppe die heterogenen Formen nebeneinander stehen: ἔμμεναι und εἶναι, ἀργεννός und φαιινός, ταλαύρινος und ἄρρηκτος, ἄμμι und ἡμῖν, λαός und νηός, μάν und μῆν. Ein solches Gemenge kann unmöglich den ungespaltenen Zustand eines früheren Gesamtdialektes darstellen; es muß auf unorganischem Wege unter der Einwirkung äußerer Ursachen entstanden sein<sup>20</sup>). Ja bei ἀπηύρων sahen wir (S. 155) an einem und demselben Worte, wie ein ionischer Dichter eine äolische Form, die er nicht mehr verstand, im Sinne seiner eignen Mundart weiterbildete: hier liegt also die Schichtung unmittelbar zutage.

Es war unerläßlich, alle Möglichkeiten einer anderen Auffassung des Sprachzustandes bei Homer genau zu prüfen, um die Ansicht, zu der wir gelangt waren (S. 178), gegen jeden Zweifel sicher zu stellen. Nachdem das geschehen und das Grundverhältnis klar und, wie ich hoffe, anschaulich erkannt ist, dürfen wir daran gehen, ihm auch auf anderen Gebieten nachzuspüren. Wenn im Epos Schichten übereinander gelagert sind, die ihrer Sprache nach verschiedenen Perioden und Kulturkreisen angehören, so erhebt sich die Frage und läßt sich nicht abweisen: ob Zeugnisse dieses allmählichen Wachstums nicht auch in den Ereignissen und Zuständen erkennbar sind, von denen uns erzählt wird. Die sprachgeschichtliche Analyse fordert selbst, daß sie durch eine vergleichende Betrachtung des Inhaltes der Epen ergänzt und fortgesetzt werde.

20) Zu der Annahme einer ursprünglichen äolisch-ionischen Gemeinsprache bekennt sich auch Drerup, Die Anfänge der hellenischen Kultur: Homer (1903) S. 48. 55—95. 407 f. Er unterscheidet aber hiervon denjenigen äolisch-ionischen Dialekt — die Sprache des Epos —, der sich später im Grenzgebiete beider Stämme an der kleinasiatischen Küste durch Berührung der beiden bereits fixierten Mundarten als ganz junge Mischbildung entwickelt habe und in dem das Ionische dominiere.